Hermann Tönjes

Ovamboland

H.A.U.M
Vh J.DUSSEAU & Cie
KAAPSTAD P.O. 288

J. du Plessis.

4 DEC. 1941
MERENSKY-BIBLIOTEEK
UNIVERSITEIT VAN PRETORIA.
Klasnommer ZPA·24·051
Registernommer 68540
TONJES

Ovamboland

Land Leute Mission

Mit besonderer Berücksichtigung seines größten Stammes

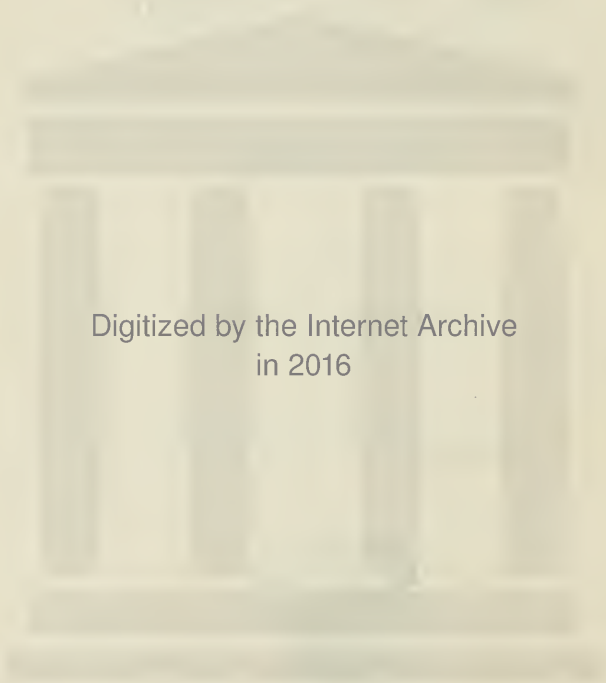
Oukuanjama.

Von

Hermann Tönjes
Missionar.

Mit 32 Vollbildern und 1 Karte.

Berlin 1911.
Verlag von Martin Warneck.



Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/ovambolandlandle00tonj

Vorwort.

Neben den vielen Büchern, welche in letzter Zeit über unsere Kolonien und deren Bewohner geschrieben sind, bittet auch vorliegende Arbeit um einen bescheidenen Platz. Was mich zu ihrer Herausgabe veranlaßte, war der Umstand, daß über Ovamboland — abgesehen von vielen kürzeren und längeren Abhandlungen in Tageszeitungen und Zeitschriften — bisher noch keine Spezialarbeit vorlag. Das Buch möchte diese bis heute in unserer Kolonialliteratur bestandene Lücke beseitigen helfen und das Ovamboland und seine Bewohner allen Kolonial- und Missionsfreunden etwas näherrücken.

Im ersten Teile befindet sich eine kurze Beschreibung des Landes, seiner Pflanzen- und Tierwelt, sowie seiner klimatischen Verhältnisse. — Im zweiten Teile habe ich die Bewohner, wie ich sie während meines dortigen neunjährigen Aufenthaltes im täglichen Umgang kennen lernte, zu schildern versucht. Wohl wenige dürften eine Ahnung davon haben, wie mühsam es oft ist, als Fremdling unter einem heidnischen Volke Eingang zu finden. Schwierigkeiten mannigfachster Art müssen überwunden werden, um dessen Vertrauen zu gewinnen, und erst wenn dies gelang, ist ein genaues Studium der politischen, sozialen und religiösen Verhältnisse möglich. Vorliegende Arbeit macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit, aber sie ist das Ergebnis langjähriger Forschungen und Beobachtungen, welche auch vielleicht für weitere Kreise ein Interesse haben dürften. Die meisten Stämme des Ovambolandes harren ja noch der Erforschung. Hier ist noch viele und dankenswerte Arbeit zu leisten! — Der Schluß gibt eine kurze Schilderung über die Mission. Im Rahmen dieses Buches war eine solche Kürze geboten; an den meisten Stellen konnte es sich nur

um möglichst knappe Andeutungen handeln. Möge man auch diesem Teil des Buches eine freundliche Beachtung schenken. Vielleicht kann er dazu dienen, auch manches bisher gegen die Mission gehegte Vorurteil zu zerstören.

Die beigegebenen Illustrationen stammen zum größten Teil von Freunden und Bekannten. Besonderen Dank schulde ich dem Direktor der afrikanischen und ozeanischen Abteilung des Völkermuseums in Berlin, Herrn Professor Dr. von Luschan, der mir mit größter Bereitwilligkeit von vielen im Museum befindlichen Ovamboraritäten Abbildungen anfertigen ließ. Ferner habe ich dem Kolonialamt, Herrn Dr. G. Hartmann und vor allem auch Herrn Missionar Wulfhorst für freundlichst überlassene Photographien zu danken.

Um eine möglichst genaue Aussprache der vorkommenden Namen und Texte zu erzielen, wolle man folgendes beachten: Bei ṁ und ṅ ist vor diesen beiden Konsonanten ein mit leisem Hauch gesprochenes ch hörbar. — ṅ ist ähnlich dem ng im englischen finger. — s entspricht unserm sch. — i und u sind vor folgendem Vokal unsilbisch; ersteres wird fast wie j und letzteres fast wie englisches w gesprochen. í und ú sind stets silbisch und betont. — v wird wie w im Deutschen und x beinahe wie ch gesprochen; letzteres ist ähnlich dem g des Westfalen in gut. — Die Betonung liegt meist auf der vorletzten Silbe.

Als Sprachprobe sind Seite 95 ff. einige Originaltexte beigegeben. Weiteres Sprachmaterial findet sich in meinem Lehr- und Wörterbuch der Ovambosprache, Band 24 und 25 der Lehrbücher des Königlichen Seminars für orientalische Sprachen in Berlin.

Sowohl jene beiden Bücher als auch vorliegendes über Land und Leute möchten Hilfsmittel sein für den Verkehr mit den Bewohnern des Ovambolandes, und ich darf sie darum wohl als einen bescheidenen „Beitrag zur Lösung der Ovambofrage" — über welche ja in letzter Zeit sehr oft verhandelt wurde — bezeichnen.

H. Tönjes.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Allgemeine Vorbemerkungen 1

Das Land der Ovakuanjama

Bodenverhältnisse 6
Pflanzenwuchs 6
Wasserverhältnisse (Klima und Temperatur) . . . 12
Im Lande herrschende Krankheiten 21
Die Tierwelt des Landes 26

Die Ovakuanjama

Herkunft 36
Äußere Erscheinung 40
Bekleidungs- und Schmuckgegenstände 40
Zahnverstümmelung, Beschneidung, Tätowierung . 47
Die Wohnstätten 48
Hausgeräte 56
Waffen 58
Verteilung der täglichen Arbeiten 59
Industrie 66
Nahrungsmittel 68
Tägliche Mahlzeiten 75
Fischfang und Jagd 78
Musik und Musikinstrumente, Tanz und Spiel . . 81
Handel und Verkehr 84
Zeitrechnung, Zählen, Astronomie 89
Anhang (Fabel und Rätselfragen) 94
Politische und soziale Verhältnisse 108
Regierung 108
Thronfolge 118

Seite

Einteilung des Landes 120
Krieg 121
Rechtspflege 125
Allgemein gültige Landesgesetze 125
Mord, Körperverletzung, Diebstahl 126
Ehegesetze 128
Erbrecht 130
Gewohnheitsrecht 131
Heirat, Geburt, Tod 132
Heirat 132
Geburt 144
Tod 147
Charakter des Volkes 150
Die Religion 193
Gottesbegriff 193
Geister und Dämonen 194
Religiöse Sitten und Gebräuche 200
Böse und gute Omina 203
Zauberer und Zauberei 209

Die Mission im Ovamboland

Geschichte 248
Die Missionspraxis 259
Der Weg zu den Herzen der Heiden 259
Die Heidenpredigt 268
Die erzieherische Tätigkeit der Mission 283
Der Missionserfolg 305

Allgemeine Vorbemerkungen.

Hoch im Norden unserer südwestafrikanischen Kolonie, vom Hereroland durch eine gewaltige Steppe getrennt, liegt das Ovamboland. Dieser Name ist den eigentlichen Bewohnern desselben unbekannt; er dürfte von ihren südlichen Nachbarn, den Ovaherero, gebildet sein. Was wir heute als Ovamboland bezeichnen, ist ein weit ausgedehntes, im Nordwesten und Norden bis an den Kunene und Okowango, und im Osten mit seinem Caprivizipfel bis an den Sambesi reichendes Gebiet. Nach Süden hin bildet die schon erwähnte Steppe die Grenze.

Im Gegensatz zum Hereroland mit seinen gewaltigen, majestätischen Höhenzügen ist das Ovamboland eine ungeheure, mit kaum merkbaren Wellungen versehene Fläche. Der Boden ist meist sandig; an der Oberfläche liegende Steine gehören in diesem Lande zu den größten Seltenheiten. Ein gewisses, doch nicht sehr festes Gestein findet man, besonders in sandigem Boden, oft 1 bis $1^1/_2$ m unter der Oberfläche. Die Durchbrechung desselben gelingt jedoch in den meisten Fällen schon mit einer guten Spitzhacke.

Trotz der oft sehr geringen Niederschläge ist die Vegetation des Ovambolandes eine reiche. Überall trifft der Besucher desselben, im Gegensatz zum Hererolande, große Bestände von Laubbäumen, welche ihm in der heißen Jahreszeit den ersehnten Schatten reichlich spenden. Besonders überrascht wird man durch die reiche Vegetation des Landes, wenn man sich demselben von Süden, also vom Hererolande aus, nähert.

Von Okaukuejo aus führen zwei Wege nach Norden über die von den Ovandonga Ombuga genannte Steppe. Der eine geht über Okahakana und Noholongo. Obwohl er der län-

gere ist und für Wagen sehr schwer passierbares Terrain hat, besitzt er doch den Vorzug, daß man auch in der trockensten Jahreszeit auf den vorhin genannten beiden Plätzen stets Wasser findet. Der andere führt über Okondeka, Ekatumare und Ekuma. Er ist bedeutend kürzer als jener, hat aber dafür den Nachteil, daß man in der späten Jahreszeit, also von August oder September an, nur selten trinkbares Wasser findet. Welchen Weg man auch wählen mag, in dem meist sehr sandigen Terrain der Ombuga kommen Wagen und Reittiere nur langsam vorwärts. Am meisten wird das Reisen durch den oben erwähnten Wassermangel erschwert. Es ist aber auch keine Seltenheit, daß sich in guten Regenjahren an gewissen Stellen der Ombuga solche Wassermengen ansammeln, daß an ein Passieren derselben mit Wagen kaum zu denken ist.

An den meisten Stellen ist diese Fläche mit meterhohem Grase bewachsen. Hin und wieder erblickt unser Auge auch vereinzelt umherstehende Bäume und Sträucher. Je weiter nach Norden, um so zahlreicher werden dieselben. Überraschend ist auch der große Wildreichtum dieser Fläche. Auch Löwen und Leoparden sind hier nicht selten. Als ich Juli 1904 wieder das besondere Vergnügen hatte, die Ombuga zu durchfahren, machte ich bei Ekuma auch die Bekanntschaft der ersteren. In Okaukuejo hatten wir das letzte gute Trinkwasser erhalten, welches aber am dritten Tage bedenklich auf die Neige gegangen war. Auch die Zugtiere litten sehr unter dem drückenden Wassermangel. Vom Ovamboland kommende und nach dem Süden wandernde Leute erzählten uns, Ekuma habe reichliches und gutes Wasser, und diese Aussicht ließ uns die beschwerliche Reise mit neuem Mut fortsetzen. Was nicht unbedingt am Wagen nötig war, Personal und Zugtiere, eilten voraus. Gegen 8 Uhr abends langten wir endlich bei Ekuma an. Ich eilte gleich mit einem Emaillebecher in der Hand zum Wasser, um die Güte desselben zu versuchen in der frohen Zuversicht, daß sich hier Durstige noch einmal laben könnten. Aber wie „bitter" wurde ich enttäuscht! Das Wasser war so salzig, daß man auch nicht das geringste Quantum von demselben genießen konnte; von

demselben gekochter Kaffee und Tee wollten auch nicht munden. Was war zu machen? Weiter mußten wir, sobald wie möglich; aber einige Stunden Ruhe waren für Menschen und Tiere unbedingt erforderlich. Es wurde also beschlossen, zu übernachten und am nächsten Morgen in aller Frühe weiter zu fahren.

Schon gleich nach meiner Ankunft bemerkte ich, wie mein Hirte, suchend und ängstlich umherspähend, in dem hohen Grase herumwanderte. Auf meine Frage, was er denn dort mache, erhielt ich die Antwort: „Hier ist etwas!" „Was kann da sein!?" rief ich ihm zu, „die Angst hat dich gepackt und darum siehst du wieder alles Mögliche und Unmögliche."

Bald lagen die meisten am Wagen befindlichen Lebewesen im tiefen Schlaf; die Zugtiere hatten sich gleich neben dem Wagen, kaum zehn Schritt von demselben entfernt, niedergelassen. Ich lag in meinem Klappstuhl am Feuer, über mir der sternbesäte Himmel, um mich her die wundervoll schweigende Nacht. Auf einmal springt einer der Ochsen mit furchtbarem Gebrüll auf. Sogleich ist alles erwacht. Meine Leute ergreifen Feuerbrände und eilen mit denselben auf die andere Seite des Wagens, wo sich die Ochsen gelagert hatten. Alle waren auf und davon, und es kostete Mühe, sie wieder zu sammeln; beim Nachzählen fehlte keiner.

Was war geschehen? Ein Löwe hatte sich herangeschlichen und einen meiner besten Ochsen angefallen. Durch das Geschrei der mit Feuerbränden versehenen Leute wurde er vertrieben, seine Beute im Stich lassend; aber noch lange nachher verkündete sein durch die stille Nacht ertönendes Brüllen — welches bald von einer andern Seite erwidert wurde — daß er durch das Mißlingen seines Raubes nicht in bester Laune war. Für uns war diese Situation höchst unbehaglich. Wenn man diese Tiere hinter festen Gittern beobachten kann, dann ist ihre Nähe ja nicht beängstigend. Ungemütlicher schon wird die Sache, wenn sie in dunkler Nacht auf offener Steppe uns umkreisen und man jeden Augenblick auf ihren Besuch gefaßt sein muß.

Mit Tagesanbruch hatten wir bald den angefallenen und verwundeten Ochsen herausgefunden. Die von den Krallen des

Löwen erhaltenen Wunden waren so tief, daß das Tier noch an demselben Tage einging. Bald fanden wir auch die Spur des Raubtieres, welche nur 10 m von der Stelle, wo ich in meinem Klappstuhl lag, vorbeiführte.

Ich wies schon auf die in der Steppe vereinzelt auftretenden Bäume und Sträucher hin. Nördlich von Ekuma werden dieselben immer zahlreicher. Bald erblicken wir in der Ferne sogar ein kleines Wäldchen, namens Itota. Allen Besuchern des Ovambolandes dürfte dasselbe, falls sie ihre Reise nach dort, und zwar auf diesem Wege und per Wagen, machten, wohl unvergeßlich bleiben. In dem hier besonders weichen Sande sinken die Räder der schwerbeladenen Wagen tief ein, und letztere sind nur mit größter Anstrengung von Menschen und Tieren vorwärts zu bringen. Wie manche Wagendeichsel mag auf dieser Stelle schon in Splitter gegangen sein!

Nördlich von Itota breitet sich die Ombuga wieder in ihrer ganzen Größe und Majestät aus. Am vierten Tage unserer Reise auf jener Fläche sehen wir, wenn nicht besondere Ereignisse das Vorwärtskommen hindern, wie im Norden eine dunkle Linie, einer großen Hecke gleich, die Fläche zu begrenzen scheint. Je näher wir kommen, um so mehr wächst diese Hecke in die Höhe, bis sie sich schließlich in eine Anzahl großer und kleiner Bäume auflöst. Bald ist die seltsame Wand erreicht, und auf einmal sehen wir uns in eine neue Welt versetzt. Hinter uns die unabsehbare, menschen- und wasserleere Steppe, vor uns die wundervollen, dunkellaubigen Bäume und hochstämmigen Fächerpalmen, zwischen denen wir die Gehöfte und Gärten der Leute wahrnehmen. Je weiter nach Norden, um so reicher wird die Vegetation. In Ondonga, dem südlichsten Stamm des Ovambolandes, haben wir den allmählichen Übergang von der Steppe zum bewaldeten Gebiet.

In das Gebiet des Ovambolandes teilt sich eine Reihe einzelner Stämme. Durch das ganze Land ziehen sich, die Grenzen der verschiedenen Stammesgebiete bildend, breite Waldgürtel. Jeder Stamm hat seine besonderen, von dem des andern oft sehr verschiedenen Sitten und Gebräuche, sowie seinen

eigenen Dialekt. Der größte und bedeutendste von allen ist Oukuanjama. Die Zahl seiner Bewohner, der Ovakuanjama, dürfte mit 80 000 nicht zu hoch, eher noch zu niedrig bemessen sein. Mit der Beschreibung dieses Stammes haben wir es hier zu tun. Bemerkt sei, daß viele Schilderungen desselben auch auf die andern Stammesgebiete und deren Bewohner zutreffen. Durch die bisher bestehende Grenzführung ist der Stamm Oukuanjama in zwei Hälften geteilt, von denen die größere auf Portugiesisch-Angola entfällt.

Die auf deutschem Gebiet liegenden Stämme sind: Ondonga (30 000), Oukuambi (20 000), Ongandjera (15 000), Oukualudi (7000 und Ombalantu (7000). Durch die in Klammern stehenden Zahlen ist die ungefähre Einwohnerzahl eines jeden Stammes angegeben.

Das Land der Ovakuanjama.

Bodenverhältnisse.

Wir erwähnten schon, daß das ganze Ovamboland, also auch Oukuanjama, eine große Fläche bildet. Ein großer Teil dieses Stammesgebietes entfällt auf die dasselbe durchziehenden Oiana (Sing. Osiana), große, mit Bäumen, Gebüsch und hohem Grase bestandene, sehr flache Flußbetten. Ist der Boden des Landes sonst meist sandig, so finden wir in den Oiana und auch an den Ufern derselben nur Lehmboden. Manche dieser Flußbetten erreichen eine Breite von 300—500 m. Im Norden des Stammes treten an Stelle der Oiana die sogenannten Omilola (Sing. Omulola), welche, was Größe und Ausdehnung anbelangt, bedeutend hinter jenen zurückstehen. Das ganze Stammesgebiet dürfte früher ein großer Wald gewesen sein, der nach und nach von den sich immer mehr ausbreitenden Bewohnern urbar gemacht wurde. Noch heute befinden sich in seinem Innern kleine Wälder von nicht unbedeutendem Umfang. Die Ufer der Oiana sind fast durchweg von hohen Bäumen und Gebüsch bestanden. Hinter diesen versteckt, liegen die großen und kleinen Gärten der Leute, oft dicht an die Ufer der Flußbetten reichend.

Pflanzenwuchs.

Der charakteristische Baum des Landes ist die stolze Fächerpalme, Omulunga genannt, welche eine Höhe von 50—70 Fuß erreicht. Sie findet sich fast ausschließlich im Stammesgebiet, sowohl einzeln als auch in größeren Partien dicht beieinander stehend. Höchst selten findet man vereinzelte Exemplare der-

selben in der Waldregion. Ihre schokoladenbraunen Früchte, Endunga, von der Größe eines Apfels, werden von den Bewohnern des Landes gern gegessen. Durch eins zeichnen sich alle Baumfrüchte des Landes aus: sie haben sehr große Fruchtsteine und wenig Fleisch. Das gilt auch von jenen Endunga, bei welchem auf einem sehr stark entwickelten Fruchtkern eine höchstens $^3/_4$ cm dicke eßbare Schicht sitzt. Die großen, fächerartigen Blätter der Palme dienen zur Bereitung von allerlei Flechtwerk, seien es nun kunstvoll hergestellte Körbe oder einfache Matten, auf denen man zu liegen pflegt. Aus den starken Blattstielen, Omipokolo (Sing. Omupokolo), verfertigen die Knaben und Jünglinge ihre Bogen. Der weiche, faserige Stamm dient zur Herstellung von Tränktrögen. Leider schwindet dieser herrliche Baum immer mehr. Besonders in Jahren des Hungers werden unzählige dieser Omilunga gefällt, um das weiße weiche Mark der Krone zu erhalten, mit welchem die Leute ihren quälenden Hunger zu stillen suchen.

Unter den vielen Laubbäumen fällt einer besonders auf, und zwar der wilde Feigenbaum, von den Eingeborenen Omukuiju genannt. Der größte dieser Art dürfte in dem alten Häuptlingsgarten zu Ondjiva stehen. Sieben erwachsene Personen sind erforderlich, um den Stamm dieses Riesen zu umspannen. Die Qualität der Früchte dieses Baumes ist sehr verschieden. Man trifft solche, die auch dem Gaumen eines Weißen munden würden, wohingegen auch solche Bäume nicht selten sind, deren Früchte nicht einmal einen hungrigen Eingeborenen zu reizen vermögen. Das Holz dieses Baumes ist sehr weich und findet kaum Verwendung; im Notfall einmal als Brennmaterial. Herrlich ruht es sich im Schatten dieses Omukuiju, dessen Laubdach oft so dicht ist, daß kein Sonnenstrahl hindurchzudringen vermag.

Ein seiner Früchte wegen sehr geschätzter Baum ist der Omuongo, aus dessen pflaumenartigen Früchten (Engongo) ein sehr berauschendes Getränk, das Omaongo, bereitet wird. Man hat männliche, nicht fruchttragende, und weibliche, fruchttragende Omiongo; die letzteren werden sehr geschont. Das Fäl-

len eines solchen ist streng untersagt. Aus den Fruchtkernen wird ein nicht übelschmeckendes Speiseöl bereitet.

Zwei ebenfalls eßbare, wohlschmeckende Früchte tragende Bäume sind der Omuandi, aus einiger Entfernung gesehen fast einer Eiche gleichend, und der Omuve. Die Früchte beider werden von groß und klein gern gegessen. Bei reichlichem Ertrage wird der Überfluß getrocknet und für die Hungerzeit aufgehoben. Beider Holz ist sehr fest und dauerhaft; das des ersteren liefert vorzügliche Wagendeichseln. Von den Eingeborenen wird es zur Anfertigung von Dolchscheiden verwandt.

Bedeutend kleiner als die beiden letzten Bäume, aber seiner Früchte wegen sehr geschätzt, ist der Omuoni. Man findet ihn nur sehr vereinzelt, meist in den Gärten der Leute. Seine Früchte, von der Größe einer Apfelsine, werden, wenn sie noch eine grüne Schale haben, gepflückt. Nach ungefähr zehn Tagen färbt sich dieselbe völlig gelb, und sehen diese Früchte dann den Apfelsinen sehr ähnlich. Obwohl die Fruchtsteine recht groß sind, ist die Frucht doch sehr saftreich und hat einen angenehmen, säuerlichen Geschmack.

Auch an Bäumen, die wertvolle Bau- und Möbelhölzer liefern, fehlt es nicht. Letzteres liefert besonders der Omuuva, ein großer Laubbaum mit weitverzweigter, aber nicht sehr dichter Krone. Sein mit schönsten Masern versehenes Holz ist dem Mahagoni sehr ähnlich. Die Verarbeitung desselben erfordert keine großen Anstrengungen, und es besitzt auch noch den besonderen Vorzug, daß es termitensicher ist, also der Zerstörungswut dieser Tiere nicht zum Opfer fällt. Es eignet sich daher auch vorzüglich zur Herstellung von Fenster- und Türrahmen, welche mit den Wänden des Hauses in Berührung kommen und deswegen leicht von den Termiten erreicht werden. Leider ist der Reichtum des Landes an diesen Bäumen nicht sehr groß.

Dem Omuuva ähnlich ist der Omutaku. Sein Holz ist ebenfalls sehr fest und dauerhaft, steht aber, was Qualität anbelangt, bedeutend hinter erstgenanntem zurück. Obwohl es auch termitensicher ist, hat es doch den Nachteil, daß es sich sehr leicht zieht.

Links Fächerpalme. Rechts Termitenhügel.

Das eigentliche Bauholz aber, zum Herstellen der Dachgerüste und Zimmerdecken dienend, liefert der Omuhongo, ein Baum mit schlankem Stamm, kleiner Krone und sehr kleinen Blättern. Im Stammesgebiet findet er sich heute nur noch selten, im Walde hingegen trifft man ihn in großen Partien dicht beieinanderstehend an. Die Durchschnittslänge des Stammes beträgt 4—6 m, doch sind Exemplare von 8—10 m nicht allzu selten. Die beste Zeit für das Fällen dieser Bäume ist von Januar bis März. Bei den in diesen Monaten gefällten Stämmen ist nachher auch der Splint von solcher Festigkeit, daß ihm sogar die Zerstörungswut der Termiten nichts anhaben kann. Das Holz dieses Baumes ist so hart, daß man in seltenen Fällen einen Nagel, ohne vorgebohrt zu haben, hineinschlagen kann.

Von noch größerer Festigkeit ist der Omukiadi. Er findet sich sowohl im Stammesgebiet, — hier mit Vorliebe an den Ufern der Oiana und Omilola, sowie in diesen selbst — als auch im Walde. Man erkennt ihn an den fast halbmondförmigen Blättern, von denen stets je zwei auf einem gemeinsamen Blattstiel sitzen. Zerreibt man dieselben, so entströmt ihnen ein terpentinartiger Geruch. Das Holz dieser Bäume ist so fest, daß beim Fällen derselben gute deutsche Äxte schartig werden. Einen Nagel, ohne vorgebohrt zu haben, einschlagen zu wollen, ist vergebliche Mühe. In großen Mengen findet sich auch niedriges, 1—2 m hohes Omukiadi-Gebüsch; der Bast desselben liefert den Eingeborenen ein vorzügliches, festes Bindematerial, Omufuva genannt.

Aus der großen Zahl der übrigen Laubbäume seien hier noch der Omupanda und der Omutundungu erwähnt, beide mit großen, stattlichen Kronen versehen. Nicht vergessen dürfen wir den gewaltigen Baobab, Affenbrotbaum, von den Eingeborenen Omukua genannt. Auch seine Früchte dienen zur Nahrung.

An Dornbäumen und Dorngebüsch ist das Ovamboland nicht so reich wie das Hereroland. Sehr vereinzelt erscheint der Kameldornbaum. Der Omutjula ist leicht erkenntlich an seinen weißen, oft bis 10 cm langen Dornen, welche den Eingeborenen zum Durchbohren (Okutjula) gewisser Gegenstände dienen, und

denen der Baum seinen Namen verdankt. Dornbäume und Dorngebüsch werden mit Vorliebe zur Herstellung von Garteneinfriedigungen und Viehhürden gebraucht. Ein Dornbusch, Omboo genannt, der oft die Höhe eines kleinen Baumes erreicht, fällt besonders durch seine hellgrüne Rinde auf. Das Holz desselben ist sehr weich. Abgeschnitten und in den Boden gesteckt, schlägt er schnell Wurzel und eignet sich darum vorzüglich zur Anlegung lebender Hecken. Der Ekiñanañanga, ein Dornbusch mit sehr dicker Wurzelknolle, hat noch besondere Bedeutung. Diese Wurzelknolle enthält einen bitter schmeckenden Saft, der an Chinin erinnert. Bei Fieberepidemien werden diese Knollen in kleine Stückchen zerschnitten und in die verschiedenen Getränke gelegt. Es scheint dies das Hauptmittel zu sein, welches die Eingeborenen gegen die Malaria anwenden.

Von den vielen Arten der niederen Laubgebüsche seien noch folgende erwähnt: der Omupalala mit breiten gefiederten Blättern, welcher uns mit seinen gelben Blüten an den Goldregen erinnert und die beiden Arten des Osipeke-Strauches. Die eine derselben trägt pflaumenartige, süßsäuerlich schmeckende Früchte; die Frucht der zweiten Art gibt den Eingeborenen einen vorzüglichen Gerbstoff. An den meisten Stellen des Landes finden wir auch die üppig wuchernde Rizinusstaude, Olumono, aus deren Früchten (Emono) ein zur Haarfrisur dienender Saft bereitet wird.

Nicht vergessen sei die herrliche Flora des Landes, welche besonders in der Regenzeit ihre volle Pracht entfaltet, und wo dann eine Menge Blüten der verschiedensten Arten in mancherlei Farben das Auge erfreuen.

Obwohl die erwähnten Fruchtbäume den Bewohnern des Landes manche Genüsse bieten, so gewinnen sie ihren eigentlichen Lebensunterhalt doch in ihren Gärten, in denen sich bei geringer Pflege und bei eben genügenden Niederschlägen eine reichliche Ernte erzielen läßt. Gepflanzt werden zwei Getreidearten, Oiliavala und Omahangu. Ersteres, beinahe von der Größe der Linse, aber dicker als diese, erscheint als rotes und weißes Korn. Jeder Halm, der eine Höhe von 2—3 m erreicht und die

Dicke eines starken Fingers hat, trägt nur eine Ähre, und es ist keine Seltenheit, daß diese an 3000 Fruchtkerne enthält. An einem besonders schönen Exemplar zählten wir einmal sogar über 5000. Sehr oft ist das Mark der dicken Halme weich und süß; der Bast wird abgezogen, und man erhält dann das bei groß und klein beliebte Omuenge, eine Art Zuckerrohr. Oiliavala gedeiht am besten in lehmhaltigem Boden; daher wird es auch meistens an den nach den Flußbetten hin gelegenen Teilen der Gärten gepflanzt.

Das Omahangu, eine Art Hirse, ist bedeutend kleiner wie das Oiliavala. Auch die Körner einer Omahangu-Ähre zählen nach vielen Tausenden. Seine Halme, obwohl auch eine Höhe von 2—$2^1/_2$ m erreichend, sind bedeutend dünner als die des Oiliavala. Das Stroh des Omahangu, Oihati genannt, ist ein ausgezeichnetes Deckmaterial. Sämtliche Gebäude der Missionsstationen im Ovamboland sind bisher damit gedeckt worden.

Außer diesen Getreidearten werden Bohnen (Omakunde), Kürbisse (Omanjangua) und Melonen (Omatanga) gepflanzt. Die Bohnen gleichen der deutschen Buschbohne. Man sät sie zwischen das Korn, an dessen Halmen sie dann oft emporranken. Sowohl getrocknet als auch frisch geben sie sogar für eine deutsche Küche ein brauchbares Gemüse. Man hat blaue und weiße Bohnen; getrocknet sind die ersteren unbedingt vorzuziehen. Sind die Schoten noch jung und zart, dann lassen sie sich auch sehr gut als Schnittbohnen verwenden. Nicht zu verachten sind auch die Kürbisse, von denen sich ebenfalls ein vorzüglich schmeckendes Gemüse herstellen läßt. In vielen Gärten wird auch eine Art Erdnuß, Okukua genannt, angepflanzt. Das Laub derselben bleibt sehr niedrig. Büschelweise, ähnlich wie bei der Kartoffel, sitzen die braunen, haselnußähnlichen Früchte an den niedrigen Sträuchern.

Ist genügend Wasser vorhanden, so läßt sich auch ein Garten nach heimischem Muster anlegen, worin man Rot- und Weißkraut, Blumenkohl, Salat, Bohnen und Gurken ziehen kann. Am besten gedeihen diese in der kühlen Jahreszeit, März bis

September. Auch mit Kartoffeln wurden bescheidene, aber doch schon erfreuliche Erfolge erzielt. Apfelsinen- und Zitronenbäume gehen gut voran und lohnen, besonders die letzteren, die an sie verwendete Mühe durch reichliche Erträge. Mit Weinstöcken hat man ebenfalls, wenn auch noch sehr bescheidene, so doch schon recht erfreuliche Erfolge erzielt. Leider vernichten die Termiten manchen hoffnungsvollen Steckling. So rettete ich bei meinem ersten Versuch von 60 Stecklingen nur einen; die andern fielen alle der Zerstörungswut jener Tiere zum Opfer. In vielen Gärten hat man auch einen Versuch mit dem Anpflanzen von Baumwolle gemacht. Das gute Gedeihen derselben dürfte wohl eine Garantie für das Vorhandensein des für Baumwollkultur geeigneten Bodens bieten. Tabak, welcher sich auch in den Gärten vieler Eingeborenen findet, gedeiht ebenfalls vorzüglich. Ja, was würde sich nicht alles pflanzen lassen, wenn nur nicht so oft die Bedingung alles Wachstums, das nötige Wasser, fehlte!

Wasserverhältnisse.

Klima und Temperatur.

Wasser! — Die Bedeutung dieses Wortes habe auch ich erst in den dürren, wasserlosen Strecken Südwestafrikas erfahren. Schon gleich auf meiner ersten Ochsenwagenreise im Dezember 1898 bekam ich einen kleinen Vorgeschmack davon. Von Walfischbay aus, wo ich mehrere Wochen auf einen aus dem Inlande kommenden Wagen warten mußte, und wo man damals das Trinkwasser durch von Kapstadt kommende Dampfer erhielt, führte der Weg über Haigamchab nach Omaruru. Ein kleiner Bergdamarajunge, der mir von dem Hauptwagentreiber übergeben war, sollte während der Tage bis Omaruru die Stelle des Kochs bei mir vertreten. Gleich bei der ersten Ausspannstelle erbat er sich mein Kaffeekesselchen, um Wasser zu holen. Zurückgekehrt, wollte er dasselbe gleich aufs Feuer setzen. Da ich jedoch von der Kochkunst und vor allem von der Reinlichkeit meines neuen Kochs noch keine Probe erhalten hatte, ließ ich mir das Kesselchen bringen und war nicht wenig empört

darüber, in demselben eine in allen möglichen Farben schillernde Flüssigkeit zu finden. Mein kleiner Koch, der mit den dortigen Verhältnissen wohl besser als ich vertraut war, sagte besänftigend: „O, mynheer, dat is mooi water.“ (O, Lehrer, das ist gutes Wasser.) Was war zu machen? Das Kesselchen wanderte aufs Feuer, und ich erhielt einen so „dicken“ Kaffee, wie ich ihn bisher noch nicht getrunken hatte. Es kostete mich große Überwindung, dieses Getränk, welches doch sonst gerade auf Ochsenwagenreisen so vorzüglich schmeckt, herunterzuschlucken. Den größten Vorteil hatte mein Koch, der den ganzen nicht geringen Rest mit sichtlichem Behagen trank. Wie dankbar war ich, als wir am Nachmittag des nächsten Tages in Haigamchab anlangten und dort seit meiner Abreise von Deutschland wieder das erste wohlschmeckende Brunnenwasser erhielten. Da lernt man seinem Gott auch für ein klares Glas Wasser danken. Wie oft mußten wir auf späteren Reisen mit Wasser fürlieb nehmen, in welchem sich hier wohl kaum einer die Hände waschen, geschweige es trinken würde, und doch ist man dankbar, wenn man überhaupt nur etwas findet. —

Leider gehört auch das Ovamboland zu den regen- und darum wasserarmen Gebieten, und es hat oft den Anschein, als ob die jährlichen Regenmengen immer spärlicher würden. Letzteres ist nicht nur meine persönliche Ansicht, sondern ich hörte auch oft von alten Leuten die Äußerung: „Es regnet jetzt lange nicht mehr so stark, wie in unserer Jugendzeit.“ Die Regenzeit beginnt mit dem Monat Dezember; zuweilen fallen auch schon im November tüchtige Regenschauer. Während der Jahre meines Dortseins wurden wir auch zuweilen im August und September von Schauern, die von starkem Blitz und Donner begleitet waren, überrascht. Die ersten Regengüsse rufen bald in der ganzen Natur neues Leben hervor. Die schon längst besäten Kornfelder prangen bald im herrlichsten Grün, ihren Bebauern eine gute Ernte verheißend. Nur kommt in den meisten Fällen die so gefürchtete Oluteni. Sehr oft setzt der Regen nach den ersten Schauern wieder für einige Zeit aus. Währt diese sogenannte Oluteni nicht zu lange, vielleicht höchstens

drei bis vier Wochen, dann wird dieselbe auch von den schön grünenden Saaten, ohne daß diese Schaden nehmen, überstanden. Aber wie oft ist es der Fall, daß diese Dürren sechs bis acht Wochen und noch länger anhalten! Immer wieder zeigen sich am Himmel schwere, regenverheißende Wolken. Plötzlich erhebt sich ein starker Wind, und schon nach wenigen Minuten ist alle Hoffnung wieder verflogen. Die geringen Wassermengen, welche sich infolge der ersten Regenschauer in den Vertiefungen und leeren Brunnenlöchern angesammelt hatten, sind bei der furchtbaren Hitze bald versiegt. Jeder Morgen läßt die Bewohner mit neuer Hoffnung aufstehen, um sich am Abend nach vergeblichem Harren wieder hinzulegen: Natango ka ku nodula = noch kein Regen!

Unerträglich ist auch die Hitze, die in dieser Zeit in der Sonne oft 60° C und darüber erreicht. Unverwandt ist der Blick nach oben gerichtet, ob sich noch keine regenverheißenden Wolken zeigen. Endlich steigen sie im fernen Osten auf und kommen näher und näher. Der immer stärker werdende Donner verkündet das Nahen des Wetters, und bald fallen auch, zur großen Freude aller, die ersten Tropfen. Aber noch ist es ein Sichfreuen mit Bangen. Wie leicht könnte ein plötzlich auftretender Sturmwind wieder alle Hoffnung vernichten. Doch endlich wird das bange Harren in Freude verwandelt. Die anfänglich nur vereinzelt fallenden Tropfen werden immer zahlreicher, und bald gießt es in Strömen hernieder. Wie von unheimlich schwerem Druck befreit, atmet die ganze Natur auf. In kurzer Zeit haben sich auch die schon fast versengten Saaten wieder erholt, die Bebauer der Gärten mit neuer Hoffnung erfüllend, daß ihre Arbeit nun doch nicht ganz vergeblich war.

Oft geschieht es auch, daß die Oluteni zwei Monate und noch länger anhält. Alles Warten und Hoffen auf den ersehnten Regen ist vergeblich, der Himmel bleibt ehern. Kein erquickender Regen tränkt die von afrikanischer Sonnenhitze durchglühte Erde. Einen traurigen Anblick gewähren die noch vor kurzem in frischem Grün prangenden Saatfelder. Wohl

seit langer Zeit hat Ovamboland keine solche Dürre erlebt, wie im Anfang des Jahres 1908. Zu den schönsten Hoffnungen berechtigte der Beginn der Regenzeit; die Felder prangten bald im herrlichsten Grün, und man durfte wieder eine gute Ernte erwarten, nachdem dieselbe im Jahre zuvor fast völlig durch die Heuschrecken vernichtet worden war. Doch die anfangs so reichlichen Niederschläge wurden immer seltener, und schließlich setzte der Regen, abgesehen von wenigen Schauern, gänzlich aus. Verzweifelt stehen die Menschen in ihren Gärten, welche ihnen in diesem Jahre wohl kaum mehr als die Aussaat einbringen.

Eine furchtbare Hungersnot, die Folge jener Dürre, durchzieht bald verheerend das Land, unzählige Opfer fordernd. Wie oft findet man an den Wegen die Leichen Verhungerter, neben sich ein Säckchen oder einen Korb liegend. Mit Aufbietung der letzten Kraft wollte man noch den Versuch machen, irgendwo Nahrung aufzutreiben. So schleppten sich die Ärmsten vorwärts, die einen mühsam auf einen Stock sich stützend, die andern am Boden dahinkriechend. Der Hunger tut so weh, und es wäre ja noch möglich, irgend einen mitleidigen Menschen zu treffen, der sich ihres Elends erbarmte. Aber die Kraft reicht nicht mehr aus, um ans Ziel zu gelangen. Endlich brechen sie zusammen und werden durch den Tod von ihren Qualen erlöst. —

Unzählige nehmen in solchen Zeiten den Weg zur Missionsstation, weil sie wissen, wenn noch irgendwo Hilfe zu erlangen ist, dann ist es dort bei dem weißen Manne. Da stehen sie vor der Tür des Missionars, viele wandelnden Skeletten gleich, andere wieder mit geschwollenen Körpern, die Folge des quälenden Hungers und zugleich ein Zeichen dafür, daß der Tod sie bald von ihrem Elend erlösen wird. Ondjala, Ondjala, Ondjala, Hunger, Hunger, Hunger! so erklingt es aus aller Munde, die abgemagerten bittenden Hände dem Missionar entgegengestreckt. Einige, zu schwach, um sich selbst vorwärts zu bewegen, haben sich durch Bekannte herschleppen lassen, um durch ihre elende Erscheinung das Mitleid des weißen

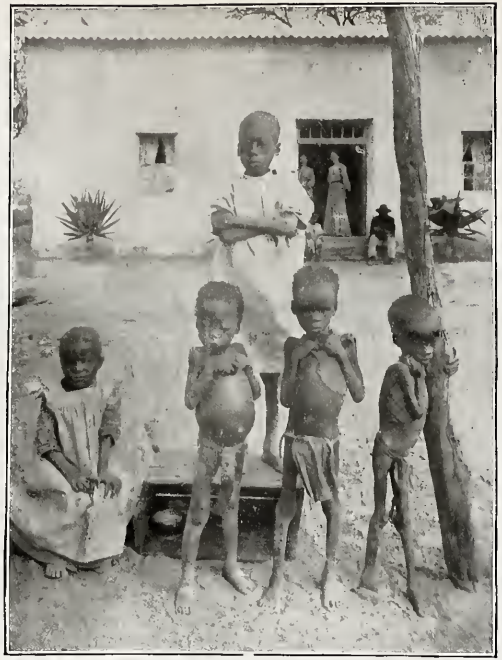
Mannes zu erregen. Welche Freude, wenn man dann die einem entgegengestreckten Hände füllen und diese Menschen vor dem qualvollen Hungertode bewahren kann. Aber wie unendlich schwer ist es, nicht in der Lage zu sein, allen Bittenden zu geben, weil eben der vorhandene Proviant nicht reicht.

In großherziger Weise stellte das Gouvernement in Windhuk gleich nach Bekanntwerden der im Ovamboland herrschenden Hungersnot große Mengen Proviant für die Hungernden zur Verfügung. Unzählige sind dadurch vor dem Hungertode bewahrt worden. Jene furchtbare Not ist vorbei; unvergeßlich wird sie den Bewohnern des Ovambolandes bleiben. Dankbar wird man sich auch der von deutscher Seite erfahrenen Unterstützung erinnern. Als die Proviantsendungen zur Verteilung kamen, soll sich der Häuptling Nande geäußert haben: „Warum tun doch die Deutschen das? Es ist ja gerade, als ob sie uns geboren hätten" = als ob wir ihre Kinder wären.

Beigefügtes Bild mit den drei zu Skeletten abgemagerten Kindern ist vor einiger Zeit in Omaruru im Hererolande gemacht worden. Solche Gestalten, klein und groß, konnte man bei der geschilderten Hungersnot im Ovamboland zu Hunderten sehen.

Wenn man die vielen, in der Heimat lebenden unzufriedenen Menschen, von denen die meisten vielleicht überhaupt kaum Ursache zur Klage haben, einmal während einer solchen Hungersnot nach Ovamboland schicken könnte, ob sie dann wohl nicht mit ihrem Lose zufriedener und auch dankbarer für all' das Gute, was sie täglich genießen dürfen, werden würden? —

Die Zeit, in welcher man im Ovambolande Regen erwarten kann, sind die Monate Dezember bis April. Oft fallen auch noch zu Ende April bedeutende Niederschläge. In diesem Monat beginnt auch die kühle Jahreszeit, Okuku genannt. Die kältesten Monate sind Juni und Juli. Höchst selten sinkt die Temperatur bis auf Null. Eis sah ich nie in Oukuanjama, nicht einmal Reif. Nach einer besonders kalten Nacht waren einmal in meinem Garten die Spitzen der jungen Bananenblätter schwarz geworden. Tagsüber ist es während dieser Jah-



Kinder in Hungerszeit.

Ompampa (Häuptlingsgrab.) (Seite 150.)

reszeit wieder angenehm warm. Im August erreicht die Okuku ihr Ende, und die Okuenje, heiße Zeit, beginnt. Jeden Tag wolkenloser, tiefblauer Himmel und an ihm die strahlende, nun immer höher steigende Sonne. Bald ist es draußen um die Mittagszeit mehr als angenehm warm, und wir freuen uns, wenn ein kühles Wohnhaus zur Verfügung steht. Der Oktober kann schon recht unangenehme Hitze bringen; es ist keine Seltenheit, daß das Thermometer in dieser Zeit schon 40° C im Schatten zeigt. Besonders drückend ist die heiße Jahreszeit, wenn die letzte Regenperiode, Okulombo genannt, nur geringe Niederschläge brachte, und sich deswegen der Wassermangel sehr bemerkbar macht. Draußen ist kaum noch ein grünes Hälmchen zu erblicken. Mit welcher Freude begrüßt man die ersten, im Osten sich zeigenden Regenwolken! Der Regen bildet das Tagesgespräch. „Wenn es doch regnen wollte, oku nenota" = es herrscht Durst, so hört man immer wieder. Mit welcher Freude wird der erste Regen begrüßt! Mehr als einmal habe ich, wenn dies Ereignis nachts eintrat, mein Bett verlassen und bin ins Freie geeilt, um mich an diesem Schauspiel zu erfreuen. —

In der trockenen Jahreszeit verschaffen sich die Leute das nötige Wasser durch Graben von Brunnen. Meist finden sie das für ihren Bedarf erforderliche Wasser in den sogenannten Omiheke, $1^1/_2$—2 m tiefen, im Sande gelegenen Wasserlöchern. Die Qualität dieser Omiheke ist sehr verschieden. Man hat solche an denen 50 und mehr Stück Großvieh getränkt werden können, und welche sich stets schnell wieder füllen; andere wieder geben täglich nur 20—30 Eimer Wasser. Tiefer als 2 m sind die meist in den Gärten gelegenen Omiheke selten. In dieser Tiefe erscheint ein ziemlich festes Gestein, dessen Durchbrechung den Eingeborenen mit ihren primitiven Werkzeugen kaum möglich ist und nach ihrer Aussage auch zwecklos sein soll.

Das beste Wasser findet man an den Ufern der Oiana und Omilola oder auch in diesen selbst, oft schon in einer Tiefe von 6 m. Das Anlegen der Brunnen (Omikima) macht in dem lehmigen Boden keine besonderen Schwierigkeiten. Die Ein-

geborenen bedienen sich hierzu eines starken zugespitzten Holzscheites, Osise genannt. Diese Brunnen haben jedoch den Nachteil, daß sie in der Regenzeit, wo deren Lehmwände stark durchweicht wurden, leicht einstürzen. Da sich Zement durch den langen Transport bis Ovamboland sehr teuer stellen würde, so wäre es vielleicht am einfachsten, einen solchen Brunnenschacht mit Wellblech auszubauen.

Die größte Wassermenge erhält Oukuanjama durch die von Norden, jedenfalls vom Kunene und Okowango her kommende Überschwemmung, von den Eingeborenen Efundja genannt. Wenn in Regenzeiten mit besonders reichlichen Niederschlägen jene Flüsse über ihre Ufer treten, dann ergießen sich diese Fluten in die südlich gelegenen Stammesgebiete des Ovambolandes. Hier ist die Efundja stets ein gern gesehener Gast, führt sie doch Unmengen von Fischen mit sich, welche in den sehr einfachen und monotonen Küchenzettel der Eingeborenen eine angenehme Abwechselung bringen. Die Ankunft der Efundja fällt in die Monate Januar oder Februar, und oft stehen deren Gewässer bis Ende Juni in den Flußbetten. Der sehr lehmhaltige Boden ist dann völlig durchweicht und fast grundlos und, da das ganze Land von diesen Oiana durchzogen ist, ein Verkehr zu einer solchen Jahreszeit mit Wagen unmöglich. Wie es einem in der Regenzeit auf Reisen im Ovamboland ergehen kann, möge folgendes Beispiel zeigen:

Dezember 1907 verließ ich Oukuanjama, um meine Heimreise anzutreten. In den letzten Wochen waren schon ganz bedeutende Niederschläge gefallen, und die Reise ging gleich vom ersten Tage an in dem schon sehr aufgeweichten Boden nur langsam vorwärts. Am zweiten Tage erreichten wir den Wald und nahmen, um den Flußbetten auszuweichen, unsern Weg stets durchs Gebüsch. Nachmittags gegen 5 Uhr zeigte sich eine große, offene Stelle, welche ganz mit Wasser gefüllt war. Umgehen ließ sich diese nicht mehr, wir mußten hindurch. Als der Wagen an den Rand des Wassers kam, reichte dieses den Vorderochsen schon bis an den Bauch, und man sah, wie sie in dem weichen, schlammigen Boden im-

mer tiefer einsanken. Ich saß auf der Vorderkiste meines Wagens, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Bald merkte ich, wie dieser langsam in dem weichen Boden einsank und seine Räder allmählich im Wasser verschwanden. Immer langsamer bewegte er sich voran, bis die Ochsen ihn schließlich überhaupt nicht mehr vorwärts bringen konnten. Das ganze Wagenpersonal stellte sich zu beiden Seiten auf und versuchte durch furchtbares Schreien und Peitschenknallen die Tiere zum Ziehen zu bewegen, doch alle Mühe war vergebens. Neue Zugtiere wurden herbeigeholt, es wurde umgespannt, und wir versuchten mit neuen Kräften unser Heil; aber der Wagen, der unterdessen immer tiefer in den schlammigen Boden eingesunken war, rührte sich um keinen Zoll breit von der Stelle. Den Tieren mochte die Sache auch wohl ungemütlich werden; mit voller Kraft legten sie sich endlich in die Joche, da — ein Krach! und im nächsten Augenblick war der ganze Spann mit der zerbrochenen Deichsel auf der andern Seite des Wassers. — Mit welchen Gefühlen ich die Ochsen mit der zerbrochenen Deichsel davontraben sah, läßt sich kaum beschreiben. Was nun? Heraus mußten wir! Die Sonne war bereits untergegangen, und schwere heraufsteigende Regenwolken schienen unsere Lage noch kritischer machen zu wollen. Ein Vorwärtskommen war nun, da die Deichsel zerbrochen war, unmöglich; es mußten darum Vorbereitungen zum Rückzug getroffen werden. Wir trieben die Tiere wieder zusammen, suchten die besten aus und spannten sie hinten an den Wagen; aber obgleich sie ihr Bestes taten, er bewegte sich nicht von der Stelle. Nun war nur noch eine Möglichkeit vorhanden, um den Wagen wieder flott zu bekommen; wir mußten ihn nolens volens ausladen. Das war nun gerade keine Kleinigkeit. Wie viele Sachen birgt nicht ein solcher Wagen, wenn er einer Familie zu einer mehrwöchigen Landreise dienen muß. Also heraus mit den Decken, Matratzen, Kisten und Koffern! Ein Stück nach dem andern wurde herausgeholt und einem Diener übergeben, der es dann durchs Wasser trug und aufs „Trockene" niedersetzte. Schade, daß man von dieser Szene

nicht ein Bild festhalten konnte! Endlich waren alle Sachen aus dem Wagen heraus, und nur meine Frau mit den beiden schlafenden Kindern blieb darin. Nun ging's, mit hohen Wasserstiefeln bewaffnet, ins nasse Element hinein. Die Räder hatten sich, fast bis an die Achse, tief in den zähen Lehmboden hineingebohrt. Wir versuchten zuerst die Hinterräder freizulegen, und da nur ein Spaten vorhanden war, verrichteten die meisten Wagenleute diese Arbeit mit den Fingern. Es wurden einige Stämme gefällt und an die Außenseite des Rades gelegt, um unten im Wasser eine feste Unterlage zu schaffen. Auf diese stellten wir die Winde und ihren Kopf unter das hervorstehende Ende der Wagenachse; dann begannen wir langsam zu drehen. Zuerst drückten sich die unter der Winde liegenden Balken tief in den weichen Boden. Endlich, als sie nicht mehr nach unten ausweichen konnten, und die Winde weiter in Tätigkeit gehalten wurde, begann das Rad sich langsam zu heben und kam so hoch, daß es sich wieder drehen ließ. Schnell wurden wieder einige Stämme gefällt und unter den nun erhöhten Teil der Achse gestellt, damit nach Wegnahme der Winde das an dieser Seite sitzende Rad nicht wieder in des Schlammes Tiefe versank. Jetzt wurde auf der anderen Seite dasselbe Experiment gemacht. Nach mehreren Stunden hatten wir den Wagen hinten hochgestellt. Mitternacht war unterdessen längst vorbei. Die Zugtiere wurden herbeigeholt, die besten ausgesucht und wieder hinten eingespannt. Ich stand, die nötigen Befehle erteilend, bis an die Knie im Wasser, und war nur von dem einen Wunsch beseelt: Wären wir doch aus dieser Patsche erst wieder heraus! — Der Treiber nahm die Peitsche, sein den Ochsen unmißverständliches Kommando erklang, ein Ruck und — der Wagen ging über die unter der Hinterachse stehenden Stützen hinweg. Welch ein Gefühl, als endlich der Wagen loskam! Aber beinahe wäre ein neues Unglück geschehen. Die Ochsen mußten der vielen am Wege stehenden Bäume halber nach links abschwenken; die Kette kam unter das eine Hinterrad, und schon hob sich der Wagen bedenklich auf der einen Seite in die Höhe und wäre beinahe umgeschlagen. Noch im letzten Mo-

Rast auf der Reise.

ment gelang es, die Tiere weiter nach rechts zu drängen, und so blieben wir vor diesem Unglück bewahrt. Wir saßen wieder auf dem Trockenen, wenn auch mit zerbrochener Wagendeichsel. — Schleunigst wurden nun die am Boden liegenden Sachen eingepackt, und gegen 3 Uhr morgens war wieder alles unter Dach. Wie herrlich schmeckte nach dieser Nacht in der frühen Morgenstunde der Kaffee! an dem sich auch unsere Wagenleute recht gütlich taten, wenn er auch diesmal nicht so „dick" war wie jener auf meiner ersten Reise im Jahre 1898 vor Haigamchab. Nur einige Stunden konnten wir ruhen, dann wurde die Reise weiter fortgesetzt. Vorher wurden noch, um eine Durchfahrt zu schaffen, die vielen dicht umherstehenden Bäume weggeschlagen. Wie oft habe ich später, wenn ich hier in Deutschland in einem D-Zug durch die Lande fuhr, an jene Nacht im Walde gedacht. Doch auch solche Ochsenwagentouren bieten, trotz aller Schwierigkeiten, auch wieder einen besonderen Reiz. —

Da die Oiana sehr flach sind, ist auch zur Zeit der Überschwemmung die Tiefe des Wassers selbst, wenn letzteres die Ufer überschreitet und in die Gärten dringt, eine sehr geringe; an den tiefsten Stellen beträgt sie nie mehr als $1^1/_2$, höchstens 2 m. Auch bei ziemlich starker Überschwemmung sind die Flußbetten Ende Juni, spätestens Anfang Juli wieder völlig ausgetrocknet. Ein großer Teil des Wassers fließt nach Süden ab und dürfte wohl in den Ekumafluß und aus diesem in die Etoscha-Pfanne gelangen. In den an und in den Flußbetten gelegenen Brunnen hält sich das Wasser der Ekundja am längsten; oft, wenn jene groß und tief genug sind, bis zum Eintritt der nächsten Regenzeit. Nach hier nehmen auch die noch nicht gefangenen Fische beim Versiegen der Gewässer ihre Zuflucht, wo sie dann später leicht gefangen werden können.

Im Lande herrschende Krankheiten.

Hier steht an erster Stelle als größtes Übel die Malaria, von den Eingeborenen Oluidi genannt. Am stärksten tritt sie

in der Regel am Ende der Regenzeit — März bis Mai — auf, und bilden diese Monate die Hauptfieberzeit. Hat man freilich die Malaria einmal im Körper, dann ist man auch das ganze Jahr hindurch vor ihr nicht sicher. Sehr oft wurden Jahre beobachtet, in denen sie besonders heftig auftrat und dann unter den Eingeborenen unzählige Opfer forderte. Die gesundeste Jahreszeit ist unstreitig während der Monate Juni bis Dezember. Jeder Besucher des Ovambolandes tut wohl, wenn er seine Reise nach dort in diese Monate verlegt.

Oft erledigt sich ein Malariaanfall sehr schnell; man kann morgens das schönste Fieber (40—41 °) haben und unter Umständen, wie ich dies persönlich erlebte, abends wieder hinter seinem Arbeitstisch sitzen. Ungemütlicher schon wird die Sache, wenn das Fieber, trotzdem man zur rechten Zeit genügend Chinin nahm, nicht nur tage-, sondern wochenlang anhält. Leider können viele Menschen das Chinin nicht vertragen. Sehr gefährlich ist ein jeden achten Tag wiederkehrendes, aber in den meisten Fällen nur leicht auftretendes Fieber und zwar aus dem Grunde, weil es fast stets der Vorbote des mit Recht so sehr gefürchteten Schwarzwasserfiebers ist. Diese unheimliche, meistens tödlich verlaufende Krankheit erscheint in einigen Stämmen des Ovambolandes überhaupt nicht oder doch nur höchst selten, in anderen Stammesgebieten dagegen befällt sie jeden dort längere Jahre lebenden Europäer. So hat z. B. die Finnische Mission, welche bereits 40 Jahre in dem südlichst gelegenen Stamm Ondonga arbeitet, wenn ich nicht irre, noch keinen Fall von Schwarzwasserfieber zu verzeichnen gehabt, während dagegen in Oukuanjama jeder dort längere Zeit lebende Europäer mit dieser unheimlichen Krankheit Bekanntschaft machte, welche dort auch bereits manches Opfer gefordert hat. Ich hatte das seltene Glück, trotz meines dortigen langjährigen Aufenthalts (neun Jahre) von dieser Krankheit verschont zu bleiben, obgleich ich der Malaria meinen mehr wie reichlichen Tribut zahlen mußte.

Doch nicht nur der im Lande lebende Europäer muß

vor diesem auf ihn in den Tropen lauernden Feind auf der Hut sein, auch die Eingeborenen haben sehr darunter zu leiden. In manchen Jahren tritt die Malaria sogar epidemisch unter ihnen auf. Ihr einziges Mittel dagegen ist der in der Wurzelknolle des schon erwähnten Ekifinaŋanga enthaltene bittere Saft. Auch unter den Eingeborenen fordert die Malaria alljährlich viele Opfer. Die wunderbare Wirkung des Chinins haben sie längst kennen gelernt, und alljährlich werden auf den Missionsstationen große Mengen dieses kostbaren Medikaments an fieberkranke Eingeborene abgegeben. Bisher hatte ich noch keine Gelegenheit, auch nur einen einzigen Fall von Schwarzwasserfieber bei den Bewohnern des Landes zu beobachten.

Es ist nicht meine Absicht, hier eine ausführliche Beschreibung der von uns im Ovamboland erprobten und für gut befundenen Behandlung der Malaria zu geben, möchte statt dessen aber auf ein Buch hinweisen, welches uns in dieser Beziehung unendlich große Dienste geleistet hat. Es trägt den Titel: „Tropische Krankheiten" und ist von Dr. med. R. Fisch, Missionsarzt auf der Goldküste, herausgegeben worden. Unter allen Büchern, die vielleicht über Malaria und deren Behandlung geschrieben sind, nimmt dieses unstreitig eine der ersten Stellen ein. Ich kann es jedem, der sich in ein Malariagebiet begibt oder bereits in einem solchen befindet, aufs wärmste empfehlen. Wir haben die darin empfohlenen Ratschläge, betreffend die Behandlung der Malaria, in unzähligen Fällen erprobt und fast immer die besten Erfolge damit erzielt. Zur Vorbeugung des Schwarzwasserfiebers schlägt Dr. Fisch vor, mindestens jeden zwölften Tag ein Gramm Chinin zu nehmen, indem er darauf hinweist, daß diese unheimliche Krankheit meist da auftritt, wo man längere Zeit verstreichen ließ, ohne dem Körper in regelmäßigen Zwischenräumen genügend große Dosen, mindestens jedesmal ein Gramm, zuzuführen. Wir Missionsarbeiter in Oukuanjama, wo — wie schon bemerkt wurde — sehr viel Schwarzwasserfieber vorkommt, haben auch diese Art des prophylaktischen Chininnehmens erprobt, und

zu unserer großen Freude ist dadurch das Erscheinen jenes unheimlichen Gastes immer seltener geworden. Auch an dieser Stelle möchte ich Herrn Dr. Fisch für obiges Buch, mit dem er uns Missionsleuten in Oukuanjama einen unendlich großen Dienst erwiesen hat, meinen wärmsten Dank aussprechen.

Merkwürdig ist ja die schon erwähnte Erscheinung, daß im Nachbarstamm Ondonga unter den dortigen Missionsleuten bisher noch kein Fall von Schwarzwasserfieber zu verzeichnen war. Ich habe es oft beobachtet, oder es wurde mir von den Betreffenden, die schon lange dort waren, erzählt, daß bei hoher Temperatur oder auch wenn alle Anzeichen eines bald ausbrechenden Fiebers vorhanden waren, Chinin in großen Dosen genommen wurde, ohne daß sich dies durch ein bald darauf ausbrechendes Schwarzwasserfieber rächte. Also auch ein Beweis dafür, daß Schwarzwasserfieber nicht immer eine „Chininvergiftung" zu sein braucht.

Eine unter den Eingeborenen besonders in der kalten Jahreszeit häufig vorkommende und sehr oft tödlich verlaufende Krankheit ist die von ihnen mit Ositoma bezeichnete Lungenentzündung. Als ein vorzügliches Mittel für deren Behandlung erwies sich Terpentin. Innerlich verabreichte man 10—15 Tropfen. Ein mit Terpentin angefeuchteter wollener Lappen wurde auf diejenige Stelle der Brust gelegt, wo der Patient die stärksten Schmerzen verspürte; doch darf man jenen nicht zu lange liegen lassen, weil sich sonst leicht die Körperhaut darunter ablöst. Ich erwähne dies hier nur aus dem Grunde, weil eine solche Wirkung des Terpentins vielen vielleicht noch nicht bekannt ist. Für das innerlich zu verabreichende Quantum wählt man am besten Terpentinöl.

Sehr gefürchtet ist eine auch oft epidemisch auftretende Krankheit, welche man mit dem Namen Omukoneko bezeichnet. In ihrem ersten Stadium zeigen sich am Gaumen und zuweilen auch am Zahnfleisch erbsengroße Blutblasen, welche sich bald über den ganzen Körper verteilen. Durch viele Einschnitte in die Haut des ganzen Körpers suchen die Leute demselben reich-

lich Blut zu entziehen, und meist gelingt es auf diese Weise, die Heilung der Krankheit rasch herbeizuführen. Oft aber zeigen sich an der Oberfläche des Körpers nur ganz vereinzelte unscheinbare Blasen, ein Zeichen dafür, daß sich die Krankheit mehr im Innern des Körpers auswirkt, in welchem Falle Menschenhilfe meist vergeblich ist. Die Stuhlentleerungen der Kranken sind sehr blutig, und schon nach kurzer Zeit tritt völlige Erschöpfung und bald darauf der Tod ein.

Groß ist bei den Leuten auch die Zahl der mannigfachen Augenkrankheiten, die sehr häufig infolge der schrecklich unsauberen Behandlung mit völliger Erblindung enden. Wie oft wurden kleine, erst einige Wochen alte und mit Augenkrankheiten behaftete Kinder zu mir auf die Station gebracht, freilich in den meisten Fällen erst dann, wenn alle Hilfe schon zu spät und die Erblindung, ohne daß die betreffende Mutter es gemerkt hatte, bereits eingetreten war. Für die vielen Augenkrankheiten der Kinder lassen sich mancherlei Ursachen anführen. Gleich am ersten Tage nach der Geburt wird ihr ganzer Körper mit Olukula, einer aus Oker und Fett hergestellten Masse, eingerieben. Da man hierbei, besonders was die Einfettung des Gesichts anbelangt, nicht vorsichtig zu Werke geht, so gelangt das meist schon sehr ranzig gewordene und übelriechende Fett auch in die Augen der Kleinen und ruft hier die schwersten Entzündungen hervor. — Sehr oft traf ich Mütter mit ihren Säuglingen in engen Hütten, worin ein stark qualmendes Feuer unterhalten wurde, welches den ganzen Raum mit Rauch füllte. Als ich einst auf einer Tour nach dem Nachbarstamm abends von einem starken Regen, der die ganze Nacht hindurch anhielt, überrascht wurde, hatte ich auch das Vergnügen, in einem solchen Raum zu übernachten. Der freundliche Hausherr zündete meinem Begleiter und mir auch bald ein Feuer darin an; schon nach wenigen Minuten füllte sich die Hütte mit Rauch, und es war kaum möglich, die stark tränenden Augen offen zu halten. So zog ich es denn vor, die Nacht lieber im Dunkeln zu verbringen. In der kühlen Jahreszeit unterhalten die Leute in ihrem Schlafraum die ganze Nacht hindurch ein Feuer, dessen

Rauch kaum einen Ausweg findet. Es liegt auf der Hand, welch eine Wirkung dies auf die Augen der Insassen und besonders auf die der kleinen Kinder haben muß. — Oft sah ich, wie die Augen kleiner Kinder mit vielen Fliegen bedeckt waren, ohne daß es der betreffenden Mutter einfiel, diese zu verscheuchen. Meine Bemerkung, daß gerade dadurch so leicht Augenkrankheiten entständen, wurde meist nur mit einem sehr ungläubigen Lächeln aufgenommen. — Groß ist daher die Zahl der Blinden, und für Augenärzte wäre hier ein dankbares Arbeitsgebiet.

Die vielen, infolge der herrschenden Sittenlosigkeit entstehenden Krankheiten erwähne ich nur nebenbei. Es bewahrheitet sich auch hier das Wort: „Die Sünde ist der Leute Verderben."

Für den im Lande lebenden Europäer ist die Malaria mit all' ihren Nebenerscheinungen und Folgen wohl die einzige Krankheit, an der er zu leiden hat. Mit diesem Feinde muß er aber täglich rechnen, und darum sollte er alles aufbieten, um ihm stets wohlgewappnet zu begegnen.

Die Tierwelt des Landes.

Unter den Haustieren stehen Rinder und Ziegen an erster Stelle; Schafe sind seltener und befinden sich nur im Besitze der Reichen. Die zahlreichen, oft durch besondere Häßlichkeit sich auszeichnenden Hunde dienen als Wächter der menschlichen Wohnungen und auch zur Bereitung einer gewissen Art von Opfern. Recht klein und unansehnlich sind die Hühner, die weniger der Eier als ihres Fleisches halber gehalten werden. Jedem Besucher des Landes wird sicherlich die Kleinheit aller Haustiere auffallen. Diese wird ihren Grund darin haben, daß die Leute ihr Vieh seit langer Zeit ohne Kreuzung mit anderswo lebendem sich haben fortpflanzen lassen. Die im Lande befindlichen Pferde sind meist von Süden her eingeführt und

befinden sich nur in den Händen der Häuptlinge und Großleute, welche sich, der unglaublich hohen Preise halber, die dafür gezahlt werden, nur allein diesen Luxus erlauben können. Von einigen Bewohnern des Landes werden auch Schweine gezüchtet.

Der Wildreichtum des Landes kann, trotzdem er in letzter Zeit sehr dezimiert wurde, immerhin noch ein bedeutender genannt werden. Im eigentlichen Stammesgebiet kommt Großwild heute nicht mehr vor. Löwen (Onosi) und Leoparden (Ongue) werden, wie mir erzählt wurde, noch häufig in den nach dem Kunene und Okowango hin gelegenen Waldungen angetroffen. An jenen Flüssen hausen Nashorn (Omanda) und Flußpferd (Ongololo). Der Kunene soll an Krokodilen (Ongadu) sehr reich sein. In den östlich von Oukuanjama gelegenen Wäldern kommen Elentiere (Ongalangobe), Giraffen (Onduli) und Gemsböcke (Ofine) noch recht zahlreich vor. Die nach dort ausziehenden Jäger kehren fast stets mit reicher Beute beladen heim. Zebras (Ongolo) sind auch keine allzu große Seltenheit; Elefanten (Ondjaba) werden in jenen Gegenden heute nur noch vereinzelt angetroffen. Besonders reich an Großwild ist die das Ovamboland im Süden begrenzende Steppe.

Sehr geschätzt wird von den Leuten das Fleisch des Wildschweins (Onguluve). Bis in die Wohnstätten der Menschen hinein macht die Hyäne (Osimbungu) ihre Raubzüge. Der Schakal (Okavandje), welcher in den Fabeln der Leute die Stelle des Reineke Fuchs einnimmt, erfreut uns fast Nacht für Nacht durch sein Geheul. Im eigentlichen Stammesgebiet finden sich sehr häufig zwei kleine Gazellenarten (Omundja und Ombabi), die ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen von den Eingeborenen viel verfolgt werden. Aus der großen Zahl der vielen andern kleinen Wildarten erwähnen wir noch das Stachelschwein (Osinjengu), die Wildkatze (Osixue), den Springhasen (Onuijn), der in den Gärten der Leute oft große Verwüstungen anrichtet, das Eichhörnchen (Ondjele) und eine zur Familie der Meerkatzen gehörige, freilich nur sehr selten vorkommende Affenart

(Oñima). Auch Igel (Okanikika) und Hase (Ondiba) fehlen nicht; letzterer ist aber so klein, daß er kaum einen Schuß Pulver wert ist.

Besonders reichhaltig ist die Vogelwelt, vom großen Vogel Strauß (Oño) an bis zu dem kleinen, fast kolibriartigen Hamuliañemo, welcher mit dem langen dünnen Schnabel, den Bienen gleich, seine Nahrung aus den Blütenkelchen holt, daher auch sein Name, der „Blüteneſſer" bedeutet. Unter den Raubvögeln ist der gewaltige Aasgeier (Oñua) am gefährlichsten. Vor ihm sind auch kleine Ziegenlämmer nicht sicher, die er, plötzlich auf sie herabstürzend, ergreift und in die Lüfte entführt. Der Okaimbi, eine Falkenart, welche oft in großen Scharen erscheint, hat eine besondere Vorliebe für junge Hühner. Letztere muß man daher, will man sie nicht alle in den Lüften verschwinden sehen, unter einem schützenden Gitter halten. Sehr zahlreich erscheint auch die Ringelhalskrähe (Ekola). Der Der Epuñumu, ein $^3/_4$ m hoher schwarzer Vogel mit rotem Kopf und weißen Flügelspitzen — gilt als heilig und darf nicht getötet werden; er ist nach seinem puñumu klingenden Ruf benannt. Hin und wieder trifft man auch vereinzelte Perlhühner im Stammesgebiet (Oñanga) an. Eine Finkenart (Osijandjua) sucht, wenn das Korn zu reifen beginnt, die Felder heim und richtet oft großen Schaden an. Ihre Nester hängen diese Vögel, mit der Öffnung nach unten, an die äußersten Enden der Zweige. Wilde Tauben (Oñuti) finden sich auch in großen Scharen. Während der Nacht umkreist die Eule (Exuvi) die Wohnstätten der Menschen, ihnen durch ihren Ruf oft Unheil prophezeiend. Auch die buntgefiederten Bewohner der heißen Zone, die Papageien, fehlen nicht.

In der Regenzeit, wenn die Gewässer der Ekundja die Flußbetten füllen, sind diese der Aufenthalt ungezählter Schwärme größerer und kleinerer Wasservögel. Von den vielen Arten derselben seien nur einige erwähnt: die Sporengans (Ohokui), von der Größe unserer Gans, trägt als Waffe an jedem Flügel einen starken Sporn von der Dicke eines kleinen

Fingers. Die gewöhnliche wilde Gans (Onuva) ist bedeutend kleiner als jene. Am zahlreichsten erscheint wohl die wilde Ente (Onololo). Alle drei Arten haben vorzügliches und wohlschmeckendes Fleisch und sind auch meist sehr leicht zu erlegen. Beim Beginn der Regenzeit stellt sich der Endongo, ein schwarzer storchähnlicher Vogel ein. Ein größeres Flußbett, an dem er sich besonders gern aufhält, ist nach ihm benannt, Osiana somandongo. Diese Vögel erscheinen in ungeheuren Mengen. Vor und während der Brutzeit stört man sie selten; erst wenn die junge Brut beinahe flügge ist, werden sämtliche Nester geplündert. Nach dem oben genannten Flußbett wird dann ein förmlicher Jagdzug veranstaltet.

Unter den Reptilien setzt die Ombome, eine Art Riesenschlange von 4—5 m Länge, die Leute am meisten in Schrecken, und der Volksmund weiß von ihr auch allerhand Schauergeschichten zu erzählen. Da sie sich meist nur in den dichteren Waldungen aufhält, wird sie im Stammesgebiet nur sehr selten angetroffen. Sehr häufig aber findet man in demselben die Speischlange (Efu) und die Puffotter (Euta). Äußerst giftig und darum sehr gefürchtet ist eine kleine grauschwarze Schlange von vielleicht 15—20 cm Länge. Ihr Biß soll nach Aussage der Leute in einer Stunde den Tod herbeiführen. Auf unserer Station erlebten wir es, daß eine solche von der Decke der Küche vor dem Herde auf den Boden fiel, wo sie gleich von einer unserer Katzen in Empfang genommen wurde, die dabei einen Biß über dem rechten Auge erhielt. Ihr Kopf schwoll ungemein an, welche Schwellung ungefähr acht Tage anhielt; aber sie war trotzdem fast ebenso munter als ihre auf der Station lebenden Kameraden. Ich machte hierbei die Beobachtung, daß diese Tiere also auch gegen das stärkste Schlangengift völlig immun zu sein scheinen. Interessant war es zu sehen, wie unsere Katzen mit all diesen Tieren — kleinen Schlangen, Skorpionen, Tausendfüßer u. dergl. — stets auf dem Kriegsfuße lebten. Wir hatten immer mehrere derselben, und sie haben unsere Station fleißig von diesen Tierchen gesäubert. Drollig war es zu sehen wie eine von ihnen, welche einst in meiner Studier-

stube eine kleine Schlange fing, von dem Tage an regelmäßig jeden Abend diese Stube revidierte und Boden und Wände untersuchte, ob nicht irgend etwas zu erjagen war. Als wir einst zu Tische saßen, zeigte eine der Katzen für die am Boden liegende Matte besonderes Interesse. Als ich diese aufhob, lag einer jener gelben Tausendfüßer mit rotem Kopfe, welche besonders giftig sind, darunter. Schlangen, Skorpione, Tausendfüßer, und wie alle diese Tiere, an denen auch Ovamboland so reich ist, heißen mögen, scheinen überhaupt für menschliche Wohnungen ein große Vorliebe zu haben, jedenfalls aus dem einfachen Grunde, weil sich ihnen darin passende Verstecke bieten. In Omupanda geschah es eines Abends nach 10 Uhr, daß eine ungefähr 2 m lange Schlange aus dem dicht am Hause liegenden Garten kam, ihren Weg durch die noch offen stehende Tür in die Wohnstube und aus dieser in die nebenan liegende Studierstube nahm und hier hinter einer großen Kiste verschwand. Mehrere herbeigerufene größere Knaben zeigten jedoch diesem Tiere gegenüber wenig Mut und hielten sich in ziemlicher Entfernung. Als sich die Schlange durch nichts bewegen ließ, hinter der Kiste, welche wir aus gewissen Gründen nicht abrücken wollten, hervorzukommen und nur durch unheimlich klingendes Gefauche und Zischen ihre Stimmung den Angreifern gegenüber kundtat, nahm ich endlich einen recht langen Assagai, faßte ihn an dem untersten Ende und stach damit hinter die Kiste. Dabei hatte ich das Glück, das Tier in der Nähe des Schwanzes auf dem Boden festzuspießen. In demselben Augenblick erschien auch ihr Kopf, mit weit aufgesperrtem Rachen, oberhalb der Kiste. Hätte ich den Speer nicht am untersten Ende gefaßt, die Schlange würde unfehlbar meine Hand ergriffen haben; doch so war es für sie vergebliche Mühe, danach zu schnappen. Nun hatten auch meine Leute Mut bekommen; mit ihren Stöcken bewaffnet sprangen sie schnell herzu und erlegten das Tier. Sehr oft habe ich beobachtet, daß die Eingeborenen gerade vor Schlangen einen unheimlichen Respekt hatten, wohl aus dem einen Grunde, weil sie meist nur sehr notdürftig bekleidet

sind und die Gefahr, von diesen Tieren gebissen zu werden, für sie natürlich viel größer ist als für einen bekleideten Menschen.

Die Springschlange (Osinjengele somedu = die in der Erde lebende Eidechse, so genannt, weil sie vier Füße hat und einer kleinen Eidechse sehr ähnlich sieht), äußerst giftig, dient, nachdem sie getrocknet und zu Pulver zerrieben ist, als Gegengift bei von giftigen Tieren herrührenden Bißwunden. Meist befindet sich dies Medikament nur in den Händen der Zauberer.

Wenn auch die Bewohner des Ovambolandes in der Auswahl ihrer Speisen gerade nicht sehr wählerisch sind, so wird doch nie einer von ihnen zu bewegen sein, das Fleisch einer Schlange zu genießen. Aber sie finden auch unter den Reptilien sehr geschätzte Leckerbissen, wie z. B. die in den Wäldern lebende Rieseneidechse (Ekakala), sowie eine größere und eine kleinere Schildkrötenart (Osima und Onili). Die Regenzeit bringt ihnen neben den schon erwähnten Fischen noch den besonderen Genuß der Frösche (Omakuma).

Aus der großen Zahl der Insekten seien nur einige erwähnt. Von Skorpionen (Ondje), deren Stich sehr schmerzhaft ist, erscheint im Ovambolande nur der von graugelber Farbe. Der mit Recht sehr gefürchtete schwarze Skorpion, dessen Stich tödlich sein soll, findet sich höchst selten. Während der neun Jahre meines Aufenthaltes im dortigen Lande sah ich nur ein einziges Exemplar. Von Tausendfüßern finden sich zwei Arten: der schwarze Ongongololo und der mit feuerrotem Kopf versehene Embalangadja. Nur letzterer wird, weil er sehr giftig ist, ungemein gefürchtet. Der Stich der Embodue, einer großen braunroten Wespe, welche ihre weißen wabenartigen Nester an Bäumen und Zimmerbalken aufhängt, ist sehr schmerzhaft und läßt die Umgebung der verwundeten Stelle bedeutend anschwellen. Von den vielen Käferarten nenne ich den weißgeränderten Ekelenjenje. Wenn man ihn berührt, spritzt er eine sehr übelriechende, den Augen gefährliche Flüssigkeit aus. Nicht vergessen dürfen wir den Okafilengonjo = der nicht von der Faust stirbt, so genannt, weil man ruhig mit der Faust

auf ihn losschlagen kann, ohne daß er dadurch im geringsten verletzt würde.

Bienen (Onjiki) findet man auch sehr häufig. Sie haben ihre Wohnung entweder in Erdhöhlen oder in hohlen Baumstämmen. Besonders der an letzteren Stellen gefundene Honig ist von vorzüglicher Qualität. Einmal geschah es, daß sich auf einer Missionsstation ein größerer Bienenschwarm in einem für ihn zugänglichen Wäscheschrank niederließ und nicht mehr daraus zu vertreiben war. Seine Benutzung von seiten des Eigentümers war darum vorläufig ausgeschlossen. Als Mietsentschädigung erhielt dieser nach einiger Zeit ein großes Quantum schönsten Honigs.

Auch die Ameisen sind in den verschiedensten Arten vertreten. Eine große schwarze, Enjeu genannt, verrät ihre Anwesenheit durch den unangenehmen Geruch, den sie verbreitet, weshalb sie auch den Namen Stinkameise trägt. Sehr zahlreich ist eine rotbraune Art (Osihenene), deren Biß sehr schmerzhaft ist und eine kleine schwarze (Omuka), welche auch recht empfindlich beißen kann. Völlig harmlos ist die kleinste Art, Odidi genannt.

Besondere Erwähnung verdienen die Termiten (Ehedi), welche große pyramidenartige Hügel bis zu 5 m Höhe und darüber errichten. Die Hauptperson eines solchen Baues ist die Königin, welche die Größe eines starken Fingers und ein gelbliche Farbe hat. Der große, sackähnliche Körper bildet eine weiche, gallertartige Masse. An dem einen Ende sitzt der Kopf, welcher von dem der andern Termiten nicht verschieden ist. Die Termiten können zu einer wahren Landplage werden. Wehe dem Hause, in dessen Mauern sie ihre Wohnungen aufschlagen. Balken und Fußböden, Tür- und Fensterrahmen werden, auch wenn sie vom besten deutschen Eichenholz gefertigt sind, in kurzer Zeit der Zerstörungswut dieser Tiere zum Opfer fallen und vollständig vernichtet werden. Wie schon erwähnt, hat ja das Ovamboland mehrere termitensichere Holzarten. Mit Teer bestrichenes Holz lieben sie nicht; doch finden sie in den meisten Fällen auch einen Weg durch diese ihnen unangenehme Schicht.

Der Stamm des größten Feigenbaumes in Oukuanjama.
Seite 7.

Bastard-Gemsbock.

Ein völliges Vertilgen der Termiten auf einer Stelle ist sehr schwer. Ich habe in meinen Hause, wo sie sich an mehreren Stellen in dessen Wänden niedergelassen hatten, jahrelang den Krieg gegen sie geführt. Beim Ausheben ihrer Nester gelang mir sogar der Fang mehrerer Königinnen. Man darf solche Löcher nur nicht gleich wieder zumauern. Die größten haben in meinem Hause zur Aufnahme von Wandschränken gedient.

Den Termiten verwandt sind die Omateta; erstere verlassen nie ihre Bauten, letztere bewegen sich auch sehr häufig außerhalb ihrer Höhlen und Gänge. Sehr oft trifft man sie in den von den Termiten gebahnten Wegen. Ihr Name bedeutet „die Schneidenden", und in meinem Hause, wo sie in einem Jahre besonders stark hausten, haben sie diesem alle Ehre gemacht. Eine große Hängematte, welche aus Versehen in einer Fensternische liegen blieb, war nach wenig Stunden völlig zerstückelt. Sehr oft haben sie unsere Nachtruhe gestört, indem sie meist nur zur Nachtzeit aus ihren in den Mauern befindlichen Gängen hervorkamen, erst eine Weile an den Wänden sich bewegten und dann zu Boden fielen, wo sie bald zu Tausenden umherliefen. Ein Glück, daß mein Haus mit dem schon erwähnten Oihati, einem starken Stroh, und nicht mit Gras gedeckt war. Die Omateta würden es sonst nicht eher verlassen haben, bis auch kein Grashalm mehr auf dem Dache gewesen wäre. Zu einer großen Plage werden sie sehr oft in den Gehöften der Eingeborenen, wo die mit Gras gedeckten Hütten ihrer Zerstörungswut zum Opfer fallen. Sowohl Termiten als auch Omateta finden sich höchst selten, wenigstens nie in großen Mengen, in reinem Sandboden. Will man also sein Haus vor beiden schützen, so wähle man als Bauplatz eine recht sandige Stelle. Vor allem aber versäume man nicht, die in der Nähe des Hauses liegenden Termitenhügel (Oivanda), die Brutstätten jener Tiere, zu zerstören.

Wanzen (Ehombo) und Läuse (Ena) sind auch den Bewohnern des Ovambolandes keine unbekannten Wesen. Von ersteren wimmeln oft förmlich ihre engen Schlafräume. Die braune Buschlaus (Onupa) beißt sich, besonders an den Weich-

teilen, fest in das Fleisch der Menschen und Tiere ein und verursacht, wenn sie nicht entfernt wird, böse Wunden. An dem Körper des Kleinviehs finden sie sich oft in solchen Mengen, daß dieses davon krank wird und auch in vereinzelten Fällen eingeht. In der Regenzeit können Fliegen (Ēdi) und besonders Moskitos (Ēmue) zur rechten Landplage werden. Jeder der nach Ovamboland kommt und längere Zeit dort zu bleiben gedenkt, versäume nicht, sich ein gutes Moskitonetz mitzubringen; die Wohltat eines solchen wird er bald erfahren.

Zum Schluß erwähnen wir noch eine der schlimmsten Landplagen des Ovambolandes, die Heuschrecken (Osipaxu). Oft erscheinen diese in solchen Mengen, daß sie am hellen Tage die Sonne verdunkeln. In der ersten Zeit meines dortigen Aufenthaltes sah ich an einem Nachmittage im Südosten dunkle Wolken, mächtigen Rauchwolken gleich, aufsteigen, welche mich anfangs einen großen Brand in jener Gegend vermuten ließen. Bald kamen die Wolken näher, ungeheure Heuschreckenschwärme, von denen die Sonne verdunkelt und in kurzer Zeit die ganze Gegend bedeckt wurde. — Die junge Brut ist in den ersten Tagen völlig schwarz; bald setzt sie sich in Bewegung und beginnt ihr Zerstörungswerk. So traf ich sie im Februar 1907 auf einem Ritt nach Ondonga. Von Süden her kamen sie angerückt, und stundenweit war der Boden von ihnen bedeckt. Langsam bewegten sich die schwarzen Scharen vorwärts, alles Grün, welches in ihren Bereich kam, vernichtend. Selten ist Ovamboland von einer solchen Heuschreckenplage, wie im Jahre 1907, heimgesucht worden. Die junge Brut wächst sehr schnell und nimmt allmählich eine braune Farbe an. Bald hatten obige Scharen den zwischen Ondonga und Oukuanjama liegenden Wald durchquert und überfluteten nun den letztgenannten Stamm, dessen Gärten gerade in dem Jahre eine vorzügliche Ernte erwarten ließen. In kurzer Zeit waren diese von den braunen Massen bedeckt, die in ihrer Zerstörungswut auch keinen grünen Halm übrig ließen. — So lange ihnen noch die Flügel fehlen, arbeiten sie sich an den Halmen, ein Blatt nach dem andern verzehrend, bis zu den Ähren empor.

Steht die Ernte dicht bevor, so daß die Fruchtkörner bereits eine ziemliche Härte erlangt haben, dann werden diese vielleicht verschont.

Gerade in jenem Jahre 1907 stand das Flutwasser in den Flußbetten besonders hoch. Aber auch dies hinderte das Vorwärtsdringen jener Scharen nicht. Langsam wird der Übergang an den aus dem Wasser hervorragenden Grashalmen vollzogen. Nie vergesse ich den ersten Ostertag dieses Jahres! Man hatte uns berichtet, daß die Heuschrecken ganz in der Nähe seien. Immerhin lag zwischen ihnen und unserer Station noch ein gewaltiges Flußbett. Als nun am Morgen nach dem Gottesdienst die Teilnehmer daran das Schulgebäude wieder verließen und nach draußen kamen, da war es ein Ruf, welcher aller Munde entfuhr: Osipaxu ose uja! die Heuschrecken sind gekommen! Ja, sie waren im Anmarsch, die Richtung auf die Station und die in ihrer Nähe liegenden Gärten nehmend. Alle Anwesenden, wohl über 200, eilten nach den nahen Gebüschen und kehrten bald — mit Zweigen und Palmwedeln bewaffnet — zurück, um den Kampf mit dem heranrückenden Feind aufzunehmen. Wer wird Sieger bleiben? Ungezählte Tausende werden erschlagen, doch die nachrückenden Massen lassen sich durch nichts beirren. In einiger Entfernung werden schnell lange Gräben gezogen, in welche man die Tiere zu treiben sucht. Vergebliche Mühe! Vor ihnen trennen sich die Scharen, um sich auf der anderen Seite wieder zu vereinigen. Alle Mühe, sich ihrer zu erwehren, ist vergeblich. — Einen wundervollen Anblick gewährten noch am Morgen die wogenden Kornfelder, bald reif zur Ernte. Bevor die untergehende Sonne dieses Ostertages mit ihren letzten Strahlen uns grüßte, waren sie von den braunen Massen der Heuschrecken übersät, welche in wenigen Tagen die ganze Ernte vernichteten.

Die Ovakuanjama.

Herkunft.

Hören wir, was sich darüber die Ovakuanjama selber erzählen:

Vor langer Zeit hatten mehrere Adelige in Ondonga flüchten müssen. Eine neue Heimat fanden sie in der Nähe des Kuneneflusses. Nun geschah es, daß bei dem Tode des Häuptlings in Ondonga kein Thronfolger vorhanden war. In dieser Not sandte man zu jenen einst Vertriebenen, um sie zur Rückkehr zu bewegen. Was konnte diesen willkommener sein als eine solche Botschaft! Gerne folgten sie dem an sie ergangenen Rufe, und bald war alles zur Rückkehr nach der alten Heimat, von der sie ein großer Wald trennte, bereit.

Eines Tages kamen unsere Wanderer an eine Stelle, wo ein eben verendeter Elefant lag. Dieser ließ die ihrem Ziel eifrig Zustrebenden bald Halt machen, winkten ihnen doch einige Tage herrlichen Wohllebens bei vollen Fleischtöpfen. Schnell machten sich einige an die Zerlegung der gewaltigen Fleischmassen, und in kurzer Zeit schmorten auch schon die ersten Stücke in dem eiligst hergestellten Feuer. Als man so einige Tage mit Fleischessen zugebracht hatte, bestand der Älteste unter ihnen darauf, nun endlich die Reise weiter fortzusetzen, damit nicht unterdessen ein anderer käme und ihnen den Thron in Ondonga streitig machen möchte, fand aber mit seinen Vorstellungen bei den jüngeren Begleitern nicht das geringste Verständnis. Endlich machten einige der Älteren kurzen Prozeß, ließen die unverständigen Jungen zurück und setzten allein die Weiterreise fort.

Jene Zurückgebliebenen ließen es sich bei ihren Fleischtöpfen weiter wohl sein. Bald wurden sie den großen Wildreichtum des Waldes gewahr, erlegten ein Stück nach dem andern und ihr Fleischvorrat, anstatt zur Neige zu gehen, vermehrte sich von Tag zu Tag. Unter so günstigen Verhältnissen dachte natürlich keiner an die Weiterreise.

Eines Tages kam einer unter ihnen auf den Gedanken, doch einmal einen Versuch zu machen, wie das in ihren Kalabassen noch befindliche Korn hier im Walde wachsen würde. Überraschend war der Erfolg, und alle waren nur von einem Gefühl durchdrungen: hier ist gut sein, und man fing nun erst recht an, sich häuslich einzurichten.

Jene Alten waren unterdessen längst in Ondonga angelangt, und einer von ihnen war auch Häuptling des Landes geworden. Vergeblich wartete man auf die Zurückgebliebenen. Eines Tages wurde eine Anzahl Männer hingesandt, um sie endlich zum Kommen zu bewegen. Jene hatten sich unterdessen dort im Walde eine neue Heim- und Bleibestätte gegründet und fühlten sich darin so wohl, daß keiner die geringste Neigung zeigte, diese wieder zu verlassen. Unverrichteter Sache mußte die von Ondonga gekommene Gesandtschaft abziehen. Dort war man ganz entsetzt über das Vorhaben der im Walde Zurückgebliebenen. Man konnte es nicht verstehen, daß sie in der Tat darauf verzichten wollten, in die Heimat zurückzukehren. Der Häuptling sinnt nach, was ist zu tun? Halt, denkt er, die zuerst Gesandten waren zu jung und unerfahren, um jene zum Kommen zu bewegen. Ich werde nun alte und verständige Leute hinsenden, dann kommen sie sicherlich. Aber auch ihr Alter und Verstand reichte nicht aus, und ebenso erfolglos wie die erste Gesandtschaft kehrten auch sie zurück. Nun ja, sagte man sich endlich in Ondonga, wenn sie nicht kommen wollen, dann laßt sie bei ihrem Onjama (Fleisch) bleiben.

Eines Tages geschah es, daß sich einige Jäger von Oukuambi, einem südwestlich von Oukuanjama gelegenen Stamme, bis zu jenen im Walde verirrten. Überrascht von dem dort

Geschehenen blieben auch sie. Als bald das Heimweh nach den Ihrigen kam, hieß es: „Wir werden nach Hause gehen, um unsere Väter und Mütter zu holen, und dann kommen wir wieder.“ So brachen sie schnell auf, und bald kehrten sie mit ihren Angehörigen zurück. Ganz erstaunt fragt man sich auch in Oukuambi: „Was mag doch diese zum Wegziehen veranlaßt haben?“ Geschah es, daß jener Häuptling in Ondonga nach den Zurückgebliebenen gefragt wurde, dann antwortete er ganz ärgerlich: „Ach seid doch stille von jenen Ovakuanjama!“*) Diese ließen es sich in der neuen Heimat, welche ihnen reichlich alle ihre Bedürfnisse bot, wohl sein. Den ältesten ernannte man zum Häuptling. Vergrößert wurde die Schar seiner Untertanen noch durch eine Anzahl Leute, die eines Tages von jenseits der Kunene, von Humbe kamen. An die Stelle des ersten Häuptlings trat nun bei dessen Tode sein Neffe, der aber bei den von Humbe Gekommenen keine Anerkennung fand. „Nein,“ sagten sie, „dieser ist ein Omudonga, und wir wollen nicht von einem solchen beherrscht sein.“ Dem Häuptling kamen die Reden jener revolutionären Gesellen zu Ohren, und er sandte ihnen Botschaft, sofort sein Land zu verlassen. Höhnisch wurden die Boten zurückgesandt mit der Weisung: „Geht und sagt eurem Häuptling, wir sind nicht in seinem Lande.“ Nun, dachte dieser, seid ihr nicht willig, so brauch' ich Gewalt. Bald waren seine jungen Krieger versammelt, um jene Rebellen mit Gewalt aus dem Lande zu vertreiben. Diese hatten es unterdessen verstanden, sich einen großen Anhang zu verschaffen, und mit dessen Hilfe gelang es ihnen auch, die Scharen des Häuptlings zurückzuschlagen und sich in ihren Wohnplätzen zu behaupten. Durch diesen ersten Erfolg ermutigt, sannen sie darauf, wie sie dem Häuptling am besten die Herrschaft entreißen und an sich bringen könnten; doch auch dieser war nicht untätig geblieben. Seine erste Wohnstätte hatte er verlassen und eine neue, die sogenannte Ombala, bauen lassen. Jetzt versuchten die von Humbe Gekommenen ihr

*) Wörtlich übersetzt bedeutet dieser Name also Fleischleute.

Ziel mit List zu erreichen, und dieses sollte ihnen auch bei den so sehr im Aberglauben Steckenden nur zu leicht gelingen. In einer Nacht sandten sie zu jener Ombala einige ihrer Anhänger, um ganz in deren Nähe die Totenklage anzustimmen. Werden nachts die Töne jener Klage in der Nähe einer menschlichen Wohnung gehört, so ist dies für den Herrn derselben nach Anschauung der Leute das sicherste Zeichen seines bald bevorstehenden Todes. Auch diesmal sollten sie ihre Wirkung nicht verfehlen. In der Ombala ist man längst zur Ruhe gegangen, da erklingen in ihrem Garten die schauerlichen Töne der Onali. Erschreckt fahren alle aus dem Schlafe auf; zitternd kriecht der Häuptling aus seinem Gemach hervor. Man hat nicht den Mut nachzusehen, wer die Urheber jener Töne sind; es können dies ja nur Oipumbu, eine Geisterart, die bei ihrem Erscheinen immer als Vorboten des nahenden Todes gedeutet werden, sein. Nur ein Gedanke bewegt das Herz des geängsteten Häuptlings: „Sollte nicht doch noch Möglichkeit vorhanden sein, jenem drohenden Schicksal zu entgehen!?" — „Ha, denkt er, jene Oipumbu sind vielleicht selber nicht damit einverstanden, daß ich Häuptling bin. Ich werde meine Wohnstätte mit Tagesgrauen verlassen und eine andere suchen, also auf die Stellung des Häuptlings verzichten." Gleich in der Frühe des Morgens beginnt der Auszug, und in ziemlicher Entfernung von der Ombala wird eine neue Heimstätte aufgeschlagen. Das war es, worauf die von Humbe Gekommenen gewartet hatten. Noch am selben Tage bezogen sie die eben verlassene Ombala und waren damit rechtmäßige Herren des Landes. — Der Geflüchtete sandte bald Botschaft und trat seine Herrschaft freiwillig an jene ab, für sich persönlich nur das Recht ausbittend, am Walde zu bleiben und in allernächster Umgebung als Herrscher gelten zu dürfen. War man anfangs auch wenig geneigt, auf seinen Wunsch einzugehen, so gab man schließlich doch nach mit der Bedingung, er dürfe aber keine Ombala, in welcher der rechtmäßige Besitzer des Landes wohnt, sondern nur eine Osimbala — verächtliche Bezeichnung einer Häuptlingswerft — bauen.

Die von Humbe Gekommenen blieben nun fortan die rechtmäßigen Herren des Landes. Weil sie durch jene Onali zur Herrschaft gelangt waren, nannten sie sich fortan die Ovakuanonali. Ihr Geschlecht ist noch heute im Besitz der Herrschaft von Oukuanjama.

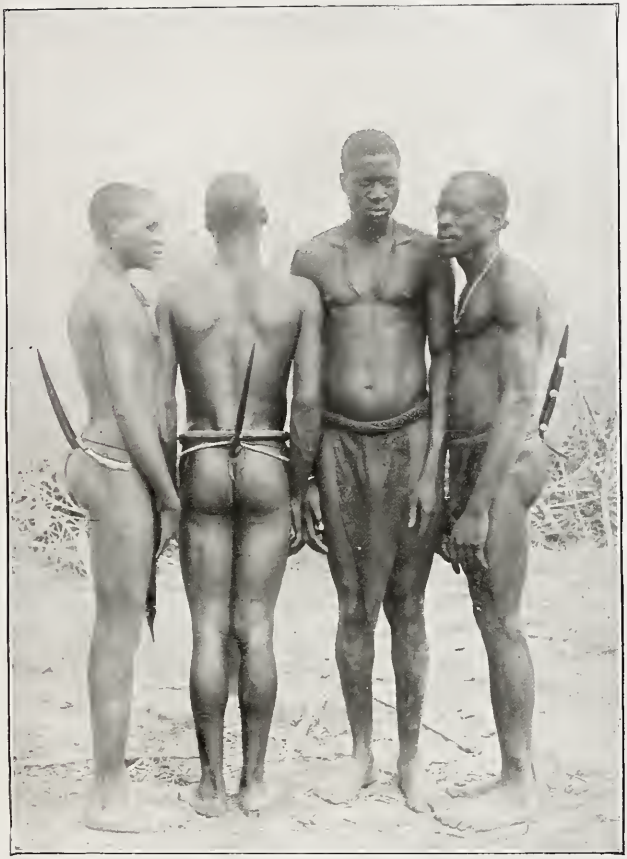
Äußere Erscheinung.

Bekleidungs- und Schmuckgegenstände.

Im Körperbau unterscheidet sich der Bewohner des Ovambolandes kaum von seinen südlichen Nachbarn, den Ovaherero. Meiner Beobachtung nach dürfte das Hauptunterscheidungsmerkmal zwischen beiden in der verschiedenen Form der Gesichter beruhen. Während letztere, besonders das weibliche Geschlecht, meist die ovale Form zeigen, ist bei den ersteren mehr die runde Gesichtsform vorherrschend. Vor allem aber ist es mir immer wieder aufgefallen, daß der ganze Gesichtsausdruck beim Bewohner des Ovambolandes freundlicher und gewinnender ist als bei den Ovaherero. — Kräftige, muskulöse Gestalten von sechs Fuß Länge und darüber sind keine Seltenheiten. Neben reinen Negertypen finden wir auch Personen mit wohlgeformten, fast europäischen Gesichtszügen. Die Hautfarbe bildet ein dunkles Braun. Das krause Kopfhaar wird kurz geschoren, zuweilen auch vollständig abrasiert, wobei man oft an einzelnen Stellen des Kopfes kleine Haarbüschel (Omasuku) stehen läßt. Zum Abrasieren des Haares bedient man sich eines kleinen scharfen Eisenplättchens (Osimbi). Schnurr- und Kinnbart sind nicht modern, und werden die hierzu sich zeigenden Ansätze stets mittels kleiner Pinzetten entfernt.

Zuweilen trifft man auch Albinos, Menschen mit blaßroter, sehr empfindlicher Haut und gelbem Kopfhaar. Eine befriedigende Erklärung für diese auffallende Erscheinung vermögen die Leute nicht zu geben. In manchen Märchen spielen jene Personen (Omakisi, Sing. Ekisi) eine große Rolle.

Das Hauptbekleidungsstück bildet der Schurz (Eteta). In früheren Jahren, wo im Lande noch ein bedeutender Reichtum an Großvieh vorhanden war, wurde dieser aus den Mägen



Ovakuanjama.
Ekuamo. Etota. Osongi.

der Rinder verfertigt. Aus einem großen Exemplar lassen sich drei solcher Schurze bereiten. Das Zerlegen derselben ist auch wieder eine besondere Kunst, welche noch lange nicht jeder versteht. Das obere Ende der keilförmigen Eteta ist oft so breit, daß es an beiden Seiten des Körpers weit über die Hüften reicht. Durch Einreiben mit Fett erhält man sie weich und geschmeidig. Heute findet sich diese Art des Schurzes fast nur noch bei den Wohlhabenden. Ärmere müssen sich mit einem einfachen baumwollenen Lappen begnügen. Man befestigt die Eteta an dem breiten, aus Rindsleder gefertigten Gürtel (Ekuamo), welcher mehrmals oberhalb der Hüften um den Leib geschlungen wird. Bei Kindern und überhaupt bei allen, welche sich den Luxus eines solchen Gurtes nicht erlauben können, tritt an dessen Stelle ein einfacher dünner Riemen. Der breite Gurt versieht auch oft die Stelle der Taschen, in welchem man kleine Gegenstände wie Pfeife, Tabak und dergl. unterbringt; auch Kiri und Dolch pflegt man oft hineinzustecken. Zuweilen findet auch die Schnupftabakdose (Okenja) darin ihren Platz; andernfalls steckt man sie unter ein um den linken Oberarm geschlungenes Riemchen. Bei Jünglingen und jungen Männern befindet sich oft hinten am Gurt, genau in der Mitte, ein aus Leder gefertigtes und mit der Spitze nach oben gerichtetes Hörnchen (Osongi). Besondere Freude macht es ihnen, wenn sie einige blanke Polsternägel erobern können, mit denen es dann verziert wird. Bei älteren Männern tritt von dem Tage an, wo sie ihrer Hauptfrau die Omafia, welche diese immer zuerst erhält (s. Hausgeräte), gegeben haben, an Stelle des Osongi das ebenfalls am Gurt befestigte und nach unten hängende Onutuva. Auch dieses ist aus Leder verfertigt und hat die Form einer kleinen runden Schale von vielleicht 10 cm Durchmesser. Die Fußbekleidung, wenn solche getragen wird, besteht aus einfachen Sandalen (Enaku).

Schurz und Gürtel befinden sich in eben beschriebener Gestalt auch beim weiblichen Geschlecht. Zur Bedeckung der Gesäßpartie dient bei letzterem das Ongúo, ein einfaches Stück Rindshaut, welches am Gurt befestigt wird. Man verwendet

hierzu nur das Fell eines ganz schwarzen Tieres, welches bei der Verarbeitung, damit seine Haare nicht leiden, sehr vorsichtig behandelt wird.

Ein Hauptbekleidungsstück der jungen Mädchen bis zur Efundula — eine große Festlichkeit, welche jedes junge Mädchen, bevor es heiratet, mitmachen muß; s. Heirat — und auch während derselben bildet das aus Straußeneierschalen verfertigte Ondjeva. Die Schalen jener Eier werden in kleine Stückchen zerschlagen und zu runden Plättchen von vielleicht $^3/_4$ cm Durchmesser verarbeitet. Nachdem ihre scharfen Kanten etwas abgeschliffen sind, werden sie durchbohrt und auf Schnüre gereiht. Mit der Anlegung dieses Schmuckes, welcher um den ganzen Körper geht, beginnt man gleich unterhalb des Gurtes, dicht über den Hüften. Bei reichen Leuten reicht die unterste Reihe des Ondjeva oft bis an die Knie. Nach dem Efundula-Fest wird dieser Schmuck abgelegt, und an seine Stelle treten kleine Glasperlen von hell- oder dunkelblauer Farbe (Onguluve oder Omusambe).

Der Kopf bleibt beim männlichen Geschlecht unbedeckt. Zuweilen trifft man bei erwachsenen Knaben aus Gräsern oder Palmblättern geflochtene Hüte, deren europäische Form aber gleich erkennen läßt, daß sie nicht zur Nationaltracht der Leute gehören. Einen besonderen Kopfputz erhält die junge Frau gleich nach der Efundula, und zwar einen aus Sehnen und Menschenhaaren geflochtenen Hut (Omatela). Die Herstellung eines solchen erfolgt auf dem Kopf seiner Trägerin, an deren Kopfhaar er befestigt wird. Abgenommen werden kann darum ein solcher Hut nicht. Zu beiden Seiten werden zwei stark gebogene, hörnerähnliche Hölzchen befestigt. Anfangs sitzt dieser Hut fest anschließend auf dem Kopf. Mit der Zeit wachsen die damit verbundenen Haare, und nun kann man ihn bequem hin und her schieben. Für welche Art von Lebewesen unter einer solchen Kopfbedeckung die günstigsten Existenzbedingungen geschaffen sind, liegt auf der Hand. Sehr oft hat man Gelegenheit zu beobachten, wie die Trägerin eines solchen ganz verzweifelt mit einem Stöckchen

darunterfährt, um sich in etwa dieser Plagegeister zu erwehren. Je länger die Kopfhaare werden, um so mehr verändert der Hut seine anfängliche Lage, bis er endlich ganz auf dem Hinterkopfe hängt und nun abgenommen werden muß. Dies geschieht, indem man einfach die ihn festhaltenden Haare durchschneidet. Ein von dem Kopf seiner Trägerin entfernter Hut findet keine Verwendung. In den meisten Fällen nimmt man ihn auseinander und hebt, falls er nicht gleich erneuert wird, das kostbare Material sorgfältig auf.

Von den vielen Schmuckgegenständen seien nur die hauptsächlichsten erwähnt. Sehr beliebt sind die schon genannten kleinen Glasperlen. Beide Arten derselben dienen auch als Halsschmuck. Nicht selten trifft man Frauen, welche Perlenhalsbänder im Gewicht von 3—4 kg tragen. Auch bei Männern und Jünglingen werden Perlen als Halsschmuck verwandt. Sehr beliebt und gesucht ist eine kleine dunkle, mit roten Streifen versehene Perle, welche früher nur von Adeligen getragen werden durfte. Eine ähnliche, Ongete genannt, erfreut sich augenblicklich großer Beliebtheit. Selten fehlen auch die Omamanja, eine große Perle von der Dicke eines Bleistiftes. Mit Olunina bezeichnet man einen aus starken wohlriechenden Gräsern verfertigten Halsschmuck. Die dicken hohlen Halme werden in kleine Stückchen zerschnitten und Perlen gleich auf eine Schnur gereiht. Sehr oft findet man aus Eisen oder Kupfer verfertigte Perlen, die sich auch großer Beliebtheit erfreuen. Aus Muschelschalen stellt man einen dem Ondjeva ähnlichen Schmuck (Ondjoka) her, welcher sowohl unterhalb des Gurtes um die Lenden, als auch um den Hals hängend getragen wird.

Alle bisher genannten Schmuckgegenstände finden sich bei beiderlei Geschlecht. Dies gilt auch von den aus importiertem Eisen- oder Messingdraht gefertigten Armringen. Man trifft sehr oft, besonders unter alten Leuten, Personen, welche 20—30 einzelne, meist mit einfachen Verzierungen versehene Ringe an einem Arme tragen.

Besonders auffallend ist ein ebenfalls aus Eisen- oder

Messingdraht gefertigtes, spiralförmig gewundenes Frauenarmband, welches vom Handgelenk bis zum Ellenbogen reicht und aus einem Stück besteht. Bei jungen Männern findet man oft ein aus Eisen bereitetes, 2 cm breites und sehr kunstvoll gearbeitetes Armband, welches den Namen Osikuato trägt. Zu den Hauptschmuckgegenständen verheirateter Frauen zählen auch die aus Kupfer gefertigten Beinspangen (Engodo), welche dicht über dem Fuß getragen werden. Sehr oft repräsentiert ein solches Paar das stattliche Gewicht von 2—3 kg. Um im Anfang beim Tragen derselben Hautabschürfungen zu verhüten, erhalten sie eine von Gräsern oder Lappen verfertigte Unterlage. Die Ringe besitzen oft eine Dicke von fast 3 cm und können, einmal an ihre Stelle gebracht, nicht so leicht abgenommen werden. Die Entfernung erfordert schon einige Anstrengung und wird auch nur dann vorgenommen, wenn ihre Trägerin den Wunsch hat, wieder für einige Zeit leichter durchs Leben zu wandeln. In den meisten Fällen sind diese Ringe Eigentum ihres Mannes, welcher sie darum auch jeden Augenblick zurückfordern kann. Bei den jungen Mädchen findet man in den meisten Fällen aus Eisendraht gefertigte Beinringe. Von dem männlichen Geschlecht werden letztere nicht getragen.

An den Fingern trägt man zuweilen aus verschiedenstem Material gefertigte Ringe, nicht selten auch solche, welche durch Händler importiert wurden.

Ohrringe scheinen die Leute nicht zu kennen. Beliebt sind aus Glasperlen hergestellte Ohrgehänge. Oft sah ich Frauen, deren Ohrläppchen mit großen Löchern versehen waren, in welche man kleine Holzpflöckchen zu stecken pflegte.

Ein besonderes Schmuckstück, welches sich nur bei Reichen findet und fast ausschließlich von Frauen getragen wird, ist das Omba, eine eigentümliche weiße Schneckenschale von runder Form und einem Durchmesser von 4—5 cm. Sie wird durchbohrt, an einem Riemchen befestigt und am Halse oder auch am Gurt getragen. Es gelang mir bisher nicht, die sichere Quelle für diese Schalen zu finden.

Vornehme Frau.
Mit Omba besetzter Perlenhalsschmuck. Arm- und Beinringe.

Auf meine diesbezüglichen Fragen wurde mir immer wieder geantwortet: „Weit aus dem Osten kommende Leute bringen sie uns.“ Sie repräsentieren einen sehr hohen Wert, und es ist ungemein schwierig, in den Besitz dieses Schmuckes zu gelangen. Nur ein einziges Exemplar konnte ich erhalten und zwar von einer adeligen Dame, die uns oft besuchte und der sehr viel an unserer Freundschaft gelegen war. Jedenfalls wollte sie mir durch das geschenkte Omba auch die Größe unserer Freundschaft andeuten.

Die meisten Schmuckgegenstände erhält eine Frau von ihrem Mann, die auch dessen Eigentum bleiben. Ihre „Ausstattung“ wird sich daher immer nach dessen Vermögensverhältnissen richten, und sie weiß es ganz gut, daß ihr Gebieter Wert darauf legt, seine Frauen anständig und standesgemäß in ihrer Kleidung erscheinen zu lassen.

Besonders begehrt sind auch wohlriechende Seifen und Parfüms, und die in Hereroland arbeitenden Ovambo versäumen nie, vor ihrer Heimkehr besonders den erstgenannten Artikel einzuhandeln. Einst besuchten meine Frau und ich des Häuptlings Tante Nekoto. Während der Unterhaltung war meine Frau gezwungen, ihr mit einigen Tropfen Eau de Cologne getränktes Taschentuch zu benutzen. Der Duft dieses Parfüms entging auch der feinen Nase Nekotos nicht, obwohl sie immerhin noch in ziemlicher Entfernung von uns saß. Mit Wohlgefallen sog sie ihn ein, um gleich darauf zu fragen: „Sag mal, hast du noch mehr von dem guten Wasser, welches du in dein Taschentuch gegossen hast?“ Große Freude machte es ihr, von meiner Frau das Versprechen zu erhalten, am nächsten Tage etwas von dem „guten Wasser“ zu schicken. Und wie verwandte sie es? Sie ließ von Zeit zu Zeit einige Tropfen auf den der Nase am nächsten gelegenen Teil ihres Halsschmuckes fallen, damit sie den so sehr geschätzten Duft immer in nächster Nähe hatte.

Unentbehrlich ist den Leuten auch das Olukula, eine aus Oker und Fett bestehende Masse, mit welcher der ganze Körper eingerieben wird, um dadurch die Haut stets weich und ge-

schmeidig zu erhalten. Oft sieht man Gestalten, welche förmlich von Fett triefen. Einst besuchte ich einen Bekannten und trug bei der Gelegenheit einen weißen Anzug. Als ich im Begriff war, in das Gehöft einzutreten, kamen mir drei Frauen, welche sich gerade gründlich einbalsamiert hatten, daraus entgegen. Um mit ihnen nicht in nähere Berührung zu kommen, ging ich schleunigst auf die Seite, und wir begrüßten uns aus einiger Entfernung; doch diese mochten wohl den Grund meines Ausweichens erraten und hatten mich bald von allen Seiten mit ausgestreckten Armen umringt, Miene machend, mich zu umarmen. Mein weißer Anzug kam dabei in größte Gefahr, und ich war herzlich froh, als die drei endlich laut lachend abzogen, sich herzlich darüber freuend, mich doch auch einmal in die Enge gejagt zu haben.

Groß ist auch die Menge der europäischen Kleidungsstücke, welche man schon im ganzen Lande umher findet. Sie sind sehr beliebt und haben bei vielen die Nationaltracht völlig verdrängt. Joppen, Westen, Hosen, Hüte, Schuhe, Hemden, Decken und dergl. sind im Ovambolande begehrte Handelsartikel, wobei viele Käufer bereits mehr Wert auf Qualität als Quantität der Ware legen, obgleich auch letztere eine große Rolle bei ihnen spielt. Ich entsinne mich, daß gerade Uejulu, der verstorbene ältere Bruder des jetzt regierenden Häuptlings Nande, in der Auswahl seiner Kleider sehr wählerisch war. Die Nationaltracht hatte er, trotz manchen Widerspruchs seiner Alten, längst abgelegt und trug nur noch europäische Kleider, die er teils von Händlern, meistens aber von den in seinem Lande lebenden Missionaren erhielt. Anfangs begnügte er sich mit guten baumwollenen Hemden. Da entdeckte er eines Tages bei einem Missionar eine andere Sorte, nämlich ein Normalhemd. Er ruhte nicht, bis er auch ein solches erhalten hatte und wollte von dem Tage an nur noch diese tragen, und manches Normalhemd hat in der Folgezeit von den Missionsstationen zum Häuptling wandern müssen. Einst schenkte ich ihm eine Jacke. Er prüfte sie genau und dann auch

die, welche ich gerade trug. „Ja," meinte er, „du hast mir eine gute Jacke geschenkt, aber die deine scheint noch besser zu sein." — Billige Kleidungsstücke konnte man ihm mit der Zeit überhaupt nicht mehr anbieten. Bei aller Vorliebe für europäische Kleidung lag ihm jedoch jedes protzen- und stutzerhafte Wesen fern. Er liebte es, fein und elegant zu erscheinen und war in mancher Beziehung ein echter Gentleman.

Zahnverstümmelung. Beschneidung. Tätowierung.

Wie manche Sitten mit der Zeit schwinden, ja oft sogar direkt unbeliebt werden, so ist auch heute Zahnverstümmelung und Beschneidung bei vielen schon völlig außer Gebrauch. Bei ersterer Sitte pflegte man die beiden unteren, in der Mitte stehenden Schneidezähne dicht über dem Zahnfleisch abzuschlagen (Okukulua).

Die Beschneidung wird nur beim männlichen Geschlecht, und zwar stets bei Erwachsenen, vollzogen. Seit dem letzten Beschneidungsfest mögen in Oukuanjama wohl an 15—20 Jahre verflossen sein. Beschnitten wurden nur Adelige, sowie reiche, angesehene Leute, vor allem auch die in des Häuptlings Diensten stehenden Omalenga (Großleute). Der betreffende Operateur wohnte in einem nördlich gelegenen Nachbarstamm und ließ sich die Ausübung seiner Kunst stets teuer bezahlen. Ich entsinne mich, daß Nekoto, des Häuptlings Tante, eines Tages wieder ein stets im Walde stattfindendes Beschneidungsfest abhalten wollte, damit aber bei dem damals regierenden Häuptling auf heftigen Widerstand stieß. Manche sollen früher bei dieser Operation zugrunde gegangen sein, und als Nekotos Wunsch bekannt wurde, hatten sich viele, die dabei in Betracht kamen, sofort zur Flucht gerüstet, um im gegebenen Moment das Land verlassen zu können.

Tätowierung findet sich bei den Ovakuanjama selten. Sehr beliebt scheint sie bei dem Stamm der Ovangandjera zu sein, wird von diesen aber auch fast ausschließlich nur im Gesicht angewandt.

Die Wohnstätten.

Die Wohnstätte eines Omukuanjama trägt den Namen Eumbo. Man übersetzt dies Wort am besten mit Gehöft. Sehr oft findet man auch die Bezeichnung Werft. Die Anlage eines solchen Gehöftes ist sehr kompliziert und mit Worten kaum deutlich zu beschreiben. Oft liegt es in der Mitte, meist jedoch am Rande des dazu gehörigen Gartens. Alle sind in fast kreisrunder Form angelegt. Der Durchschnitt einer solchen Eumbo schwankt zwischen 20—50 m. Die Größe wird sich stets nach den Verhältnissen seines Besitzers richten. Auf einem breiten, zu beiden Seiten mit Dorngestrüpp eingefaßten Wege (Oluvanda) gelangt man zum Haupteingang (Oñu). Dieser ist meist sehr enge, vielleicht 1 m hoch und 60—70 cm breit, so daß er eben für eine Person Einlaß gewährt. Während der Nachtzeit wird er mittels eines Dornbusches, den man hineinzwängt, verschlossen. Durch diesen Eingang gelangt man in das Innere der Eumbo. Seine äußerste Einfriedigung bildet eine aus Dorngebüsch hergestellte feste Wand. Der ganze innere Raum ist durch 2—3 m hohe Palisadenwände in die zu einem Gehöft gehörigen Abteilungen zerlegt. Oft werden auch die einzelnen Pfähle dieser Wände, um letzteren größere Festigkeit zu geben, an ihren oberen Enden durch dünne Querstäbe und starken Baumbast miteinander verbunden. Die zwischen den verschiedenen Palisadenwänden laufenden Wege haben eine Breite von nur 60—70 cm. Nach dem Passieren des Haupteingangs wenden wir uns nach rechts und finden hier gleich die Osini, den zum Stampfen des Kornes dienenden Platz. Zum Schutz gegen Regen ist er mit einem Dach (Onduda) versehen. Der Boden dieses Raumes wird, um ihm die nötige Härte und Glätte zu verleihen, mit Lehm bestrichen. Darin befinden sich die aus Holz gefertigten Mörser, von denen jeder einzelne den Namen des Ganzen (Osini) trägt. Die Bereitung des Mehles geschieht mittels des ebenfalls aus Holz gefertigten Stampfers (Omusi). Bei einer Länge von $1^1/_2$ m hat dieser meist einen Durchmesser

Häuptling Uejulu in dem großen Empfangsraum seines Gehöftes. Rechts Onduda.

von 3—5 cm. Am oberen Ende befindet sich, um dem jedesmaligen Stoß die nötige Wucht zu verleihen, eine starke Verdickung. Gleich an die Osini schließt sich ein größerer, freier Raum (Osihale) an, welcher zur Aufnahme der Kornbehälter (Omaanda) dient. Diese werden aus Zweigen des Omukiadi und starkem Bast des gleichnamigen Gebüsches angefertigt und haben eine urnenartige Form. Zum Schutz gegen Termiten werden sie von der Erde erhöht aufgestellt. Eine Anzahl Stützen wird in Kreisform in den Boden eingerammt; auf dieselben legt man einen starken geflochtenen Ring, in welchen der Kornbehälter zu ruhen kommt. Um letzteren vollständig dicht zu machen, wird er im Innern mit Lehm ausgeschmiert. Den Verschluß der 30—40 cm großen Öffnung bildet ein ebenfalls aus dünnen Stäben und Baumbast geflochtener Deckel, auf welchen eine Lehmschicht zu liegen kommt. Die Kornbehälter werden in den verschiedensten Größen angefertigt. Man sieht kleine, welche höchstens 1—2 Zentner Getreide fassen und auch solche, in welche man bequem 20—30 Zentner füllen kann. In großen Häuptlingswerften finden sich zuweilen Kornbehälter, welche 70—80 Zentner zu fassen vermögen, und an deren Öffnung man nur mittels einer Leiter gelangen kann. Jeder erhält zum Schutz gegen Regen ein auf besonderen Stützen ruhendes Dach; kleinere Kornbehälter setzt man meist zu mehreren unter ein solches.

Gleich an diesen Raum schließen sich die Kräle für das Klein- und Großvieh. Nun führt der Weg (Omukala, Plur. Omikala) zwischen oben erwähnten Palisadenwänden weiter. Bald zeigt sich links eine schmale Tür, durch welche wir in den kleinen Empfangsraum (Okalupale) gelangen. Einige am Boden liegende Klötze laden zum Sitzen ein. Hier hat der angekommene Besucher zu warten, bis er dem Hausherrn gemeldet und von diesem, nachdem er erschienen, zum großen Empfangsraum (Olupale lua kula) geleitet wird, wobei dieser, der Landessitte gemäß, vorangeht. Die Stelle der Stühle vertreten auch hier einfache glatte Klötze, auf denen Platz zu nehmen der Besucher freundlichst gebeten wird. In der einen Ecke dieses Raumes

befindet sich eine zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen errichtete dachartige Vorrichtung (Etala). Nie fehlt auch eine ziemlich geräumige Hütte (Onduda), welche den über Nacht bleibenden Gästen als Schlafgemach dient. Ein solches Onduda hat stets eine kreisrunde Form und einen Durchmesser von $1^1/_2$—2 m. Die Wände bilden aufrechtstehende, $^3/_4$—1 m hohe Pfähle. Die Öffnungen zwischen denselben sind, um den Innenraum gegen Zugwind zu sichern, mit Lehm ausgeschmiert. Auf diesen Pfählen ruht das kegelförmige Strohdach, dessen Rand nach allen Seiten hin die Wände des Gemaches überragt. Die Gerüste der Dächer sind aus dünnen Stäben hergestellt und werden mit langem Gras gedeckt. In dem Decken derselben sind manche Ovakuanjama wahre Meister. Sie verstehen diese Arbeit so ausgezeichnet, daß jene mit Gras gedeckten Dächer auch beim stärksten Regen keinen einzigen Tropfen hindurchlassen. Der Eingang zu einem solchen Onduda ist so eng, daß sich eine erwachsene Person eben mit Mühe durchzwängen kann. In dem als Schlafgemach dienenden Raume befindet sich, vielleicht $^3/_4$ m über dem Boden erhöht, eine von starken Hölzern hergestellte Art Pritsche, welche als Lager dient. Wenn eben möglich, wählt man hierfür gleich starke, möglichst gerade Hölzer, um wenigstens eine ziemlich glatte Liegefläche (Omutala) zu erhalten. Oft sind die verschiedenen Hölzer eines solchen Omutala nichts weniger als gerade, zuweilen auch noch mit recht knorrigen Ästen versehen, und doch schläft der Omukuanjama darauf ebenso vorzüglich, wie wir in den weichsten Federbetten. Als einzige Unterlage dient zuweilen ein auch nicht gerade sehr weiches Ochsenfell oder eine aus Palmblättern verfertigte Matte. Sehr beliebt sind die auch schon jetzt in Ovamboland sehr verbreiteten baumwollenen Decken. Große Freude habe ich manchem oft dadurch bereitet, daß ich ihm für sein Lager ein genügend langes Brett schenkte. Einst besuchten mich mehrere alte Ovakuanjama in meiner Studierstube, in welcher neben anderen Dingen auch ein sehr langer Tisch stand. Dieser schien sie besonders zu interessieren, und immer wieder wurde er von allen Seiten in Augenschein ge-

nommen. Auf meine Frage hin, was sie denn so sehr daran interessiere, erhielt ich zur Antwort: „Wir denken nur darüber nach, wie prächtig es sich wohl auf einem so glatten Tische schlafen muß." — In der kühlen Jahreszeit wird unter dem Omutala die ganze Nacht hindurch ein kleines Feuer unterhalten. Welch eine Atmosphäre mag sich dann in einem solchen engen Raume entwickeln, da auf der Pritsche doch in den meisten Fällen 4—5 Menschen, dicht aneinandergedrängt, liegen! Aus dem großen Empfangsraum führt eine Tür nach dem besonderen Gemach des Hausherrn (Omuene ueumbo), wohin er sich bei besonderen Beratungen mit seinen Gästen zurückzuziehen pflegt. In diesem befindet sich auch das nur für ihn bestimmte Schlafgemach und das sogenannte Elimba, eine Hütte, in welcher er seine Habseligkeiten unterbringt.

Wir kehren zurück. Der Weg führt weiter durch den großen Empfangsraum, und durch die zuerst passierte Tür der Olupale gelangen wir wieder in den engen, zwischen den Palisadenwänden befindlichen Gang. Dieser führt nun zu den Frauenabteilungen (Omapata, Sing. Epata), deren Anzahl sich nach der Zahl der dem Hausherrn gehörigen Frauen richtet. Jede Frau besitzt ihre eigene Epata. Die der Hauptfrau gehörige trägt den Namen Epata la kula (große Epata). In jeder Abteilung finden sich zwei Hütten, von denen die eine als Schlafgemach und die andere als Vorratskammer dient. An einer Stelle der Epata ist die Feuerstelle (Ediko), welche in der Regenzeit mit einem schützenden Dach versehen wird. In diesen Abteilungen halten sich die Frauen des Gehöftes, falls sie nicht außerhalb beschäftigt sind, fast die ganze Zeit des Tages mit ihren Kindern auf. Die jüngsten derselben und die erwachsenen Töchter verbleiben auch über Nacht bei ihrer Mutter. Für die erwachsenen Söhne des Hausherrn gibt es eine besondere Abteilung, Omuhandjo genannt.

Damit hätten wir die Hauptabteilungen einer Eumbo gewöhnlichen Stiles kennen gelernt. Die Größe und auch Ausstattung eines Gehöftes wird sich stets nach den Verhältnissen seines Besitzers richten. Das des Landesherrn (Ohamba) ist

sehr kompliziert und natürlich auch vornehmer als das seiner Untertanen, eingerichtet. Hier findet man in den meisten Fällen gleich hinter dem Haupteingang mehrere, eine Weile parallel nebeneinander laufende, schmale Gänge, welche in das Innere führen und sich später nach den verschiedenen Abteilungen hin abzweigen. Uneingeweihte würden sich in einer solchen Behausung unmöglich allein zurechtfinden.

Für die Verhältnisse der Ovakuanjama bildet ein gut und stark gebautes Gehöft schon eine Art Festung, deren Palisadenwände für die Pfeile des Feindes undurchdringlich sind. Wie mir erzählt wurde, befinden sich in einem nördlich von Oukuanjama gelegenen Stamm Evale besonders befestigte und gegen feindliche Überfälle gesicherte Gehöfte. Die äußerste Einfriedigung eines solchen besteht aus einer doppelten, mit Lehm ausgefüllten Palisadenwand, in welcher sich regelrechte Schießscharten befinden. Selten jedoch hört man davon, daß ein Gehöft überfallen wurde. Das Gelingen eines solchen Unternehmens wäre doch stets der schmalen, nur einer Person Durchgang gewährenden Gänge des Innern wegen zweifelhaft.

Länger als drei bis vier Jahre bleibt ein Gehöft wohl selten auf einer Stelle stehen. Nach einem solchen Zeitraum pflegt man dasselbe zu versetzen (Okudiluka). Die am Boden stehenden Enden der Palisadenwände sind morsch und faul. Viele Pfähle sind schon zu alt und unbrauchbar geworden und müssen durch neue ersetzt werden. Eine Menge von Unrat hat sich an vielen Stellen angesammelt, und der im Rinderkral liegende Mist, welcher nicht hinausgetragen werden darf, hat wohl schon eine Dicke von $^1/_2$ m und darüber erreicht. Mit dem Versetzen der Gehöfte darf nicht begonnen werden, bevor die Epena, für das Land eine Festlichkeit von großer Bedeutung, auf welche wir später noch zurückkommen, stattgefunden hat.

Ist vom Hausherrn die neue Stelle, nach welcher sein Gehöft verlegt werden soll, festgelegt, dann ruft er nach alter guter Sitte seinen Vater, oder, falls dieser nicht mehr vorhanden ist, seinen Onkel, um den Grundriß zur neuen Eumbo zu machen. Dies nimmt meist einen ganzen

Kornkörbe.

Hacken (Etemo) und Äxte (Ekuva).
Seite 61 und 63.

Tag in Anspruch. Am Tage darauf beginnt man mit dem Abbruch der alten Hütten. Die Dächer werden abgehoben und die schadhaften ausgebessert, oder auch, wenn dies zu viele Mühe macht, durch neue ersetzt. Die verschiedenen Hölzer der Hüttenwände werden ausgerissen und gleich nach der neuen Baustelle gebracht, wo einer sofort mit dem Errichten derselben beginnt. Dies ist die Hauptarbeit des zweiten Tages. Ferner pflegt man an diesem Tage auch die Omifindilo (Sing. Omufindilo) zu setzen, heilige Hölzer, welche ihren Platz am Haupteingang des Gehöftes, an der zur Hauptfrauenabteilung führenden Tür und am Eingang des großen Rinderkrals haben. Wir werden auf diese Omifindilo, welche nach dem Glauben der Leute die Kraft haben, Unglück von den betreffenden Räumen, an deren Türen sie stehen, fernzuhalten, noch später zurückkommen. Während der Zeit dieses großen Umzuges errichtet man aus Gebüsch große Laubhütten, welche vorläufig als Wohn- und Schlafgemach dienen. Ist nun die ganze Sache soweit gediehen, dann sorgt man für Fleisch, reichlich Osifima (ein fester Mehlbrei, die Hauptnahrung der Ovamboländer) und Bier (Omalodu). Das Osifima und auch die andern Speisen werden nach der neuen Baustelle gebracht und zwar dorthin, wo der große Empfangsraum zu liegen kommt, wobei man genau die vorgezeichneten Wege innehält. Sind alle Bewohner der neuen Eumbo versammelt, dann nimmt der Hausherr ein in Fleischbrühe getauchtes Stück Osifima und wirft es nach Osten mit den Worten: Kuateni Ovakuamungu vokousilo nehmt, ihr Geister des Ostens; so auch nach Westen: Kuateni Ovakuamungu vokouninginino nehmt, ihr Geister des Westens. Es ist eine Art Opfer, welches man bei dieser Gelegenheit den am meisten gefürchteten Geistern bringt, um sich ihre Gunst auch für das Wohnen im neuen Gehöft auf jeden Fall zu sichern.

Nun nimmt der Hausherr Olukula, eine aus Fett und Oker bestehende Masse, und bestreicht damit seine Hauptfrau im Gesicht, auf Brust und Rücken, wobei er ihr alles Gute wünscht, wie z. B.: „Mögest du auch in dieser neuen Eumbo

vielen Kindern das Leben schenken; möge dein Garten dir immer reiche Erträge bringen usw." Dann verfährt die Frau mit ihrem Mann auf dieselbe Weise, auch ihm alles Gute für die Zukunft wünschend, z. B.: „Deine Rinder sollen sich in dieser neuen Eumbo sehr vermehren; mögest du in die Gunst des Häuptlings kommen, damit er dir auch vielleicht noch Tiere zum Weiden gibt, und so immer viel Vieh in deinem Gehöft ist." Auf obige Weise verfährt nun der Hausherr auch mit seinen anderen Frauen und diese mit ihm und zum Schluß dann noch mit jedem seiner Kinder. Daraufhin wird das Osikima von allen Anwesenden, nachdem es der Hausherr an sie verteilt hat, verzehrt. Man begibt sich wieder nach der alten Eumbo, wo ein großes Biertrinken die Feierlichkeit beschließt. Am nächsten Tage wird die Arbeit auf der neuen Baustelle noch nicht fortgesetzt; man läßt erst „den Wind noch einmal gründlich über dieselbe streichen."

Am darauffolgenden Morgen beginnt der eigentliche große Umzug. Freunde, Nachbarn und Bekannte sind geladen, um zu helfen. Bald herrscht ein reges Leben und Treiben. Eine Anzahl Leute beginnen mit dem Ausreißen der unzähligen Pfähle, welche andere gleich in Empfang nehmen, um sie an Ort und Stelle zu bringen. Dort sind schon einige mit der Herstellung der schmalen Gräben, in welche die vielen Pfähle der Palisadenwände zu stehen kommen, beschäftigt. Unter Leitung eines Kundigen wird sofort mit der Errichtung derselben begonnen. Trotz der vielen geschäftigen Hände herrscht kein wirres Durcheinander, jeder ist an seinem Platze. Fröhlichste Stimmung findet sich bei alt und jung, ein Zeichen dafür, daß die oft nicht sehr leichte Arbeit mit frohem Mute verrichtet wird. Erst wenn die Sonne den Zenith überschritten hat, gönnt man sich eine kurze Ruhe. Die Hauptfrau des Hausherrn hat unterdessen für all die Geladenen ein ordentliches Mahl bereitet. Die vollen Schüsseln werden unter einen schattigen Baum gebracht, wo sich auch gleich im nächsten Augenblick die ganze Schar versammelt. Die Verteilung der verschiedenen Portionen macht nicht allzu große Schwierigkeit und wird von einem der

Alten besorgt. Bald sieht man alle, in kleine Gruppen verteilt, auf dem Boden sitzen. Auch diese jetzt zu leistende Arbeit wird mit größtem Eifer verrichtet, und man ist ganz bei der Sache. In kurzer Zeit sind alle Schüsseln geleert, und mit neuen Kräften geht man wieder ans Werk. Bis Sonnenuntergang halten alle treulich aus. Nun ist auch die Hauptarbeit geschehen, und die Geladenen ziehen, nachdem sie vielleicht noch einen kleinen Imbiß erhalten, froh nach Hause. Die Inneneinrichtung wird in den nächsten Tagen vom Hausherrn selbst mit Hilfe seiner Frauen und Kinder fertiggestellt.

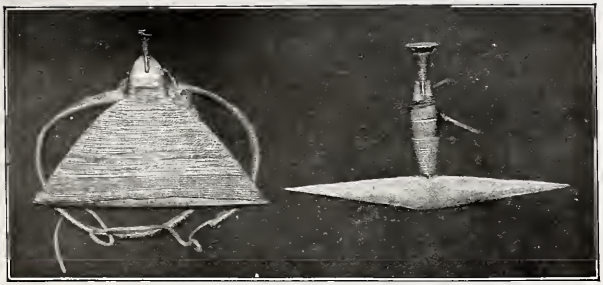
Ist diese vollendet, so daß das neue Gehöft bezogen werden kann, dann ruft der Besitzer wieder seinen Vater oder Onkel, welcher auch den Grundriß zu demselben machte, um ihn feierlich hineinzubringen (Okumunangeka). Der Einzug erfolgt gegen Abend. Ist der Gerufene erschienen, dann zündet er zuerst ein Holzscheit an und geht mit diesem, gefolgt von allen Hausgenossen, nach dem alten Rinderkral. Alle Bewohner der neuen Eumbo nehmen hier an dieser Stelle eine gründliche Reinigung ihres Körpers, der tüchtig abgerieben wird, vor. Man möchte nicht mit dem alten Schmutz in die neue Wohnung gehen. Nun bewegt sich der Zug dorthin, mit dem Vater des Hausherrn, der das brennende Holzscheit in seiner Rechten hält, an der Spitze. Viermal wird die neue Wohnstätte mit Gesang umgangen. Beim vierten Rundgang stimmt man den Omuhelo, eine Art Kriegsgesang, bei welchem auch Gewehrschüsse abgegeben werden, an. Der Zug begibt sich zuerst nach dem Rinderkral. Es ist unterdessen ganz dunkel geworden. „Nehmt Feuer," ruft der Hausherr, „damit ihr umherleuchtet!" Bald hat man dies von obigem brennenden Scheit erhalten und leuchtet damit im Krale umher. „O," ruft einer, „da steht ja eine Kuh, die eben geworfen hat." „Hier ist noch eine!" ruft ein anderer, und ein dritter sieht vielleicht ein Rind, von dem auch bald Milch zu erwarten ist. Alle geben damit ihrem Wunsche Ausdruck, daß dieser neue Kral bald mit Vieh gefüllt sein möge. Von hier aus begibt man sich nach dem großen Empfangsraum, der

Olupale, wo nun der Vater des Hausherrn, resp. dessen Onkel das erste Feuer im neuen Heim anzündet. Von dieser Stelle aus wird auch dasselbe nach den verschiedenen Frauenabteilungen gebracht. Jede Frau erhält von ihrem Mann ein brennendes Hölzchen, mit dem sie zu ihrer Epata eilt, um dort das erste Feuer anzuzünden. Damit ist das Gehöft der Landessitte gemäß bezogen, und man darf nun darin übernachten, was vorher wohl keiner wagen würde. Am nächsten Tage werden dann noch die zur Bereitung des Mehles dienenden Mörser und Stampfer aus der alten Werft geholt und an ihren neuen Platz gebracht.

Hausgeräte.

Die zur Bereitung des Mehles erforderlichen Mörser und Stampfer haben wir bereits erwähnt. Unentbehrlich bei obigem Geschäfte, sowie auch im ganzen Haushalt der Ovakuanjama, sind die aus den Blättern der Fächerpalme bereiteten Körbe (Oimbale, Sing. Osimbale), welche in den verschiedensten Formen und Größen angefertigt werden. In ihnen wandert das Getreide zur Osini, in sie hinein füllt man auch wieder das fertig gestampfte Mehl. Auf Reisen vertreten sie die Stelle unserer Handtaschen, Koffer oder auch Reisesäcke, in welchen die Frauen alles zur Reise Notwendige unterbringen und die von ihnen auf dem Kopfe getragen werden. Ein ebenfalls aus Palmblättern geflochtener runder Deckel (Ongalo), welcher einen Durchmesser von 25—30 cm hat, wird gebraucht, um aus dem bereits fertigen Mehl die noch unzerstampften Körner herauszusieben. Nie fehlt auf der Osini ein aus starken Gräsern gebundener Besen (Olukateko), um den Boden dieses Raumes immer sauber halten zu können.

Zu jeder Feuerstelle (Ediko) gehören zwei irdene Töpfe. Der eine, Ombia jouvalelo (Topf des Abendessens), dient zur Bereitung des schon erwähnten Osifima, und der andere (Ombia jombelela), zum Kochen des Fleisches und ähnlicher Speisen. Der Oluko, mittels dessen man das Mehl, wenn es in den Kochtopf geschüttet wird, schleunigst mit dem kochenden Wasser



Dolche. Siehe Seite 59.

Oben hölzerner Eßnapf. Unten gebrannte Tongefäße.

verrührt, ist ein einfacher Stock von $^3/_4$—1 m Länge. Die Kochgeschirre jüngerer Frauen ruhen, während sie auf dem Feuer stehen, auf von zerbrochenen Gefäßen herrührenden Scherben. In späteren Jahren, wenn der Akt des Okuhombola, der eigentlichen Heirat, vollzogen ist, erhält sie die sogenannten Omafía (Sing. Efía). Diese, drei an der Zahl, sind aus Lehm geformt, haben flache Köpfe und bei einem Durchmesser von 10—15 cm eine Länge von ungefähr 20 cm.

Die Hauptgeschirre bei den Mahlzeiten sind Etiti und Elilo. Ersteres, ein irdener Napf, dient zur Aufnahme des Fleisches, der Milch und überhaupt aller Arten von Zukost. Auf letzterem, einem großen flachen Teller, aus Palmblättern verfertigt, wird der Brei aufgetragen. Bei den Reichen findet man auch aus Holz gefertigte Eßnäpfe. Das Bier wird in großen irdenen Töpfen aufbewahrt. Man kredenzt dasselbe in aus Holz geschnitzten Bechern (Omaholo, Sing. Eholo).

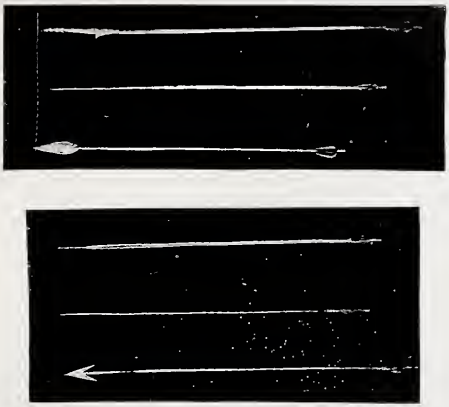
Zum Füllen der Becher dient der Omindo, welches Gerät aus der Schale eines Flaschenkürbis bereitet wird. Zum Brauen des Bieres werden große irdene Töpfe verwendet. Beim Durchsieben des fertigen Gebräues bedient man sich eines aus starken Gräsern geflochtenen Trichters (Omakuila). Die obere Öffnung desselben hat einen Durchmesser von 25—30 cm. Am unteren spitzen Ende befindet sich eine ganz kleine Öffnung, so daß die Flüssigkeit nur langsam durchsickert.

Hat der Hausherr Vieh, dann fehlt auch nicht die Oxupa, eine große Kalabasse. Durchschnittlich faßt dieselbe 20—30 Liter. Sie wird nicht nur zum Aufbewahren der Milch verwandt, sondern dient auch zur Bereitung von Butter. Beim Melken benutzt man aus Holz geschnitzte Eimer. Ein von Knaben und Männern sehr viel gebrauchter Behälter ist das ebenfalls aus einer Kalabasse verfertigte Ombao. Die Öffnung desselben ist nicht allzuklein, so daß es zur Aufnahme der verschiedensten Dinge dienen kann. Am Rande wird ein kleines Riemchen befestigt, um es, bequem an der Hand hängend, tragen zu können.

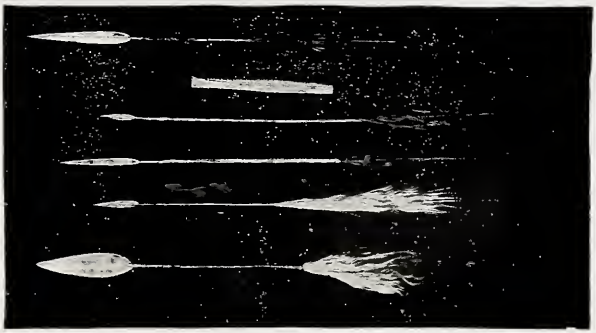
Waffen.

Nie wird ein männlicher Bewohner des Ovambolandes seine Wohnung unbewaffnet verlassen. Seine Hauptwaffe ist der Bogen (Outa). Dieser hat eine Durchschnittslänge von 1 m und wird meistens aus den langen Blattstielen der Fächerpalme bereitet. Neben diesen findet man auch solche, welche aus dem besonders zähen Holze des Omuhama-Baumes verfertigt werden. Diese sind nicht nur von größerer Haltbarkeit wie jene, sondern sie geben dem abgeschossenen Pfeile auch eine bedeutend stärkere Durchschlagskraft. Die Spitze des Pfeiles (Osikuti) besteht meist aus Eisen. Der Eolonga hat eine mit Widerhaken versehene Spitze und ist fast immer vergiftet. Letzteres finden wir auch oft bei dem mit pfriemenähnlicher Spitze versehenen Ohengo. Die eiserne Spitze des Omuhongo gleicht einer Lanzette. Der Ombutula, ein zum Erlegen kleinerer Vögel dienender Pfeil trägt, damit diese Tiere nicht zu sehr verletzt werden, an seiner Spitze eine starke Verdickung. Demselben Zweck wie letzterer dient auch der mit ziemlich dicker, gezackter Holzspitze versehene Ondavi. Meist trägt man die Pfeile, in einem Bündel zusammengebunden, in der Hand, oder bringt sie in einem Köcher (Onjua) unter. Schon sehr früh erhält ein Knabe den ersten Bogen, welcher nun auch sein steter Begleiter ist. Täglich in der freien Natur sich umhertummelnd, läßt er keine Gelegenheit unbenutzt vorüberstreichen, um sich als guter Schütze auszubilden. Daher erklärt sich auch die fabelhafte Sicherheit, welche manche beim Gebrauch dieser Waffe an den Tag legen. Oft hat man Gelegenheit zu beobachten, wie Knaben kleine Vögel aus hohen Palmen herunterschießen.

Neben dem Bogen spielt bei Erwachsenen der Assagai (Eonga) eine große Rolle. Der mittlere Teil des langen Schaftes ist mit Ochsenschwanzhaut überzogen, welche bis zur Spitze, dem Blatt (Eko) reicht, und mittels welcher jene Spitze auf dem eisernen Schafte festgehalten wird. Mit Vorliebe wählt man hierfür mit besonders stark entwickeltem Schwanzbüschel



Pfeile.



Speere.

versehene Häute. Speere mit weißem Schwanzbüschel, welche eine besondere Zierde bilden, werden immer seltener. Als Wurfwaffe wird ein Eonga höchst selten verwandt. Zur Geltung kommt er erst im Handgemenge, wo Mann gegen Mann steht, und wo er dann eine furchtbare Waffe ist. Als solche gilt auch der zweischneidige Dolch (Omukonda), welcher in den verschiedensten Längen — 20—75 cm — angefertigt wird. In einer hölzernen Scheide steckend, wird er auf der linken Seite, am Gurt hängend, getragen. Besonders kunstvoll gearbeitete Dolche finden sich im Nachbarstamm Ondonga. Auffallend ist bei diesen die große, einem Dreieck gleichende Scheide. Letztere ist entweder mit Kupferdraht oder mit Kupferblech überzogen. Sie wurden in früheren Jahren als eine besondere Auszeichnung den Postenhütern vom Häuptling verliehen. Zur vollen Ausrüstung gehört auch die Wurfkeule (Odibo), doch hat diese hier lange nicht die Bedeutung, als bei den Ovaherero.

Neben obigen Waffen befinden sich in den Händen der Leute auch eine Unmenge Gewehre, und zwar nicht nur alte, oft fast unbrauchbare Vorderlader, sondern auch eine große Menge Hinterlader neuesten Modells, und es sind unter den Besitzern derselben eine ganze Anzahl trefflicher Schützen.

Verteilung der täglichen Arbeiten.

Früh mit Sonnenaufgang verläßt der Omukuanjama sein Lager. In der Regel steht der Hausherr zuerst auf, worauf es dann bald im ganzen Gehöft lebendig wird. Schnell sucht man die über Nacht fast erloschenen Feuer wieder anzufachen, um die in der kühlen Morgenluft fröstelnden Glieder zu erwärmen. Die vom letzten Abend noch vorhandenen Speisereste werden herbeigeholt und verzehrt. Unterdessen werden die Arbeiten des Tages besprochen, und der Hausherr weist jeden an seinen Platz. Die immer höher steigende Sonne mahnt zum Aufbruch. Nur ungern verläßt man, besonders in der kühlen Jahreszeit, die wärmenden Feuer, um die man dicht zusammengedrängt hockt.

Jeder begibt sich nun an seine Arbeit. Die Viehhürden werden geöffnet und deren Bewohner ins Freie gelassen. Sind Söhne vorhanden, so besorgen sie das Geschäft des Weidens, andernfalls muß der Hausherr, wenn er nicht in der Lage ist, sich Diener zu halten, selbst diese Arbeit verrichten. Groß- und Kleinvieh wird in den meisten Fällen getrennt geweidet. Letzteres, Kälber und Ziegen, werden der Obhut der Jüngsten überlassen. Gemolken wird zweimal, morgens, bevor das Vieh auf die Weide geht, und abends, wenn es heimkehrt. In der Regenzeit, wenn reichlich Futter vorhanden ist, läßt man oft das Vieh beim ersten Morgengrauen aus der Hürde und kehrt gegen 8 Uhr mit demselben zurück, um es dann zu melken. Dies Geschäft wird stets von den Hirten der betreffenden Tiere besorgt. In der trockenen Jahreszeit, wenn im Stammesgebiet das Futter knapp wird, wandert das Großvieh nach den am Wald gelegenen Viehposten, und nur einige Milch gebende Tiere bleiben daheim.

Bevor man mit dem Geschäft des Melkens beginnt, füllt man in den dazu bestimmten Eimer etwas Wasser. Sollte dieses einmal aus irgend einem Grunde unterlassen werden, so würde das für die betreffenden Tiere großes Unheil bedeuten. Entweder schwillt dann deren Euter, so daß ein Melken unmöglich wird, oder sie gehen für den augenblicklichen Besitzer, indem sie vielleicht eines Tages geraubt werden, überhaupt verloren.

Alljährlich findet ein großes Ochsenfest (Omaludi Engobe) statt. Die auf den verschiedenen Posten befindlichen Tiere werden dann zu dem Gehöft ihres Herrn gebracht, damit sich dieser persönlich überzeugen kann, ob dieselben vorzüglich gedeihen, die betreffenden Hirten also gut geweidet haben. Einmal war ich Augenzeuge eines vom Häuptling Uejulu veranstalteten Ochsenfestes. An 3—4000 seiner Untertanen mochten sich wohl dazu eingefunden haben, welche auf einem großen Platze einen gewaltigen Kreis bildeten. Sobald der Häuptling erschienen war, trieben die verschiedenen Hirten die ihnen anvertrauten Tiere unter lautem Geschrei, bei dem zugleich die

wildesten Tänze aufgeführt wurden, vor ihren Herrn in obigen Kreis. Mit lautem Ruf begrüßten sie denselben: „Tatekulu, tala, tala, inatu lifa naua (Tatekulu, Ehrenbezeichnung für hochstehende männliche Personen) Tatekulu, sieh, sieh, haben wir nicht gut geweidet?" Besonders schöne Tiere wurden von den in nächster Nähe stehenden Frauen umringt und besungen, wobei man stets tanzende Bewegungen auszuführen pflegte. Zum Schluß einer solchen Ochsenschau werden immer eine Anzahl Tiere geschlachtet und auch die betreffenden Hirten festlich bewirtet.

In Jahren der Dürre macht die Beschaffung des zum Tränken der Tiere erforderlichen Wassers oft große Mühe. Man pflegt dann die sorgsam gehüteten Wasserlöcher mit starken Einfriedigungen von Dornen zu umgeben. An dem schmalen Eingang derselben steht der Tränktrog (Etemba lokuxuila), in welchen man das Wasser mit kleinen hölzernen Eimern befördert, und an den, wenn er genügend gefüllt ist, die Tiere in kleinen Trupps herangetrieben werden. Das Geschäft des Tränkens erfordert, besonders bei tiefen Brunnen und auch, wenn größere Herden vorhanden sind, immer mehrere Personen.

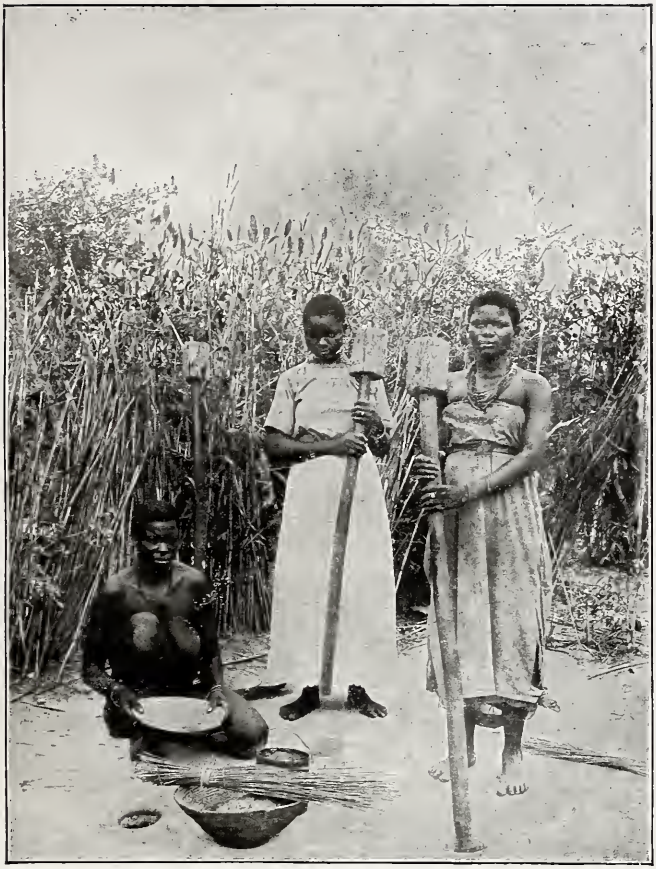
Die Versorgung des Viehes, überhaupt die ganze Viehzucht, ist eine der Hauptbeschäftigungen des männlichen Geschlechtes. Daneben gibt es aber auch noch eine Menge andere Arbeiten, die nur von diesem erledigt werden. Der Mann hat für die Instandhaltung des Gehöftes zu sorgen. Immer wieder muß dieses und vor allem auch die darin liegenden Viehkräle ausgebessert werden. Die meisten Gärten sind mit Einfriedigungen von Dorngebüsch versehen. Dasselbe muß geschlagen und oft weither geholt werden.

Das einzige Handwerkszeug bei letzteren Arbeiten ist die Axt (Ekuva). Ihr Stiel hat meist nur eine Länge von ungefähr 50 cm. Am oberen Ende befindet sich stets eine bedeutende Verdickung, und zwar hat diese sowohl den Zweck, die keilförmige, 15—17 cm lange Axt besser in dem Stiel befestigen zu können, als auch jedem Hieb die nötige Wucht zu verleihen. Die Schneide hat meist nur eine Breite von

4 cm. Das Schärfen derselben geschieht mittels einer im Ovambolande meist in sandigem Boden sich findenden Steinart. Oft kamen Männer zu mir, wenn ich gerade mit dem Schärfen einer Axt auf meinem zum Drehen eingerichteten Schleifstein beschäftigt war. „Ja," meinten sie, „jetzt können wir verstehen, warum du immer so scharfe Äxte hast." Die Nützlichkeit eines solchen Instrumentes leuchtete ihnen gleich ein, und mancher ist nachher mit seiner mehr wie stumpfen Axt zu mir gekommen und hat so lange gebettelt, bis ich ihm schließlich dieselbe auf meinem Stein schärfte. So primitiv auch dieses Werkzeug der Leute ist, erstaunlich sind die Leistungen, welche sie damit verrichten. Allzu dicke Bäume, welche man beseitigen oder umlegen möchte, werden einfach abgebrannt.

Arbeit der Frauen und jungen Mädchen ist es, das nötige Wasser herbeizuschaffen, das für die täglichen Mahlzeiten erforderliche Mehl (Oufila) zu stampfen und zu kochen. Beim Stampfen des Mehles verfährt man folgendermaßen: Das Getreide wird zuerst in dem Mörser mittels des Stampfers enthülst. Ist dies geschehen, so weicht man dasselbe ein, und nachdem es die nötige Feuchtigkeit erlangt hat, trägt es den Namen Omuoto. Dieses wandert nun in die Mörser, und das Stampfen beginnt. Bald kommt das erste Mehl (Oufila uomuoto) zum Vorschein. Dieses wird herausgesiebt und der Rest des Omuoto weiter bearbeitet. Sobald sich wieder eine genügende Menge Mehl zeigt, siebt man auch dies heraus und verfährt auf diese Weise so lange, bis der Rest des anfangs feuchten Omuoto gänzlich trocken geworden ist. Derselbe wird wieder eingeweicht und trägt dann den Namen Omudiva. Das aus diesem gewonnene Mehl heißt Oufila uomudiva. Der ganz am Schluß des Stampfens zurückgebliebene geringe Körnerrest (Eheke) wird am nächsten Tage mit dem neuen Omuoto vermengt.

Wie die jungen Knaben schon früh dem Vater bei allen möglichen Arbeiten behilflich sein müssen, so die jungen Mädchen der Mutter. Schon im Alter von 6—7 Jahren helfen sie bei dem gerade nicht sehr leichten Geschäft des Mehlstampfens. Bald müssen sie auch mit dem großen Wassertopf, wel-



Frauen beim Kornstampfen.

cher auf dem Kopf getragen wird, zum Brunnen, um das für den Haushalt nötige Wasser zu holen. Brennholz wird oft von den kleinen Knaben und Mädchen herbeigeschafft. Säuglinge werden von ihren Müttern in einem Fell (Odikua) auf dem Rücken getragen, wo sie dann die meiste Zeit des Tages verbleiben. Sind ältere Geschwister vorhanden, so müssen sie, oft schon im Alter von 7 bis 8 Jahren, ihrer Mutter diese Bürde abnehmen und mit Aufbietung aller Kräfte das junge Brüderchen oder Schwesterchen mehrere Stunden des Tages auf ihrem jungen Rücken umherschleppen. Die zum Teil sehr schwer verdauliche Nahrung und nicht minder die über ihre Kräfte hinausgehenden Arbeiten sind sicherlich der Grund dafür, daß viele Kinder in den ersten Jahren ihres Lebens nur sehr langsam vorangehen.

Die Hauptarbeit des Jahres bildet die Bestellung der Äcker. Ende September beginnt man mit den ersten Vorarbeiten. Die Männer sorgen für Ausbesserung der an vielen Stellen schadhaft gewordenen und Menschen und Tieren Durchlaß gewährenden Einfriedigung der Gärten. Frauen und Kinder säubern den Boden von den vorjährigen Stoppeln und sonstigem Unrat, den man auf kleine Haufen zusammenharkt und gleich verbrennt. Man bedient sich hierbei eines einfachen, gabelförmigen Instrumentes (Olukolo), welches die Stelle des Rechens vertritt. An tiefer gelegenen Stellen des Ackers, welche sich in der Regenzeit leicht mit Wasser füllen, legt man die sogenannten Oimungu an, kleine Hügel, auf denen das Korn nicht so leicht vom Wasser erreicht wird.

Zur Bearbeitung des Gartens dient die Hacke (Etemo). Fehlt diese, dann ist die Not groß. Das eiserne Blatt derselben hat in der Regel eine Breite von 10 und eine Länge von 13—15 cm. An der schmalen Seite desselben befindet sich ein fast ebenso langer Stiel, mittels dessen die Hacke befestigt wird. Der hölzerne Stiel ist meist auch nur sehr kurz, und eine Arbeit mit der Etemo ist nur in sehr gebückter Stellung möglich. Übrigens ist dies Instrument, wie ich mehr wie einmal erprobt habe, auch ein sehr praktisches Gerät bei

der Bearbeitung eines nach heimischem Muster angelegten Gartens.

Eine ausgiebige Bearbeitung des Bodens findet nicht statt, ebensowenig eine rationelle Düngung. Letztere meist nur an einigen Stellen des oft sehr großen Ackers; in größerem Maßstabe schon, wenn ein Gehöft versetzt wird und auch der in dem großen Rinderkral angesammelte Dung verwandt werden darf.

Um in die Bestellung des Gartens eine gewisse Ordnung zu bringen, ist derselbe in mehrere Teile zerlegt. Der Hausherr und jede seiner Frauen haben ihr bestimmtes, abgegrenztes Stück; das des ersteren wird von seinen Frauen mitbearbeitet. In den meisten Fällen haben auch die Kinder eines Gehöftes ihr eigenes Gärtchen.

Sind alle Vorarbeiten erledigt, dann beginnt die Aussaat (Okukuna), welche immer von Frauen oder jungen Mädchen besorgt wird. In der linken Hand hält die betreffende ein mit Saat gefülltes Körbchen, und während sie mit der andern Hand in dasselbe langt, scharrt sie mit dem rechten Fuße eine kleine Vertiefung, in welche die Samenkörner geworfen und dann gleich verscharrt werden. Ist man mit der Bestellung des ganzen Feldes fertig, so wartet man geduldig auf den kommenden Regen. Nicht selten geschieht es, daß bei anhaltender Dürre die erste Aussaat in dem heißen Boden völlig versengt wird und eine zweite stattfinden muß.

Ist der ersehnte Regen da, dann beginnt die Saat auch bald zu sprießen, und in kurzer Zeit prangt das ganze Feld im herrlichsten Grün. Aber ebensoschnell wuchert nun auch das Unkraut. Jetzt heißt es vom frühen Morgen bis zum späten Abend fleißig die Hände rühren, um das große Feld davon zu säubern. Zu dicht stehende Getreidepflanzen werden ausgezogen und auf eine andere Stelle verpflanzt. Den ganzen Tag über sind nun die Leute, groß und klein, in ihren Gärten beschäftigt, und auch in der heißen Mittagszeit gönnt man sich oft nur kurze Rast.

Kornfeld.

Sehr oft veranstalten die Besitzer großer Gärten in dieser Zeit ein sogenanntes Ondjabi. Man ladet Freunde, Bekannte und Nachbarn dazu ein, wo dann jeder am frühen Morgen des festgesetzten Tages, mit seiner Hacke bewaffnet, zu erscheinen hat. Bis gegen Nachmittag wird ohne Unterbrechung fleißig geschafft. Nach getaner Arbeit steht für alle, als Lohn (Ondjabi) ein großes Mahl — Brei, Fleisch und Bier — bereit.

Gegen Ende April beginnt das Korn zu reifen, und nun naht die Ernte (Etejo). Die Ähren werden mit der Hand gebrochen (Okuteja), in Körben gesammelt und nach der Tenne (Osipale) gebracht. Dicht daran befindet sich ein über der Erde aus Zweigen hergestelltes Gerüst, auf welches man die Ähren noch einige Tage, um völlig zu trocknen, ausbreitet. Das Dreschen geschieht mittels der Kornstampfer, wobei man mit dem dicken Ende auf die am Boden liegenden Ähren stößt. Nachdem das ausgedroschene Korn von der Spreu gereinigt ist, bringt man es an seinen Bestimmungsort, in die schon anfangs erwähnten Kornbehälter. Die größere Getreideart, das Oiliavala, wird, um es vor dem Stich eines gerade diese Art heimsuchenden Insektes zu schützen, mit Asche vermengt.

Wie der Mann und auch jede seiner Frauen ein bestimmtes Stück Land hat, so hat auch jeder seine eigenen Kornkörbe, in denen die Erträge des Feldes aufgehoben werden.

In jedem Haushalt wird zuerst das Korn der Frau verbraucht, und wenn dieses verzehrt ist, kommt das des Mannes an die Reihe. Dieser Sitte verdanken zwei Sternbilder ihre Namen. Das eine ist im Nordwesten von Juli bis Ende des Jahres zu sehen und trägt, weil man während dieser Zeit das Korn der Frauen zu verzehren pflegt, den Namen Ediko lovalikadi = Feuerstelle — auf welcher die Speisen gekocht werden — der Frauen. Das andere ist von Januar an im Südwesten sichtbar und hat, weil meist von der Zeit an das Korn der Männer verzehrt wird, dieses also auf die Ediko kommt, den Namen Ediko lovalumenu = Feuerstelle der Männer.

Die noch nicht verzehrten und im Garten umherliegenden Melonen werden ebenfalls gesammelt und entkernt. Entweder

wird aus diesen Kernen eine Art Öl gepreßt, oder sie werden geröstet und so verzehrt.

Sind die Felder abgeerntet, dann läßt man das Vieh hinein, welches an den noch nicht völlig trockenen Halmen ein vorzügliches Futter findet.

Industrie.

Neben den schon erwähnten Arbeiten, die mehr oder weniger von allen verrichtet werden können, gibt es auch noch solche Beschäftigungen, die nicht Sache eines jeden sind, z. B.: das Schmiedehandwerk, das Anfertigen der irdenen Gefäße, die Verfertigung von allerlei Flechtwerk und die Holzschneidekunst.

Die Gerätschaften eines Schmiedes (Omuhambuli) sind Hammer (Ofilua), Amboß (Osikalo), Blasebalg (Omupepo) und Zange (Onuato). Das nötige Eisen holt sich jeder Schmied in den nördlich von Oukuanjama gelegenen Eisengruben. Nach Landesgesetz darf dies nur einmal jährlich geschehen, und zwar zur Zeit des Osimanja, welche durch die Epena, eine große nationale Festlichkeit, bestimmt wird. Ist der von manchen vielleicht schon längst sehnlichst erwartete Zeitpunkt gekommen, dann ziehen die Schmiede mit ihren Gehilfen nach obigen Gruben. Das Eisenerz soll sich dort in nicht allzu großer Tiefe finden. Um den Transport zu erleichtern, wird es, zutage gefördert, gleich an Ort und Stelle geschmolzen.

Meist findet man die Werkstätte des Schmiedes im Schatten eines Baumes. Der Amboß ist fast kegelförmig und mit seiner Spitze in einen am Boden liegenden Baumstamm getrieben. Der Kopf desselben, auf dem das Eisen bearbeitet wird, hat einen Durchmesser von höchstens 5 cm. Der Hammer besteht aus einem 15—20 cm langen und vielleicht 3 cm dicken Stück Eisen. Der aus Holz bestehende Blasebalg wird meist von einem Kinde bedient. Mit Rücksicht auf diese äußerst primitive Ausrüstung muß man alle Achtung vor den Leistungen des Schmiedes haben. Er verfertigt die unentbehrlichen Äxte und Hacken. Mehr Kunst als diese Geräte verraten

Ein Schmied bei seiner Arbeit.

schon die in allen Größen fabrizierten zweischneidigen Dolchklingen und die diesen sehr ähnlichen Spitzen der Speere. Auch die verschiedenen eisernen Spitzen der Pfeile entstehen unter seinen Händen. Besondere Kunstfertigkeit verrät ein 2 cm breites, nur von Männern und Jünglingen getragenes, eisernes Armband. In früheren Jahren hat man auch sehr viel Kupfer verarbeitet, und zwar zur Bereitung der schon erwähnten Beinspangen. Es ist nun nicht so, als ob jeder Schmied alle Erzeugnisse der Schmiedekunst herstellen könne; es gibt unter ihnen gewisse Spezialisten, die sich nur mit dem Anfertigen eines gewissen Artikels befassen. Daß sich die Schmiede Oukuanjamas auch zuweilen an schwierigen, ihnen sonst fern liegenden Dingen versuchen, beweist der Fall, daß einer die völlig unbrauchbar gewordene Feder eines Gewehrschlosses durch eine neue ersetzte und zwar so, daß jenes Gewehr wieder tadellos schoß.

Auch in der Holzschneidekunst leisten die Leute, wiederum nur mit den primitivsten Werkzeugen versehen, Erstaunliches. Beim Biertrinken verwandte Becher, sowie Melkeimer und Eßnäpfe werden von einigen unter diesen Künstlern in saubersster Ausführung geliefert. Meist sind diese mit einfachen, geradlinigen Ornamenten, die mit einem glühenden Eisen aufgebrannt werden, versehen. Sehr häufig findet man heute auch mit Henkeln versehene Bierbecher, jedenfalls nach den Modellen der vielen nach Ovamboland importierten Emaillebecher verfertigt.

Besonders eifrig wird auch die Flechterei, und zwar fast ausnahmsweise vom weiblichen Geschlecht, betrieben. Das Material liefern die Blätter der Fächerpalme. Man verfertigt Körbe in verschiedenen Größen und Fassons. Einige sind auch in dieser Kunst wieder Meister. Oft erhielt ich kleinere Körbchen in geschmackvollster, saubersster Ausführung und mit gut schließendem Deckel versehen, bei denen auch viele unserer deutschen Damen keinen Augenblick Anstand genommen hätten, denselben einen Platz als Handarbeitskorb auf ihrem Nähtisch einzuräumen. Das Geschäft des Mattenflechtens wird fast nur von Männern und Knaben betrieben.

Auch das Anfertigen der irdenen Geschirre ist Arbeit der Frauen. Nachdem der hierzu verwandte Lehm verarbeitet ist, beginnt das Formen der Gefäße in dem sogenannten Ondjibololo. Es ist dies eine in die Erde hinein gebaute Hütte, deren Dach nur eben über den Boden hervorragt. Gleich unter der Decke befindet sich eine als Fenster dienende Luke. Die Tür zu diesem Raum ist so eng, daß sie nur eben einer Person Durchgang gewährt. Man wählt solche Räume, um beim Formen der Gefäße vor jedem Luftzug sicher zu sein. Das Brennen der Töpfe geschieht in einer mit glühenden Holzkohlen ausgefüllten Grube (Osoko), deren Öffnung, wenn das zu brennende Material darin untergebracht und auch von oben mit heißen Kohlen bedeckt ist, mit Erde verschlossen wird.

Nahrungsmittel.

Die Hauptnahrung der Bewohner des Ovambolandes ist das schon erwähnte Osifima, ein aus dem Mehl des Omahangu oder Oiliavala bereiteter fester Brei. Die Herstellung desselben ist eine höchst einfache, nur muß man gut achtgeben, daß für jedes Quantum Mehl auch die diesem entsprechende Wassermenge vorhanden ist. War letztere zu reichlich, dann wird das Osifima sehr lose und bereitet nachher beim Verzehren einige Schwierigkeit. Nachdem das Wasser zum Kochen gebracht ist, füllt man das Mehl langsam hinein, wobei dieses mittels des Oluko schnell verrührt wird. In höchstens 10 Minuten ist der Kochprozeß vollendet, und der Inhalt des Topfes wird auf ein Elilo entleert. Salz wird nicht zugesetzt. Es ist interessant zu beobachten, wie die beim Geschäft des Kochens am Feuer sitzenden Kinder über den entleerten Topf herfallen und ihn von den darin hängengebliebenen Osifima-Teilchen säubern. Am meisten freut sich immer derjenige, welcher den Oluko, an dem meist schon größere Brocken hängen bleiben, erhält.

In den meisten Fällen nimmt man zur Herstellung des Osifima aus Omahangu bereitetes Mehl. Reichere Leute, welche über größere Vorräte von Oiliavala verfügen, benutzen das aus diesem bereitete Mehl zur Herstellung ihres Osifima und

zwar aus dem Grunde, weil es leichter verdaulich sein soll, als jenes.

Eine Mahlzeit, allein aus Osifima bestehend, findet sich wohl nur auf dem Tische des Armen; man bezeichnet eine solche mit Omukaa. Nena oku nomukaa = es gibt heute nur Brei ohne irgendwelche Zutat. Sehr beliebt ist eine solche nicht. Es ist ungefähr so, als wenn hier in der Heimat jemand eine Portion Kartoffeln, die doch immerhin noch mit Salz gekocht werden, ohne jedwede Zutat verzehren muß.

Die beliebteste Zukost zu Osifima ist Fleisch, welches entweder in irdenen Töpfen gekocht oder auf Kohlen gebraten wird; das Kochen desselben verstehen viele Leute ganz vorzüglich. Sehr oft erhielt ich solches bei meinen Besuchen in den Gehöften der Leute und konnte es fast stets mit bestem Appetit verzehren. Ochsen- und Ziegenfleisch wird am meisten verwendet; Schaffleisch bekommt, weil diese Tiere sehr selten sind, nur der Reiche zu kosten. Da auch Hühner nicht sehr zahlreich sind, können sich die Leute den Genuß ihres Fleisches nicht zu oft erlauben. Reiche Leute schicken, falls sie nicht selber passionierte Jäger sind, ihre Diener oft auf die Jagd, und meist kehren sie, mit reicher Beute beladen, heim. Sind reichlich Fleischvorräte vorhanden, so werden diese in schmale Streifen zerlegt und getrocknet; es trägt dann den Namen Ēdingu. Auf der Jagd verfährt man mit dem Fleisch der erlegten Tiere stets auf diese Weise und bringt das fertige Ēdingu mit nach Hause.

Den Genuß des Fleisches kann sich meist nur der Wohlhabende erlauben. Die Regenzeit bringt auch in den höchst monotonen Küchenzettel der Armen eine angenehme Abwechselung.. Dann erscheinen die Frösche, bei welchen man sich nicht nur mit den Schenkeln begnügt, sondern die ganzen Tiere in den Topf wandern läßt, und, wenn die Flut (Efundja) kommt, auch Fische in großen Mengen. Besonders die letzteren kommen oft so zahlreich, daß man sie trocknet und als Handelsartikel nach den andern Stämmen bringt.

Wie Fleisch, so bildet auch Milch eine angenehme Zugabe zum Osifima. Ganz frisch wird dieselbe nur von kleinen Kin-

dern, von Erwachsenen wohl nie genossen. Nach dem Melken wandert sie sofort in die Kalabasse (Oxupa). Ist diese genügend gefüllt, dann beginnt das Geschäft des Butterns. Man hängt das Gefäß in ein einfaches Gerüst (Omusikilo), welches aus zwei aufrechtstehenden Stäben und einem darüber gelegten Querholz errichtet ist, und zwar so, daß es frei schwebt und schüttelt es dann tüchtig hin und her. Um reichliche Erträge zu erzielen, legt man in die Milch Stücke der bitter schmeckenden Wurzeln des Omunudi-Baumes. Die fertige Butter wird in Holzgefäßen aufgehoben. Sobald ein genügend großer Vorrat vorhanden ist, wird derselbe ausgeglüht und dann bei der Bereitung der verschiedensten Speisen verwandt. Buttermilch bezeichnet der Omukuanjama mit Omasikua, gewöhnliche Dickmilch mit Omaoki. Osikandela, auch eine Art Dickmilch, erhält man dadurch, daß eben gemolkene Milch in einem Holzgefäß den heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt wird; sie ist ein Lieblingsgericht der auf den Viehposten weilenden Hirten.

Was die Bereitung der Butter anbelangt, so erzählen sich die Leute über die Erfindung derselben folgende Sage: Einst waren einige Hirten mit ihrem Vieh tief in den Wald gezogen. Nachdem sie dort längere Zeit friedlich ihre Tiere geweidet hatten, drangen Gerüchte zu ihnen, nach welchen man im Nachbarstamm Ondonga die Absicht hatte, ihr Vieh zu rauben. Schnell wurden die wenigen Habseligkeiten zusammengesucht, und man machte sich auf und davon. Unter ihren Geräten befand sich auch ein mit noch frisch gemolkener Milch gefülltes Gefäß, welches, an einem Tragstock hängend, bei der eiligen Flucht sehr hin und her gerüttelt wurde. Gegen Abend suchte man sich nach des Tages Anstrengung an dieser Milch zu laben. Groß war das Erstaunen, als sich darin kleine, vorher nie gesehene Klümpchen fanden. Man fischte sie mit den Fingerspitzen heraus und kostete, ohne jedoch Wohlgeschmack an diesen Neulingen finden zu können. Nun kamen jene Hirten auf den Gedanken, diese in ihrem Kochgeschirr aufs Feuer zu bringen. Wie erfreut waren sie, als dem kleinen Topfe bald ein lieblicher Duft entströmte und nun auch sein Inhalt

vorzüglich schmeckte. Glücklich über den neuen Genuß legte man sich am Abend nieder, noch lange darüber nachsinnend, wie dieser für immer verschafft werden könnte. Am nächsten Morgen füllte man die frisch gemolkene Milch in ein Gefäß, hing dies an einen herunterhängenden Baumast und begann es tüchtig zu schütteln, von Zeit zu Zeit einen erwartungsvollen Blick hineinwerfend. Endlich zeigten sich wieder die schon gestern zum ersten Male gesehenen Klümpchen. Bei weiterem Schütteln des Gefäßes wurden diese größer und größer, und endlich hatte man die erste Portion Butter erlangt. Mit Windeseile verbreitete sich die Kunde von dieser neuen Entdeckung bei allen Bewohnern des Landes, und bald gab es kein Gehöft mehr, in welchem nicht „gebuttert" wurde.

Über die Entdeckung des Getreides wird folgendes erzählt: Zwei Frauen eines Mannes lebten in stetem Unfrieden miteinander, und eine suchte schließlich die andere zu beseitigen. Aber wie dies anfangen, ohne daß es auffiel und sie als Mörderin entlarvt werden könne? Gift kannte man damals noch nicht. Eines Tages ging nun die eine Frau, noch immer den schwarzen Plan im Herzen tragend, umher. Da fand sie eine bisher nie gesehene Pflanze mit bereits gereiften Früchten. „Die könnten vielleicht giftig sein und mir zur Erreichung meines Zieles behilflich sein," denkt sie. Eine Anzahl der Fruchtkörner wird gesammelt und mit nach Hause genommen. Nachdem sie dieselben fein zerrieben hatte, füllte sie diese in ein Gefäß und goß Wasser hinzu. Bald erschien die andere Frau, nach Wasser suchend. „Ich habe hier etwas, willst du haben?" ruft die erstere. Ahnungslos wird das angebotene Wasser getrunken, doch zeigt sich nicht die geringste, unangenehme Wirkung. Im Gegenteil, am nächsten Tage kommt die eine Frau wieder und sagt: „Sag' mal, hast du noch etwas von dem Wasser, wovon du mir gestern gegeben hast? Es schmeckte sehr gut, und ich möchte mehr haben." Die andere ist über eine solche Wirkung ihres Getränkes sprachlos. Sie sucht aufs neue obige Pflanze, sammelt eine Menge ihrer Fruchtkörner und zerstampft diese in einem Mörser. Nach-

dem sie sich nun persönlich überzeugt hat, daß jene Pflanze nichts weniger als giftig, sondern daß ihre Frucht recht wohlschmeckend ist, kann sie ihre neue Entdeckung nicht verheimlichen. Bald weiß das ganze Land davon, und man beginnt das erste Korn zu pflanzen.

Ähnliches erzählte mir einst der verstorbene Häuptling Uejulu, nur daß in diesem Falle eine Frau ihren Mann beseitigen wollte. Zu diesem Zweck ging sie auch auf die Suche nach Kräutern und fand bald Pflanzen, deren Früchte ihrem Zwecke geeignet schienen. Die gesammelten Körner wurden fein zerstampft und unter das Essen ihres Gebieters gemengt. Von der Voraussetzung ausgehend, daß eine Anzahl regelmäßiger Dosen des gefundenen Mittels den Tod ihres Mannes herbeiführen würden, verfuhr sie auf obige Weise längere Zeit, indem sie den Mahlzeiten ihres Mannes jeden Tag eine größere Dosis beifügte. Trotzdem machte dieser keine Miene zum Sterben; im Gegenteil schien ihm das Essen, weil er tüchtig zunahm, sehr gut zu bekommen, bis jene Frau dann schließlich zu dem Schlusse kam: das, was ich meinem Manne gebe, ist kein Gift, sondern scheint eine sehr vorzügliche Nahrung zu sein.

Eine sehr beliebte Zugabe zum Osikima ist das Osingali. Bohnen werden in einem Mörser ziemlich fein zerstampft und dann mit Wasser gekocht; nachher erhalten sie als Zusatz einige Löffel Fett.

Zu Anfang der Regenzeit findet sich in den Gärten ein niedriges Kraut, Ombidi genannt. Dieses wird in großen Mengen gesammelt und gekocht. Die gekochte Masse wandert, wenn sie abgekühlt ist, in den Mörser und wird gründlich zerstampft. Nachher formt man daraus kleine, handgroße Kuchen, welche in der Sonne getrocknet werden und dann sehr lange haltbar sind. Vor dem Gebrauch werden sie wieder gekocht, indem man ihnen auch etwas Fett zusetzt.

Alle Speisen, mit Ausnahme des Osikima, pflegt man, wenn eben möglich, mit Salz zu bereiten. Dieses wird von

Frau beim Bierbrauen.

den südlichst gelegenen Stämmen des Ovambolandes aus den Salzpfannen, welche sich auf der großen, diesem Lande vorgelagerten Fläche befinden, geholt, und nachdem es in Form gebracht ist, nach anderen Stämmen als Handelsartikel exportiert. Oft geschieht es auch, daß mancher Haushalt sich für längere Zeit mit ungesalzenen Speisen begnügen muß; der kostbare Artikel ist eben nicht zu beschaffen und wird von denen, die eine Kleinigkeit besitzen, ängstlich gehütet.

Das aus den Kernen der Früchte des Omuongo-Baumes bereitete Öl wurde bereits erwähnt, ebenso die verschiedenen Sorten der wildwachsenden Früchte.

Das Wort „eßbar" drückt bei den Bewohnern des Ovambolandes einen sehr dehnbaren Begriff aus. Ja, was ist bei ihnen außer den schon genannten Dingen nicht alles eßbar! Mäuse werden mit dem größten Wohlbehagen verzehrt. Eine Art Engerling, Ehandja genannt, welche sich im Boden der Viehkräle findet, wird geröstet und verzehrt. Dasselbe Schicksal teilt eine große grüne Raupe, Eungu, welche in der Regenzeit sehr zahlreich erscheint. Daß Heuschrecken verzehrt werden, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Auch der Igel (Okanikifa) wird nicht verschmäht und im Kapitel „Tierwelt" wurde schon erwähnt, daß sich auch unter den Reptilien manche Leckerbissen für die Leute finden.

Unter den Getränken steht an erster Stelle das aus Oiliavala bereitete Bier (Omalodu). Die Zubereitung ist folgende: Nachdem das Korn mehrere Tage im Wasser gelegen hat, legt man es in die Erde, wo es schnell zu keimen beginnt. Dann wird es gründlich von der daran haftenden Erde gereinigt und wandert in die Mörser, in denen es zu Mehl gestampft wird; dieses trägt den Namen Ongava. Beim Bierbrauen bringt man das bestimmte Quantum dieses Mehles in einen mit kaltem Wasser gefüllten Topf und läßt die Sache langsam kochen. Soll das Bier eine dunkle Farbe haben, also eine Art Münchener werden, so röstet man auf einem heißen Scherben etwas Ongava und fügt dies hinzu. Nach dem Kochen nimmt

man den Topf vom Feuer und läßt den Inhalt langsam abkühlen. Die Treber, das ausgekochte Ongava, sinken allmählich zu Boden, und die Flüssigkeit beginnt sich zu klären. Nach einer Weile wird der obere klare Teil abgeschöpft und in das Gefäß gefüllt, in dem sich der Gärungsprozeß des Bieres vollziehen soll. Der Rest wird in ein großes, aus Gräsern geflochtenes trichterähnliches Sieb geschüttet; ein unter demselben stehendes Gefäß fängt die durchsickernde Flüssigkeit auf. In der heißen Jahreszeit ist der Gärungsprozeß schnell beendet, und nach 1—$1^1/_2$ Tagen ist das Bier trinkbar. In ungegorenem Zustande hat es einen süßlichen, nicht unangenehmen Geschmack.

Man braut leichte und schwere Biere; berauschend sind die letzteren nur bei sehr reichlichem Genuß. Das Brauen besorgen die Frauen. Auch diese Kunst will gelernt sein, und jeder kennt die Gehöfte, wo es ein gutes Bier zu trinken gibt.

Ärmere Leute, welche kein Oiliavala, aus dem meist das Bier gebraut wird, besitzen, verwenden hierfür Omahangu, aus dem sich aber nur ein sehr leichtes Getränk von gelblicher Farbe herstellen läßt. Bemerkt sei noch, daß sich in dem ausgegorenen Biere eine gute Hefe (Onaki) findet, welche sich vorzüglich zum Backen eignet.

Ein vorzügliches Getränk ist auch das Osikundu. Seine Bereitung ist von der des Bieres verschieden. In einem Gefäße wird Omahangu-Mehl mit heißem Wasser zu einem steifen Brei verrührt. Nachdem dieser abgekühlt ist, setzt man etwas Biermehl (Ongava) zu und verrührt wiederum das Ganze. Zuletzt wird noch das erforderliche kalte Wasser zugesetzt. In der heißen Jahreszeit ist das Osikundu schon, nachdem es eine Nacht stand, trinkbar. Omalodu und Osikundu sind auch für den Europäer genießbar. Besonders letzteres ist ein wohlbekömmliches, gesundes Getränk, und mancher Säugling, dessen Mutter zu früh starb, ist damit großgefüttert worden.

Das Omaongo, ein sehr berauschendes Getränk, wird aus den Früchten des Omuongo-Baumes bereitet. Die Reifezeit

dieser Früchte ist Ende Januar bis Mitte April. Völlig ausgereift läßt man sie zu Boden fallen, wo sie auf Haufen gesammelt werden. Dann beginnt das Auspressen derselben, welche Arbeit von Frauen und Mädchen besorgt wird. Jede damit Beschäftigte hat in der rechten Hand ein spitzes Hörnchen, mittels dessen die Früchte aufgestochen werden, und vor sich auf dem Boden zwei Gefäße. Mit der linken Hand ergreift sie die Frucht und sticht sie mit dem Hörnchen auf, wobei der Kern gelöst wird. Das eine Gefäß dient zur Aufnahme des Fruchtsaftes, und in das andere werden die Fruchtsteine geworfen. Der Gärungsprozeß des Omaongo dauert $1^1/_2$—2 Tage. Auf die Fruchtsteine, an welchen manchmal noch viel Fruchtfleisch sitzt, wird Wasser gegossen, und nachdem dieses einige Zeit gestanden hat, erhält man ein Omaongo sehr leichter Art, welches meist die Frauen und Kinder bekommen und den Namen Osinua trägt.

Die Zeit des Omaongo ist wohl die ungemütlichste des ganzen Jahres. Haben die Bäume reichlich getragen — was noch lange nicht jedes Jahr der Fall ist — dann sind die Leute während der betreffenden Zeit fast nie recht nüchtern. Nach Landesgesetz dürfen dann keine Waffen getragen werden weil, wie es heißt, die Menschen während dieser Zeit keinen Verstand hätten. Da dies Gesetz wohl von keinem befolgt wird, so sind die blutigsten Schlägereien an der Tagesordnung. Sehr gewundert habe ich mich, daß ich während dieser Monate, oder besser gesagt während dieser Saufzeit, nur höchst selten, ja fast nie von betrunkenen Leuten auf meiner Station belästigt wurde. Soviel Taktgefühl besitzen die Leute doch, daß sie sich sagen: Betrunken dürfen wir uns nicht auf der Station des Lehrers sehen lassen.

Tägliche Mahlzeiten.

Die Hauptmahlzeit wird am Abend eingenommen, das sogenannte Ouvalelo, bestehend aus Osifima und Ombelela. Ombelela heißt nicht nur Fleisch, sondern ist auch die Bezeichnung für jede zum Osifima gereichte Zukost. Ist der Getreide-

vorrat ein geringer, dann muß die Abendmahlzeit für den ganzen folgenden Tag bis zum nächsten Abend ausreichen. Wenn es eben die Verhältnisse erlauben, dann leistet man sich auch eine Mittagsmahlzeit (Omuisa). Diese besteht in den meisten Fällen aus Omahola. Es ist dies ein aus Bohnen oder unzerstampftem Getreide bereitetes, mit Wasser gekochtes Gericht, dem, falls vorhanden, etwas Salz zugesetzt wird. Es gibt verschiedene Arten von Omahola: 1. nur aus Bohnen bestehend, 2. Bohnen mit Oiliavala, 3. nur Oiliavala, 4. Oiliavala und Omahangu. Leute, deren Verhältnisse ein besseres Mittagsmahl zulassen, sind hiermit nicht zufrieden und genießen auch mittags Osifima und Fleisch. Reiche, namentlich Häuptlinge, rühren auch selten Osifima an; ihre Mahlzeiten bestehen meistens aus Fleisch und Bier. Die Stelle unsers Morgenkaffees vertritt das Osikundu. Für die Kinder hebt die Mutter, wo dies eben angeht, in der Regel etwas von der Abendmahlzeit für den nächsten Morgen auf, das sogenannte Osiumbululua.

Hat das Feld des Hausherrn gut getragen, dann leidet seine Familie keinen Hunger. Aber wie oft geschieht es, daß nicht nur Morgenimbiß und Mittagsbrot, weil eben der knappe Vorrat hierfür nicht reicht, wegfallen, sondern auch kaum eine Abendmahlzeit eingenommen werden kann, oder diese doch oft nur aus solchen Dingen besteht, die einen hungrigen Magen nicht zu sättigen vermögen, z. B. einige getrocknete und für die Hungersnot aufgehobene Baumfrüchte. Arme Leute sind dann schon recht dankbar, wenn sie einmal am Tage ein trockenes Stückchen Osifima erhalten, ohne an Fleisch, Milch und dergl. zu denken.

Selten, wohl nie, ißt eine Familie zusammen. Hat ein Mann mehrere Frauen, so bestimmt er, welche für ihn zu kochen hat. In den meisten Fällen wird dies die Hauptfrau (Omualikadi uokelombe) sein. Die betreffende Köchin nimmt natürlich so große Portionen, daß für sie und ihre Kinder nachher noch etwas übrig bleibt. Die ganze fertige Mahlzeit wandert nämlich zuerst, ohne jeden Abzug, zum Hausherrn. Ist dieser gesättigt, dann darf die Frau die Schüsseln

abtragen, und der Rest ist für sie und ihre Kinder und wird in ihrer Epata verzehrt. Erwachsene Söhne essen zuweilen mit dem Vater. Sind Gäste vorhanden, so bedient man diese zuerst. Speisen mehrere Personen zusammen, so werden die gefüllten Schüsseln immer vor die Hauptperson gestellt. Diese verteilt zuerst das Osikima, von welchem jeder sein Stück in die Hand erhält. Ebenso wird mit dem Fleisch verfahren, wovon auch jeder Anwesende, nachdem es zerlegt ist, ein Stückchen auf das in seiner Hand befindliche Osikima bekommt. Enthält der Fleischtopf auch Brühe, so setzt man ihn, damit er für jeden leicht erreichbar ist, in die Mitte. Nun beginnt der Schmaus. Mit den Fingern der rechten Hand bricht man etwas von dem steifen Brei ab, formt es zu einem kleinen Ballen und tunkt diesen dann in die in der Mitte stehende Schüssel, um ihn darauf schnell in des Magens Tiefe verschwinden zu lassen. Messer, Gabel und Löffel sind unbekannter Luxus. Nach beendeter Mahlzeit wird jeder Finger gründlich abgeleckt.

Sehr lautes Essen gehört zur guten Sitte, auf deren Beachtung man besonderen Wert legt, wenn man bei einem andern zu Gaste ist. Nur gestohlene Speisen werden, damit es keiner merkt, leise verzehrt. Daher pflegt auch jede Mutter ihre Kinder, welche die vorgesetzten Speisen leise verzehren, erregt anzufahren: „Befinden sich denn in euren Schüsseln, weil ihr so leise eßt, gestohlene Dinge?!"

In den meisten Fällen sind die Fleischportionen nur sehr gering; meist erhält jeder nur ein winziges Stückchen. Um nun diesen seltenen Genuß recht lange zu haben, wird auf folgende Weise verfahren: Das Fleisch wandert zuerst in den Mund, und ein Stück Osikima folgt. Beide verbleiben einen Augenblick im Munde; dann läßt man letzteres im Magen verschwinden, während das Fleisch in einer Ecke des Mundes gesichert wird. Nun folgt der zweite Bissen des Osikima; auch er verbleibt einen Augenblick im Munde, währenddessen man einigemale an dem Stückchen Fleisch kaut, um etwas Saft aus demselben zu pressen, mit dem dann zugleich auch der zweite Bissen verschwindet, und so fort. Erst nach dem letzten Stück Osi-

kima wird auch das kaum noch spürbare Stückchen Fleisch verschluckt. Man nennt dies Okutua Osoma.

Bei vielen Leuten vergehen oft Wochen, ja Monate, ohne daß sie Fleisch zu sehen, geschweige denn zu schmecken bekommen. Manchmal kamen Leute zu mir mit der Bitte: „Gib mir doch ein Stückchen Fleisch, damit ich meinen Mund auswaschen kann!" = damit ich wieder einmal einen andern Geschmack bekomme.

Nach beendeter Mahlzeit wandern die Töpfe, nachdem sie vorher gründlich mit den Fingern ausgewischt sind, an ihren Ort. Oft werden dieselben auch noch im unbewachten Augenblick einer letzten Säuberung durch die im Gehöft befindlichen, und wohl nie an Überfütterung leidenden Hunde, unterzogen, um so am nächsten Tage wieder in Gebrauch genommen zu werden. Ein Waschen der Kochgeschirre kennt man nicht.

Fischfang und Jagd.

Grundbedingung für den Fischfang ist, wie dies schon früher angedeutet wurde, das Erscheinen der Flut. In den ersten Wochen der Flutzeit sind es nur vereinzelte Fische, deren die Leute des hohen Wasserstandes halber habhaft werden können. Die eigentliche Fangzeit beginnt, wenn die Gewässer anfangen, sich zu verlaufen. Quer durch die Flußbetten baut man $^3/_4$—1 m hohe Wände, Ouluva genannt. Man verfertigt dieselben aus Stäben, welche, dicht beieinander stehend, in den Boden gesteckt werden. Die zwischen denselben befindlichen Lücken werden mit Gras und dünnen Zweigen ausgefüllt. In diesen Wänden sind eine Anzahl kleiner Öffnungen, vor welche man die aus starken Gräsern oder ganz dünnen Stäbchen geflochtenen Fischkörbe (Reusen) legt. Sie haben ungefähr dieselbe Form, wie die schon beschriebenen und beim Bierbrauen verwandten Siebe. Beim Versiegen des Wassers treten die Fische den Rückzug an und finden den Weg durch obige Wände versperrt. Einen Durchgang suchend, geraten sie in die hinter den Öffnungen liegenden Reusen. Die Öffnungen sind so angelegt, daß sich die Fische leicht hindurchzwängen können, ein Rück-

zug aber unmöglich ist. Jede Ouluva hat ihren ständigen Wächter, der von Zeit zu Zeit die einzelnen Reusen untersucht und sie bei der Gelegenheit ihres Inhalts entleert. Kleine Fische werden einfach auf den Sand geschüttet, wo man sie an der Sonne trocknen läßt. Größere werden gereinigt, auf eine Schnur gezogen und dann zum Trocknen aufgehängt.

Da viele Brunnenlöcher in den Flußbetten liegen, so sammeln sich darin, besonders beim Versiegen des Flutwassers, große Mengen Fische. Man sucht ihrer mittels der Ekupa habhaft zu werden. Es ist dies eine ungefähr 2 m lange Gerte, an deren dünnem Ende sich eine mit Widerhaken versehene eiserne Spitze befindet. Am Ende der Ekupa wird ein langes, aus Palmblättern verfertigtes Band befestigt. Nun nimmt man jene Art Lanze in die Rechte und während die Linke das daran befestigte Band hält, wird sie aufs Geratewohl in den betreffenden Brunnen geworfen. Bleibt sie ruhig stehen, so ist dies ein Beweis dafür, daß der Wurf fehl ging. Die Lanze wird emporgezogen, um von neuem in den Brunnen geschleudert zu werden. War der Wurf ein glücklicher, so zeigen dies sofort die zuckenden Bewegungen der meist noch aus dem Wasser hervorragenden Lanze, und unter einem Freudengeheul wird diese, mit dem zappelnden Fisch an der Spitze, herausgezogen. Oft geschieht es auch, daß die Ekupa 20 bis 30 mal in den Brunnen fliegt, ohne das gewünschte Ziel zu treffen, oder ein gefangener und bereits aus dem Wasser gezogener Fisch gleitet, bevor man ihn in der Hand hat, von der Spitze ab und fällt in den Brunnen zurück. Angeln sind, weil vielen noch unbekannt, höchst selten im Gebrauch.

Bei sehr flachen Brunnen wird, um der darin befindlichen Fische habhaft zu werden, auf eine andere Weise verfahren. Man bedient sich hierbei auch einer aus dünnen Stäben geflochtenen Art Reuse. Diese ist vielleicht 1 m lang und hat eine Öffnung von 30—40 cm Durchmesser. Mit dieser, sie an ihrem spitzen Ende haltend, waten oft 20—30 Frauen und Mädchen in dem Brunnen umher, und stoßen sie immer

wieder bis auf den Boden. Am oberen Ende befindet sich eine handgroße Öffnung, so daß man bequem hindurchlangen und mit der Hand bis auf den Boden reichen kann, um zu untersuchen, ob sich Fische innerhalb der Reuse befinden. Auf diese Weise gelingt es, in kurzer Zeit der vielen, in einem solchen Brunnen befindlichen Fische habhaft zu werden.

Oft hört man auch bei dieser Art des Fangens den einen oder andern laut aufschreien und sieht, wie er seinen Arm schleunigst aus der Reuse zieht. Nicht allzuselten ist ein kleiner, 10 cm langer Fisch, der in seiner Rückenflosse verborgen einen langen spitzen Stachel trägt, und sobald er gefaßt wird, von dieser Waffe Gebrauch macht. Der Stich ist sehr schmerzhaft und läßt sofort die ganze Umgebung der verwundeten Stelle bedeutend anschwellen.

Jagdzüge in größerem Umfange werden meist nur von den Reichen des Landes, welche im Besitz von Pferden und guten Gewehren sind, unternommen. Kleinere Treibjagden veranstaltet oft der Häuptling in den noch ziemlich bewaldeten Teilen des eigentlichen Stammesgebietes, wo sich aber nur kleineres Wild aufhält. Hierbei findet auch meist eine Anzahl Hunde, die der Landesherr eigens zu diesem Zwecke hält, Verwendung. Das eigentliche Jagdgebiet liegt östlich des Stammes; dorthin schickt der Häuptling von Zeit zu Zeit seine Jäger, vortreffliche Schützen, welche in den meisten Fällen, mit reicher Beute beladen, heimkehren.

Obwohl sehr viele Ovakuanjama mit Gewehren, aber in den meisten Fällen nur mit spärlicher Munition versehen sind, heben sie letztere doch lieber für wichtigere Zwecke, als für die Jagd, auf. Kleines Wild erlegen sie häufig mit Pfeil und Bogen, und da man meist nur vergiftete Pfeile verwendet, so wird auch ein leicht verwundetes Tier durch das schnell wirkende Gift bald zur Strecke gebracht. Der Schütze verfolgt die Spur des Tieres so lange, bis er es verendet findet.

Sehr oft bedient man sich auch der Fallgrube (Ekelo), eines Loches, welches bei einer Tiefe von $1^1/_2$ m ungefähr 1 m lang und breit ist. Der Boden desselben wird mit Pfeilen und Dol-

Frauen und Mädchen mit Fischreusen.

chen, deren Spitzen nach oben gerichtet sind, förmlich ausgespickt. Die Öffnung ist durch dünne Zweige, Gras und Laub sorgfältig verdeckt, so daß ein darüber schreitendes Tier einbricht und auf den Spitzen der Pfeile und Dolche hängen bleibt. Als ich einst durch den Garten eines guten Bekannten ritt, kam dieser plötzlich aus seinem Gehöft gestürzt und bat mich, doch keinen Schritt weiter zu gehen. Den Grund seiner Erregung erfuhr ich, als er, nur wenige Schritte von meinem Pferde entfernt, eine Fallgrube öffnete.

Auch Vogel- und Mäusefallen sind bekannt. Erstere (Omuijo) bestehen aus einem federartig gespannten Zweige, an dessen einem Ende, welches durch ein mit einem Kerb versehenes Querhölzchen gehalten wird, eine Schlinge befestigt ist. Diese ruht auf dem eben genannten Querholz, auf welchem als Lockspeise Beeren befestigt werden. Sobald sich nun ein Vogel auf dasselbe setzt, gibt es nach, das Ende des straff gespannten Zweiges fliegt aus dem Kerb des Querholzes, wobei die Schlinge, welche sich um die Beine des Vogels legt, zugezogen wird.

Eine Mausefalle (Osiliva) besteht aus einem schweren Lehmklumpen, welcher, höchstens 5 cm vom Boden erhöht, aufgehängt wird. An der untern Seite befinden sich von Mäusen begehrte Dinge. Die Befestigung des Lehmklumpens ist der Art, daß er bei der geringsten Berührung zu Boden fällt und die darunter befindliche Maus erschlägt.

Musik und Musikinstrumente. Tanz und Spiel.

Das Hauptmusikinstrument ist die Trommel (Ongoma). Sie wird aus dem Stamm des Omuuva-Baumes verfertigt und hat bei einer Länge von 1 m einen Durchmesser von ungefähr 30 cm. Das betreffende Stück Holz wird soweit ausgehöhlt, daß die Wände der Trommel $1^1/_2$—2 cm dick sind. Das untere Ende, mit dem das Instrument auf den Boden zu stehen kommt, läßt man spitz auslaufen und versieht diese Spitze stets mit einer Verdickung, um zu verhüten, daß es beim

Gebrauch zu tief in den meist sehr weichen Boden einsinkt. Als Trommelfell verwendet man Rindshaut, welche, nachdem sie genügend bearbeitet ist, angefeuchtet und dann mit kleinen Holzpflöckchen befestigt wird. Der Trommler nimmt das Instrument zwischen die Kniee; die Stelle der Schlägel vertreten die Hände. Bei allen Festlichkeiten ist die Trommel, deren dumpfer Schall weithin hörbar ist, das Hauptinstrument.

Sehr verbreitet ist das Okauta, welches aus einem stark gespannten, vielleicht 80 cm langen Bogen besteht. An dem einen Ende befindet sich, die Stelle des Resonanzbodens vertretend, die Schale einer kleinen Melone. Beim Spielen wird dies Instrument mit der linken Hand gehalten und zwar so, daß das eine Ende meist gegen die Brust gesetzt wird. Die Saite wird mit einem dünnen Stäbchen bearbeitet, wobei die Verschiedenartigkeit der Töne, wie bei einer Geigensaite, durch die verschiedenen Fingerlagen erzielt wird.

Als drittes Instrument finden wir bei den Ovakuanjama das Okasandji. Ein ungefähr 30—40 cm langes und 15 cm breites Stück Holz wird so bearbeitet, daß nach dem einen Ende hin eine 2 cm starke Erhöhung bleibt. In dieser werden zehn schmale Eisenplättchen von verschiedener Stärke, welche gehärtet sind, befestigt; das in der Mitte befindliche hat eine Länge von vielleicht 10—15 cm; die beiden kürzesten befinden sich an der äußersten Seite. Als Resonanzboden dient auch hier die Schale einer Melone, an welcher das Instrument befestigt ist. Beim Spielen wird es zwischen den Händen gehalten und die Metallplättchen mittels der beiden Daumen angeschlagen.

Auch die Bewohner des Ovambolandes scheinen der Ansicht zu sein, daß Gesang nicht nur das Leben verschönt, sondern auch die Arbeit erleichtert; und wenn es wahr wäre, was das Sprichwort „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder" sagt, dann müßten sie mit zu den bravsten Menschen der Welt gehören. Alles wird von ihnen besungen: ihr Vieh, welches sie den Tag über weiden und mit dem sie singend am Abend nach Hause kehren. Singend

Okasandji.

Trommel.

wird die gerade nicht leichte Arbeit des Mehlstampfens verrichtet, wobei man auch den regelmäßigen Takt der verschiedenen Stampfer hört. Sind mehrere beisammen, so übernimmt in der Regel einer die Rolle des Vorsängers, während die anderen an bestimmten Stellen im Chor einfallen. Man besingt die Tugenden und Untugenden des Herrn, in dessen Dienst man steht und dessen Brot man ißt, und bringt ihm auch zuweilen singend seine Wünsche nahe. Oft hatte ich bei größeren Arbeiten, z. B. bei der Anlage eines Brunnens, eine große Zahl Arbeiter im Dienst. Am Wochenschluß erhielt jeder neben seiner Bezahlung auch ein Stück des von ihm so sehr geschätzten Tabaks. Nun geschah es mehr wie einmal, daß dieser nicht bis zum nächsten Samstag reichte, sondern vielleicht schon am Donnerstag verbraucht war. Sie werden dann wohl dieselben Gefühle gehabt haben, wie hier bei uns ein starker Raucher, dem seine Zigarren oder der Tabak aufging und der auf neuen Vorrat warten muß. Da war dann oft guter Rat teuer. Ordnung mußte auch in der Verabreichung des Tabaks herrschen; sie wußten also, daß es vor Samstag keinen neuen gab. So wurde denn mit Hilfe des Gesanges versucht, neuen Tabak zu erlangen. Kam ich zum Brunnen, um mich nach dem Fortschritt der Arbeit zu erkundigen, dann hob gleich der Vorsänger an: „Unser Lehrer ist ein guter Mann," dem der ganze Chor beipflichtete: „Ja, ja, so ist es." Vorsänger: „Er hilft den armen Menschen." Chor: „Ja, ja, das wissen wir." Vorsänger: „Wer Hunger hat, dem gibt er Brot." Chor: „Auch das, auch das ist wahr." Vorsänger: „Auch Tabakshunger tut sehr weh." Chor: „Sicher, sicher, du hast Recht" usw. Alle von mir erfahrenen Wohltaten wurden singend vorgetragen, um mich dadurch zu einer neuen zu bewegen, bis man dann schließlich „gerührt" oder „erweicht" nach Hause ging und am Abend, wenn alle Sänger vor der Tür standen, um sich nach der Wirkung ihres Gesanges zu erkundigen, wieder eine Ausnahme von der sonst gültigen Regel machte.

Auch der Tanz spielt im Leben der Ovamboländer eine

große Rolle. Besonders wird bei Vollmondschein gern getanzt und dann oft die Nacht hindurch bis an den frühen Morgen. Stets wird beim Tanzen auch gesungen, wobei dann alle, alt und jung, klein und groß, oft recht ausgelassen sein können. Die größten Tänze finden bei der Efundula-Festlichkeit statt, worüber an einer andern Stelle ausführlich berichtet wird.

Hier möge auch ein Spiel Erwähnung finden, welches man als das Schachspiel der Ovamboländer bezeichnen kann, und das oft mit großer Leidenschaft betrieben wird, das Okutua Ouvela. Man macht auf den Boden, dicht nebeneinander, vier Reihen kleine Vertiefungen. Die Zahl der Querreihen ist stets eine ungerade, nie unter 9. Die drei äußersten sind benannt: 1., also die äußerste, Oitue, 2. Oikafingo, 3. Oika. Von den beiden spielenden Parteien hat jede zwei Längsreihen, welche sie belegen darf. In jede Vertiefung kommen zwei Steinchen oder auch Fruchtkerne, Rinder genannt. Völlig belegt wird nur die äußere Reihe, die nach der Mitte hin nur bis zur Hälfte. Mit den beiden letzten „Rindern" dieser Reihe beginnt nun das Spiel, welche nach links hin, in die noch leeren Vertiefungen gelegt werden. Gespielt wird nach genauen Regeln, wobei jeder aufpassen muß, daß seine Rinder nicht an eine solche Stelle geraten, wo sie ihm vom Gegner weggenommen werden können. Es würde zu weit führen, den ganzen Gang dieses Spiels zu beschreiben. Oft hatte ich Gelegenheit zu beobachten, wie eine Partie mehrere Stunden dauerte, wobei die Spielenden so intensiv bei der Sache waren, wie man dies manchmal bei passionierten Schachspielern findet.

Handel und Verkehr.

Der Handel der verschiedenen Stämme des Ovambolandes untereinander ist ein sehr reger. Als Handelsartikel gelten alle Arten beweglichen Eigentums: Groß- und Kleinvieh, die Erträge der Gärten — Getreide und Bohnen —, die Erzeugnisse der Schmiede- und Holzschneidekunst, der Flechterei und Töpferei; ferner alle Arten von Waffen, Kleidungs- und Schmuckgegen-

stände. Bares Geld ist bei den meisten Bewohnern des Ovambolandes noch nicht bekannt, man treibt eben Tauschhandel. Begehrte Handelsartikel sind ferner Salz und Tabak; ersteres wird von den Nachbarstämmen Ondonga und Oukuambi importiert, letzterer wird von Norden her, in Form kleiner runder Ballen, eingeführt. Sehr gesucht sind ferner, wie dies schon an anderer Stelle erwähnt wurde, europäische Kleidungsstücke: Jacken, Westen, Hosen, Hemden, Hüte, Schuhe. Auch nach Frauenkleidern ist, besonders bei den Reichen des Landes, oft rege Nachfrage. Ein sehr begehrter und viel verwandter Handelsartikel sind die verschiedenen Sorten Glasperlen. In Jahren, wo man einen besonders guten Fischfang hatte, wird der Überfluß nach Stämmen, welche von der Flut nicht erreicht wurden, exportiert.

Getreide wird sehr oft mit Fleisch eingehandelt, und zwar von solchen Leuten, welche einen großen Haushalt besitzen und in ihren Gärten nicht genügende Erträge erzielten. Man veranstaltet dann ein sogenanntes Ohasida. Das hierfür bestimmte Tier wird geschlachtet und zerlegt. Fleisch ist stets ein sehr begehrter Artikel, und so fehlt es denn bei einem Ohasida nicht an den nötigen Käufern. Einer, der sich besonders auf das Geschäft versteht, wird von dem Eigentümer des geschlachteten Tieres mit dem Verkauf des Fleisches betraut. Jeder Käufer erhält ein dem von ihm gebrachten Quantum Getreide entsprechendes Stück. Bald ist ausverkauft, und nur Fell und Magen sind noch vorhanden. Diese werden zerlegt; ersteres zur Herstellung eines Frauenbekleidungsstückes (Ongúo) und letzteres, um Schurzfelle daraus zu verfertigen. Jedes Stück der beiden letzten Artikel wird mit einer Hacke (Etemo) bezahlt.

Bei einem Ohasida ist der Handel meist sehr schnell erledigt, wogegen sonst jeder größere Kauf (Ondado) mit Ruhe und Würde abgeschlossen wird. Jeder, Käufer und Verkäufer, suchen natürlich immer so gut wie möglich abzuschneiden.

Angenommen, A will dem B ein Rind verkaufen, so verläuft der Handel auf folgende Weise:

A: „Ich habe etwas zu verkaufen."

B: „Was denn?"

A: „Ein Rind."

B: „Wie groß ist dasselbe?"

A — mit seiner linken Hand den rechten Arm fassend, möglichst weit von der Hand entfernt, um damit anzudeuten, wie lang die Hörner des Tieres sind, woraus sich ungefähr ein Schluß auf dessen Größe ziehen läßt —: „So groß ist es."

B: „Wo ist es?"

A: „Komm und sieh!"

B :„Nun hör' mal, das Tier ist doch lange nicht so groß, wie du es gemacht hast."

A: „Kannst du denn nicht sehen, wie groß und fett es ist?"

B: „Was willst du dafür haben?"

A: „Komm, laß uns allein gehen, hier sind so viele Leute."

B: „Laß uns in mein Haus gehen."

A nennt nun seine Wünsche. Ist B damit einverstanden, so holt er die begehrten Dinge, während A auf dem Boden Platz nimmt.

B erscheint mit den geforderten Dingen und breitet sie vor A auf dem Boden aus. Letzterer ist mit mehreren seiner Freunde erschienen, welche ihm behilflich sein sollen, ein möglichst gutes Geschäft zu machen.

A — nachdem er eine Weile die betreffenden Gegenstände gemustert und sich in leisem, flüsterndem Ton mit seinen Freunden unterhalten hat, um auch ihre Meinung zu hören —: „Das ist nicht genug, füge noch etwas hinzu."

Nachdem B erst mit aller ihm zu Gebote stehenden Redegewandtheit die Güte und Vortrefflichkeit seiner Sachen gepriesen und diese für genügend erklärt hat, findet sich schließlich doch bereit, noch etwas zu holen; er legt dies neben die schon vorhandenen Dinge. Einen Augenblick herrscht tiefes Schweigen, und A unterhält sich leise mit seinen Genossen, welche ihm ins Ohr flüstern: „Es ist ja genug; aber versuch' es einmal, vielleicht bekommst du noch etwas hinzu."

A: „Lege noch etwas dabei."

B fährt über die nach seiner Meinung unverschämte Forderung erregt auf und zählt noch einmal alle von ihm bereits gebrachten und am Boden liegenden Sachen an den Fingern auf. „Sieh," sagt er zu A, „für so viele und so gute Sachen bekomme ich einen viel größeren Ochsen als den deinigen. Wenn dir die nicht genügen, dann nimm deinen Ochsen, an dem doch nicht viel ist, und gehe nach Hause."

A sucht B zu beruhigen: „Sicher, du hast viele Sachen gegeben, aber du mußt auch bedenken, welch ein großes Tier ich dir gebracht habe. Gib dann noch etwas Tabak oder irgend eine Kleinigkeit, und der Kauf ist entschieden."

B, froh darüber, daß er das Rind — welches er nur aus dem Grunde, weil er es gern haben will, sehr minderwertig hinstellte — nun doch bekommt, macht weiter keine Schwierigkeiten und gibt das Gewünschte.

Beide bringen nun das neu erworbene Gut in Sicherheit.

Nicht immer endet ein Kauf auf obige Weise. Oft muß einer mit seinen Sachen lange umherziehen, bis er endlich willige Käufer findet, die ihm auch den gewünschten Preis zahlen.

Beim Handel gebräuchliche Hohlmaße und Gewichte kennt man nicht; nur ein Längenmaß ist im Gebrauch, Olundibo genannt. Es kommt zur Anwendung beim Kauf oder Verkauf von an Schnüren gereihten Perlen und ähnlichen Schmuckgegenständen. Ein Olundibo bezeichnet die Länge von der Stelle zwischen Daumen und Zeigefinger bis zum Ende des Oberarmes.

Durch den Handel in vorhin beschriebener Weise besteht natürlich unter den verschiedenen Stämmen des Ovambolandes ein reger Verkehr. Große, breite Verkehrswege hat man nicht, eben aus dem Grunde, weil man der Landessitte gemäß nie nebeneinander, sondern stets einer hinter dem andern geht. Man findet darum nur schmale, höchstens 50—60 cm breite Fußpfade.

Kriegerische Feindseligkeiten, bei denen ein Stamm den andern beraubt, vor allem der Tod eines Häuptlings, bringen oft Stockung in den sonst friedlichen Verkehr. Stirbt z. B.

der Häuptling eines Stammes, dann sind die Bewohner seines Landes für die nächsten vier bis sechs Wochen von der Außenwelt so gut wie abgeschnitten. Keiner wird den Bewohner eines solchen Stammes in seinem Lande dulden, anderseits darf dieses Gebiet auch nicht von Leuten der umliegenden Stämme betreten werden.

Es ist nun nicht so, als ob sich der Handel und damit auch der Verkehr der Bewohner des Ovambolandes nur auf ihr eigenes Gebiet beschränke. Sowohl die nördlich vom Kunene und Okovango gelegenen Gebiete, als auch das Hereroland im Süden sind für sie keine fremde Welt. Schon seit langer Zeit haben sie auch in diesen Ländern ihre Absatzgebiete.

Auf einen Punkt möchte ich hier besonders aufmerksam machen und zwar auf die Tatsache, daß nun wohl schon seit dreißig Jahren alljährlich viele Tausend junger Leute das Ovamboland verlassen, um im Hereroland, bei den dort wohnenden Weißen, Arbeit zu suchen. Und alle diese Leute gehen freiwillig, nicht gezwungen. Die Meinung, welche im vorigen Jahre bei den Reichstagsverhandlungen über die Ovambofrage geäußert wurde, daß diese Leute als Sklaven ihrer Häuptlinge nach Hereroland gehen und dort für ihre Herren arbeiten müßten, ist darum nicht zutreffend. Nein, sie gehen ungezwungen, aus freien Stücken, eben um zu arbeiten und dadurch etwas zu verdienen. Die meisten bleiben freilich nur kurze Zeit, vielleicht sechs Monate, dort, viele jedoch ein Jahr und noch länger. Mit ihrem erhaltenen Verdienst gehen sie dann in irgend einen Kaufladen, um Kleider und dergleichen einzuhandeln, wobei denn viele, welche den Wert des Geldes nicht kennen, oft furchtbar betrogen werden. So traf ich einen von Hereroland Zurückgekehrten, welcher mir stolz einen dort erstandenen Emaillebecher zeigte, der hier in Deutschland etwa 50 Pfennige kostet. Auf meine Frage, was er denn dafür bezahlt habe, antwortete er: Fünf Mark! —

Und welch einen Weg haben diese Leute zurückzulegen, bis sie endlich am Ziele sind! Die meisten sind vierzehn Tage bis drei Wochen auf der Wanderung, stets nur mit der nötigsten

Männer und Frauen, welche ihre Waren zum Verkauf anbieten. Die Körbe sind mit Korn gefüllt.

Wegzehrung versehen. Mancher von ihnen ist schon auf der anfangs erwähnten wasserlosen Steppe elendig verdurstet. Viele, auf dem Wege von einer Krankheit befallen und nicht mehr imstande, sich bis zu den nächsten menschlichen Wohnungen zu schleppen, finden ihr Ende unter irgend einem Baum und werden dort gleich verscharrt. Und trotz aller Mühsal des Weges lassen sich die Leute nicht zurückschrecken. Wenn auch dieser Zug nach dem Hereroland augenblicklich nicht mehr so stark wie vor einigen Jahren ist, so sind es heute immerhin noch große Scharen, die sich dort zur Arbeit einfinden.

Ob man auch angesichts dieser Tatsache die Bewohner des Ovambolandes als „träges, faules Gesindel, mit dem nichts anzufangen ist," bezeichnen wird? Viele halten es ja überhaupt für ausgeschlossen, daß der Eingeborene unserer Kolonien aus eigener Initiative arbeitet, und trifft man einmal arbeitende Eingeborene, so heißt es, sie werden als Sklaven ihrer Häuptlinge dazu gezwungen.

Zeitrechnung. Zählen. Astronomie.

Zeitrechnung.

Man unterscheidet drei Jahreszeiten: Okufu bezeichnet die kühle Jahreszeit von März bis Anfang August; Okuenje die heiße, regenlose Periode von August bis Dezember und Okulombo die darauffolgende, bis Ende März währende Regenzeit. Der Zeitraum eines Jahres (Omudo, Plur. Omido) erstreckt sich von einer Ernte bis zur folgenden; oft bestimmt auch die Reife der Ēngongo-Früchte den Schluß des alten und den Beginn des neuen Jahres.

Dieselbe Bedeutung wie Omudo hat auch das Wort Odula, Regen. Fragt man z. B. eine Person, welche vielleicht 45 Jahre alt ist, nach ihrem Alter, so wird sie in den meisten Fällen antworten: Ondi nēdula omilongo ine na itano, ich habe 45 Regen (Jahre).

Noudo bedeutet dieses Jahr; Ouduali im vorigen Jahre; Mouduali im nächsten Jahre.

Ohani (Plur. Ēhani) ist sowohl Name für den Mond als auch für den einzelnen Monat.

Efiku (Plur. Omafiku) ist Bezeichnung für Tag.

Omutenja, wörtlich Hitze, ist auch zugleich Adverb, tagsüber; Mokati komutenja, wörtlich: in der Mitte der Hitze, bezeichnet die Mittagsstunden von 12—2.

Komatango, wörtlich: bei den Sonnen, nachmittags, am Nachmittage.

Ongulosi ist Bezeichnung für Abend; zugleich Adverb, abends, am Abend.

Oufiku (Plur. Omaufiku) ist ebenfalls sowohl Nomen, die Nacht, als auch Adverb, nachts. Otua longa omutenja noufiku, wir haben Tag und Nacht gearbeitet.

Ongula ist wie Ongulosi und Oufiku zugleich Nomen und Adverb, der Morgen; am Morgen; morgens. Ongula inene großer Morgen = früh am Morgen. Weitere Bezeichnungen für die frühesten Morgenstunden sind: Otaku si der Tag bricht an. Okua sa es ist Tag geworden. Eluva das erste Morgengrauen; Eluva otali tende das erste Morgengrauen zeigt sich. Ohatu penduka, eluva ngenge tali tende beim ersten Morgengrauen werden wir aufstehen. Ēxuxua ngenge tadi lili die Hähne (wörtlich: die Hühner), wenn sie krähen = frühmorgens, wenn die ersten Hähne krähen.

Nena heute; mongula morgen; moñelinja übermorgen; moñelelinja überübermorgen; oñela gestern; oñelinja vorgestern; oñelelinja vorvorgestern.

Ounjuni Welt, dient auch zur Bezeichnung der Regierungszeit eines Häuptlings; Ounjuni ua Uejulu die Regierungszeit des Uejulu. Onda dalua mounjuni ua Sipandeka ich bin in der Regierungszeit des Osipandeka (das anlautende o fällt nach ua weg) geboren. Ounjuni uonena die heutige Welt = die heutige Zeit. Ounjuni uonale die längst vergangene Zeit.

Den Begriff Woche kennt man nicht. Zur Bezeichnung der verschiedenen Tageszeiten dient der Stand der Sonne, indem man mit der rechten Hand nach der Stelle am Himmel zeigt, wo die Sonne zu der zu bestimmenden Zeit stehen wird.

Will mir z. B. jemand andeuten, daß er nachmittags gegen 4 Uhr kommt, dann wird er mit seiner rechten Hand nach der Stelle des Himmels zeigen, wo zu der Zeit die Etango, Sonne steht mit den Worten: Ohandi uja etango apa ich komme die Sonne hier = wenn die Sonne hier steht.

La toka (vollständig: Etango la toka), die Sonne hat sich geneigt, dient zur Bezeichnung der vorgerückten Zeit, entspricht also unserm deutschen spät; omue uja la toka ihr seid spät gekommen.

Als Zeitbestimmungen dienen auch oft besondere Ereignisse, z. B. eine große Überschwemmung, Zeiten anhaltender, verheerender Dürre; so auch die große Rinderpest in den Jahren 1897—98.

Zählen.

Zur Bildung der verschiedenen Zahlen besitzen die Ovakuanjama nur acht Grundformen: mue 1, vali 2, tatu 3, ne 4, tano 5, omulongo 10, efele 100, ejovi 1000.

Die Einer erhalten die dem Präfix ihres Nomens entsprechende Vorsilbe, z. B. Omuñu umue ein Mensch. Ekuva limue eine Axt. Oinima itatu drei Dinge. Ovapija vatano fünf Knechte. Bei verschiedenen Nomina Pluralis wird der Anfangskonsonant des Zahlwortes verändert: Ēngobe mbali zwei Rinder. Omiti ñatu drei Bäume. Omifima ñano fünf Brunnen.

Die Zahlen von 5—9 werden durch Zusammenstellung gebildet: Ovañu vatano na vatatu fünf Menschen und drei = acht. Omapia atano na avali fünf Gärten und zwei = sieben. Ounona utano na une fünf Kinder und vier = neun.

Omulongo ein Zehner; Plural: Omilongo. Omilongo itatu drei Zehner = 30. Omilongo itano fünf Zehner = 50. Omilongo itano na ine fünf Zehner und vier = 90. Ovañu omilongo itatu na vatatu 33 Menschen. Omiti omilongo ine na mbali 42 Bäume. Oinima omilongo itano na itatu na ine 84 Dinge.

Efele ein Hunderter; Plural: Omafele. Omafele atatu drei Hunderter = 300. Omafele atano fünf Hunderter = 500. Omafele atano na avali fünf Hunderter und zwei = 700. Omafele atano nomilongo ine fünf Hunderter und vier Zehner

= 540. Ovaňu omafele atano na atatu nomilongo ine na vatano na vatatu Menſchen fünf Hunderter und drei und vier Zehner und fünf und drei = 848.

Ejovi ein Tauſender; Plural: Omajovi. Omajovi ane vier Tauſender = 4000. Omajovi atano na ane fünf Tauſender und vier = 9000. Oinima omajovi omulongo nomafele atano na ane nomilongo ine na itano na ine Dinge zehn Tauſender und neun Hunderter und vier Zehner und fünf und vier = 10949.

Bei obigen Beiſpielen hat ſich die Bildung des Zahlwortes nach dem betreffenden Nomen zu richten. Ohne Beziehung zu einem Nomen haben die Zahlwörter folgende Form:

kasi 1, kali 2, ňatu 3, ne 4, ňano 5, ňano na imue 6, ňano na mbali 7, ňano na ňatu 8, ňano na ne 9, omulongo 10. Dieſe Formen werden nur beim Zählen gebraucht. Bei 11 beginnt man wieder mit kasi, kali uſw. Nach der zweiten 9 (19) folgt omilongo mbali, und man fährt wieder fort: kali, kasi, ňatu uſw. Nach der dritten 9 (29) kommt omilongo ňatu.

In den meiſten Fällen bezeichnet man die Zahlen mit den Fingern. Die Einer und Zehner bis 5 reſp. 50 werden mit den Fingern der linken Hand bezeichnet. Die innere Fläche derſelben iſt dem Zählenden zugewandt, wobei ſtets vom kleinen Finger an begonnen wird. Will jemand andeuten, daß er drei Körbe hat, ſo zeigt er drei Finger und ſagt: Oimbale jange oi li ei meine Körbe ſind dieſe = drei, wobei Zeigefinger und Daumen nach innen gebogen werden. Sind es dreißig, ſo wird er beim Zeigen jener drei Finger ſagen: Oimbale jange oi li omilongo ei meine Körbe ſind dieſe drei Zehner = 30.

Von 6 reſp. 60 an bezeichnet man die erſten fünf oder fünfzig mit den Fingern der rechten Hand und legt dann deren Daumen auf noch ſo viele der linken — auch jetzt vom kleinen Finger derſelben an beginnend —, wie zur Bezeichnung der betreffenden Zahl erforderlich ſind.

Zuſammenſchlagen der beiden Hände bedeutet 10; 100 für den Fall, daß man omilongo ei dieſe Zehner, hinzufügt.

Astronomie.

Auf astronomische Beobachtungen scheinen die Ovakuanjama wenig Wert zu legen. Den Himmel bezeichnen sie mit Eulu. Die Namen für die Himmelskörper sind: Etango Sonne; Ohani Mond; Onjofi (Plur. Enjofi) Stern. Nach Anschauung der Leute läuft die Sonne, nachdem sie im Westen (Ouninginino) untergegangen ist, dicht unterhalb des Horizontes über Süden nach Osten (Ousilo) zurück, um dort am nächsten Morgen wieder zu erscheinen. Meine Erzählung von der Kugelgestalt der Erde, und daß die Sonne, nachdem sie untergegangen sei, den Menschen auf der andern Erdhälfte scheine, dürfte wohl kaum bei vielen wirklichen Glauben gefunden haben. Die Leute schienen stets der Anschauung zu sein, als ob die ihnen sichtbare Sonne nur für sie da sei, und in dem Lande des weißen Mannes eine andere scheine.

Bezeichnungen für die verschiedenen Mondphasen scheinen nicht vollständig vorhanden zu sein. Besondere Freude herrscht immer beim Erscheinen des Neumondes. Sobald ihn jemand erblickt, ruft er einem seiner Verwandten, der denselben noch nicht wahrgenommen hat, zu: Pe nge ohani jange gib mir meinen Mond! Der also Angeredete muß, wenn er ihn wirklich noch nicht gesehen hat, ein kleines Geschenk geben. Ohani oja ninga eta lambabi ist Bezeichnung für den Vollmond. Eta hat die Bedeutung Tropfen, in dieser Verbindung vielleicht auch Auge, wonach obige Bezeichnung zu übersetzen wäre: Der Mond ist geworden Auge des Steinbocks. Letzterer hat besonders große Augen, und der Vollmond blickt ja auch, einem großen Auge gleich, auf die Menschen herab. Eine Mondfinsternis (Ohani oja ningina molutenda) ruft stets große Bestürzung hervor; siehe das Kapitel über Religion, böse und gute Omina.

Die Milchstraße hat den Namen Omulalavili. Onjofi jonaula ist Benennung für den Abendstern. Onaula vielleicht vom Verbum taula durchteilen, also der Stern, der Tag und Nacht teilt. Eine weitere Bezeichnung für diesen ist Onjofi jouvalelo, Stern des Abendessens, weil mit seinem Erscheinen

meist die Zeit für diese Mahlzeit gekommen ist. Der Morgenstern hat den Namen Onjofi jomauila. Dieselbe Bestürzung wie beim Eintritt einer Mondfinsternis herrscht auch beim Erscheinen eines Kometen, Onjofi jomusila Stern mit Schwanz. Über Namen und Bedeutung von zwei andern Sternbildern siehe Seite 65.

Anhang.

Durch die hier beigefügten Texte werden einige zusammenhängende Sprachproben gegeben, welche zugleich einen Einblick in die Gedankenwelt der Leute gewähren.

Fabel.

Osimbungu ota heke omundja, ndele esi e mu
Die Hyäne sie lockt den Steinbock, und als sie ihn
heka, ota ti: Ohatu i komukadi uange.
gelockt hat, sie sagt: Wir werden gehen zu Frau meiner.
Ndele ota ti: Ohatu ende pēhambo, di
Und sie sagt: Wir werden gehen vorbei an Viehposten, welche
li apa. Ndele ota ti vali: Ovanēhambo, ngenge
sind hier. Und sie sagt wiederum: Die Postenhüter, wenn
tave ku ifana, ove oto va tuku. Esi ve
sie dich rufen, du du sie beschimpfst. Als sie
mu ifana, uinja ote va tuku. Opo ova ifana
ihn riefen, jener er sie beschimpft. Da sie riefen
osimbungu. Osimbungu okua itavela ta ti:
die Hyäne. Die Hyäne sie antwortete folgendermaßen:
'Kaume kange! Esi va ja mohambo, ova peua
Mein Freund! Als sie gingen auf den Posten, sie erhielten
omasini. Osimbungu opo ota ti: 'Mukuetu, oua tuka
Milch. Die Hyäne dann sie sagt: Freund, du hast beschimpft
ovaňu, ino hal' okulia? Osimbungu omasini ote a
die Leute, du nicht willst essen? Die Hyäne die Milch sie sie
li po aese, ina pa jo omundja. Ndele esi va
verzehrt alle, sie nicht gab auch dem Steinbock. Und als sie
ja, je ota ti: 'Meň' ove,*) inda, u
weggegangen waren, sie sie sagt: Freund du, gehe, damit du

ka lie oifima komukadi uange, i li ko ihapu.
gehſt eſſen Brei bei Frau meiner, welcher iſt dort viel.
Tava i mondjila. Osimbungu ota ti: Tu ende
Sie gehen auf den Weg. Die Hyäne ſie ſagt: Laß uns gehen
hatu kongo ēfiti. Ndele esi ve di konga, otave di
wir ſuchen Efiti. Und als ſie ſie geſucht hatten, ſie ſie
xuekele, ndele ota ti: Di humbata! Ndele
an eine Schnur reihen, und ſie ſagt: Sie trage! Und
otava i. Ndele esi va fika poñu jeumbo,
ſie gehen. Und als ſie ankamen an der Pforte des Gehöftes,
mu nomukadi uosimbungu, je ota ti:
worin iſt die Frau der Hyäne, ſie ſie ſagt:
Ekela po! Ndele je ota ti: Esi hatu
Wirf zu Boden (die Efiti)! Und ſie ſie ſagt: Wenn wir
kundua, oto ti: Oifima jomaadi. Vo otave uja,
begrüßt werden, du ſagt: Brei mit Fett. Sie ſie kommen,
otava kundua, ndele uinja ota ti: Oifima jomaadi.
ſie werden begrüßt, und jener er ſagt: Brei mit Fett.
Osimbungu ota ti: Oifima jēdingu. Ndele esi je uja
Die Hyäne ſie ſagt: Brei mit Fleiſch. Und als er (Brei) kam,
osimbungu ota ti: Lotoka, katala ēfiti, ihamu
die Hyäne ſie ſagt: Lauf, hole die Efiti, nicht hier drinnen
liua, fimbo inamu katala ēfiti deni. Esi
wird gegeſſen, ſo lang ihr habt nicht geholt Efiti eure. Als
a ja, ndele a katala ēfiti, osimbungu oifima aise
er (Steinbock) ging, und er holte die Efiti, die Hyäne Brei allen
ote i li po, ndele ota xupifa kamue, te ka
ſie ihn verzehrt, und ſie läßt übrig ein Stückchen, ſie es
dedaula medu. Uinja okua eta ēfiti ndele
wälzt herum auf dem Boden. Jener er brachte die Efiti und
osimbungu ota ti: Embua oda njeka nge; kuata
die Hyäne ſie ſagt: die Hunde ſie nahmen (es) weg mir; nimm
okafima aka, omu ka mu pu
Stückchen Brei dieſes, hier drinnen nicht es geht auf
oifima nomaadi, mongula u telekelue. Opo ne,
Brei und Fett, morgen damit für dich gekocht werde. Daraufhin,

esi va xungila, osimbungu ota ti: Ngenge to
als sie sich unterhalten hatten, die Hyäne sie sagt: Wenn du
ka kofa, oto i mondjúo, u li uvike oñanda.
gehst schlafen, du gehst in Hütte, damit du dich bedeckst mit Fell.
Ndele konima avese ova ka nangala, nomukadi ne.
Und nachher alle sie gingen schlafen, und die Frau auch.
Opo ne omukadi ota keme. Uinja
Daraufhin die Frau (der Hyäne) sie stöhnt. Jene (Hyäne)
ota ti: Osike? Je ota ti:
sie sagt: Was ist? Sie (die Frau) sie sagt:
Oxula jomukueni oi li
Das Fleisch (wörtl. Opfer) deines Kameraden es sich befindet
kofindo. Je ota indile odibo jaje ta ti:
an der Wand der Hütte. Sie sie erbittet Stock ihren folgendermaßen:
Eta odibo jange. Je ote i kufa ne
Gib her Stock meinen. Sie (Hyäne) sie ihn nimmt dann
ndele ote mu denge, ote mu dipaa.
und sie ihn (Steinbock) schlägt, sie ihn tötet.
Omualikadi ote mu pake po, ndele otave mu li po.
Die Frau sie ihn setzt aufs Feuer, und sie ihn verzehren.
Esi ve mu lia po, ongula ota
Als sie ihn verzehrt hatten, am Morgen sie (die Hyäne)
i vali. Esi ta ende mondjila, okua mona
geht wieder. Als sie geht auf dem Wege, sie sah
ondiba ndele ota ti kondiba: Nañangemēmbua,
den Hasen, und sie sagt zum Hasen: Nañangemēmbua,
oto ka teelele nge komukadi uange. Ndele ota ti:
du gehst warten auf mich bei Frau meiner. Und sie sagt:
Ngenge hatu ende pēhambo, ndele oto ifanua:
Wenn wir vorbeigehen an Viehposten, und du wirst gerufen:
Nañangemēmbua, oto va tuku. Esi va ja, va
Nañangemēmbua, du sie beschimpfst. Als sie gingen, sie
enda pēhambo, ndele otaku tiua: Nañange-
gingen vorbei an Viehposten, und es wird gesagt: Nañange-
mēmbua, uinja ote va tuku. Nosimbungu ota
mēmbua, jener er sie beschimpft. Und die Hyäne sie

ifanua, ndele ota ti: Namutametu.*) Ndele vo otava i
wird gerufen, und sie sagt: Namutametu. Und sie sie gehen
mohambo, otava peua omasini. Esi va peua,
auf den Posten, sie erhalten Milch. Als sie bekamen,
osimbungu ota ti: Esi to tuku ovañu ositiani,
die Hyäne sie sagt: Da du beschimpfst die Leute böswillig,
ino hal' okulia? Osimbungu ota li aeke omasini. —
du nicht willst essen? Die Hyäne sie ißt allein die Milch. —
Esi va ja moixua, je ote mu heke ta ti:
Als sie kamen ins Gebüsch, sie sie ihm zuredet folgendermaßen:
Oifima i jadi ko komukadi uange. Tu je, hatu
Brei ist im Überfluß bei Frau meiner. Laß uns gehen, wir
kongo ēfiti. Ndele otava kongo vali ēfiti, tave di xuekele.
suchen Efiti. Und sie suchen wieder Efiti, sie sie aufreihen.
Ota ti kondiba: Di humbata! Otava i ne keumbo.
Sie sagt zum Hasen: Sie trage! Sie gehen also nach Hause.
Je ote mu lombuele ta ti: Ngenge hatu kundua,
Sie sie ihm sagt folgendermaßen: Wenn wir begrüßt werden,
oto ti: Oifima jomaadi. Houlambanangobe*) ota ti:
du sagst: Brei mit Fett. Houlambanangobe sie sagt:
Oifima jēdingu. Ndele esi ja etua,
Brei mit Fleisch. Und als er (Brei) gebracht wurde,
osimbungu ota ti: Katale ēfiti poñu. Uinja
die Hyäne sie sagt: Hole die Efiti an der Haustür. Jener
ota faduka po, ote ke di tala. Esi e uja,
er davonläuft, er geht sie holen. Als er kam (zurück),
osimbungu okua lia po oifima aise, ota fi po
die Hyäne sie hatte verzehrt Brei allen, sie läßt übrig
kamue, ote ka dedaula medu. Je ota
ein Stückchen, sie es wälzt herum auf dem Boden. Sie sie
ti: Ēmbua oda njeka nge; oko akeke
sagt: Die Hunde sie nahmen (es) weg mir; dieses da allein
ka fiala po. Oko ne u lie aka omu
es blieb übrig. Dieses da mögest du essen es, hier drinnen
ka mu pu oifima nomaadi, mongula to
nicht es geht auf Brei und Fett, morgen wird

*) Seite 107.

telekelua. Opo ne ova xungila.
für dich gekocht werden. Daraufhin sie sich unterhielten.
Osimbungu ota ti: Oto ka kofa, oto i mondjúo,
Die Hyäne sie sagt: Du gehst schlafen, du gehst in die Hütte,
u liuvike oñanda. Ndele uinja ota i, ota nangala,
damit du dich bedeckst mit Fell. Und jener, er geht, er legt sich,
ote liuvike oñanda; ndele venja jo otava di ko, otava
er sich bedeckt mit Fell; und jene auch sie gehen weg, sie
nangala. Uinja okua kofa. Omukadi
sich legen. Jener (Hase) er war eingeschlafen. Die Frau (der Hyäne)
ota keme ne. Osimbungu ote mu pula ta ti: Osike
sie stöhnt. Die Hyäne sie sie fragt folgendermaßen: Warum
to keme? Ota ti: Oxula
du stöhnst? Sie sagt: Das Fleisch (wörtl. Opfer)
jomukueni oi li kofindo. Osimbungu
deines Kameraden es ist an der Wand der Hütte. Die Hyäne
ota ti: Eta odibo jange! Je ote i kufa nde te
sie sagt: Gib her Stock meinen! Sie sie ihn nimmt und sie
mu dipaa. Opo omualikadi uaje ote mu pake po.
ihn erschlägt. Da Frau seine sie ihn setzt aufs Feuer.
Ongula otave mu li po.
Am Morgen sie ihn verzehren.

Osimbungu okua dia ko vali, nde ta ende
Die Hyäne sie ging fort wieder, und sie wandert umher
a mon' okavandje. Je ota ti: 'Kavandje ka meme!*)
sie sah' den Schakal. Sie sie sagt: Schakal meiner Mutter!
Okavandje ota ti: 'Simbungu sa tate!*) Osimbungu ota
Der Schakal er sagt: Hyäne meines Vaters! Die Hyäne sie
ti: Ohatu i u kateelele nge komukadi uange.
sagt: Wir gehen, damit du warteſt auf mich bei Frau meiner.
Okavandje: He! Osimbungu: Ngenge hatu ende
Der Schakal: Ja! Die Hyäne: Wenn wir gehen
pēhambo, di li apa, ovanēhambo otava ti:
an den Viehpoſten, welche sind hier, Poſtenhüter sie sagen:
Nalueosilikavandje,*) ove oto va tuku. Vo otava i
Nalueosilikavandje, du du sie beſchimpfſt. Sie sie gehen

*) Seite 106.

pēhambo. Ovanēhambo otava ifana okavandje:
an die Posten. Postenhüter sie rufen den Schakal:
Nalueosilikavandje! Je ota ti: Namutametu ove! Osimbungu
Nalueosilikavandje! Er er sagt: Freund du! Die Hyäne
ota handuka; esi ta ifanua, ota ti: Uei?*)
sie wird zornig; als sie gerufen wird, sie sagt: Was ist los?
Otava i mēhambo, ndele otava peua omasini.
Sie gehen auf die Posten, und sie erhalten Milch.
Okavandje ota ti: Tu lie! Osimbungu ota ti:
Der Schakal er sagt: Laß uns essen! Die Hyäne sie sagt:
Inandi hala! Vo otava di mo ne. Esi va ja
Ich nicht will! Sie sie gehen heraus dann. Als sie kamen
moixua ota ti: Ngenge hatu ende vali pēhambo,
ins Gebüsch, sie sagt: Wenn wir gehen wieder an Posten,
di li opo, pamue oho dimbua okutukana. Uinja
welche sind hier, vielleicht du vergißt zu schimpfen. Jener
ota ti: Aje, ohai va tuku nauanaua. Osimbungu
er sagt: Nein, ich werde sie beschimpfen tüchtig. Die Hyäne
ota ti: U lombuele nge, ndi ku dimbulukife,
sie sagt: Daß du (es) sagst mir, damit ich dich daran erinnere,
u va tuke. Opo ne, esi va ja pēhambo,
damit du sie beschimpfst. Daraufhin, als sie kamen an die Posten,
otava mono ovanēhambo. Ovanēhambo otava ifana
sie sehen die Postenhüter. Die Postenhüter sie rufen
okavandje: Nalueosilikavandje! Je ota ti: Namutametu ove!
den Schakal: Nalueosilikavandje! Er er sagt: Freund du!
Osimbungu ote mu handukile. Esi ta ifanua, ota ti:
Die Hyäne sie ihm zürnte. Als sie gerufen wird, sie sagt:
Uei? Esi va ja mo, otava peua omasini.
Was ist los? Als sie kamen hinein, sie erhalten Milch.
Osimbungu ota ti: Lia po omasini, ihandi li.
Die Hyäne sie sagt: Verzehre die Milch, ich werde nicht essen.
Osimbungu ota ti momuenjo uaje, nande ua lila
Die Hyäne sie sagt im Innern ihren, obgleich du weggegessen hast
nge omasini, ohandi ke ku lila oifima komukadi
mir die Milch, ich werde gehen dir wegessen den Brei bei Frau

*) Seite 106.

uange. Otava i ne. Esi va ja mondjila,
meiner. Sie gehen also. Als sie kamen auf den Weg,
osimbungu ota ti: Tu ende hatu kongo ēfiti, ndele
die Hyäne sie sagt: Laß uns gehen wir suchen Efiti, und
otava kongo ndele otave di xuekele. Okavandje
sie suchen und sie sie an eine Schnur reihen. Der Schakal
oka fiala monima, ota xuekele omandobo,
er blieb zurück, er reiht an eine Schnur Kaktus (Blätter),
nēfiti ote di mange momusila uaje,
und die Efiti er sie bindet unter den Schwanz seinen,
nomandobo ota humbata peke. Osimbungu
und die Kaktusblätter er trägt in der Hand. Die Hyäne
ota ti: Esi hatu i meumbo, ove ēfiti di
sie sagt: Wenn wir gehen in das Gehöft, du die Efiti sie
fia poñu. Esi tava piti moñu,
laß zurück am Eingang. Als sie passieren den Eingang,
osimbungu ota ti: Ekela ēfiti opo. Je ota ekele
die Hyäne sie sagt: Wirf hin die Efiti hier da. Er er wirft
po omandobo. Esi va ja, ota lombuele okavandje,
hin die Kaktus. Als sie gingen, sie sagt dem Schakal,
ngenge hatu kundua, oto ti: Oifima jomaadi. Ndele
wenn wir begrüßt werden, du sagst: Brei mit Fett. Und
vo otava kundua. Nalueosilikavandje: Oifima jēdingu.
sie sie werden begrüßt. Nalueosilikavandje: Brei mit Fleisch.
Houlambanangobe ota ti momuenjo uaje: Ame handi
Houlambanangobe sie sagt im Innern ihren: Ich ich werde
i li po, okavandje fimbo ta katala ēfiti, ndele ta
es verzehren, der Schakal während er holt die Efiti, und sie
ti: Oifima jomaadi. Oifima, esi je uja, je
sagt: Brei mit Fett. Der Brei, als er gekommen war, sie
ota ti: Lotoka, katala ēfiti koñu. Okavandje ota
sie sagt: Lauf, hole die Efiti am Eingang. Der Schakal er
i posivelo solupale, nde te di ditula komusila
geht an die Tür des Empfangsraumes, und er sie löset vom Schwanz
uaje, nde te di mu pe. Osimbungu ote di anje
seinem, und er sie ihr gibt. Die Hyäne sie sie verweigert

ta ti: Ha daje, daje koñu
folgendermaßen: Nicht (sind es) die ihrigen, die ihrigen am Eingang
di li. Okavandje ota ti: Oko nda ile. Osimbungu
sie sind. Der Schakal er sagt: Dorthin ich bin gegangen. Die Hyäne
ota ti: Lia oifima joje. Okavandje ta li, ta li, ndele ota fi
sie sagt: Ihr Brei deinen. Der Schakal er ißt, er ißt, und er läßt
po, te i lungile mumue nomaadi, nde te i pe
übrig, er es berührt mit dem Fette, und er es gibt
ēmbua. Osimbungu okua njemata ta ti: A
den Hunden. Die Hyäne sie seufzte folgendermaßen: Er sei
enda nokaana, ita udu ko. Momuenjo ota ti:
gegangen mit Kind, es nicht gehorcht. Im Innern sie sagt:
Nande ua lila nge ēndia, ame ohandi
Obgleich du weggegessen hast mir die Speise, ich ich werde
mu dipaa nena. Otave uja tava xungile. Okavandje
ihn töten heute. Sie kommen sie sich unterhalten. Der Schakal
ote likumukifa. Je ota ti: 'Kavandje ka
er macht, als ob er schläft. Sie sie sagt: Schakal meiner
meme! Okavandje: 'Simbungu sa tate! Je ote mu
Mutter! Der Schakal: Hyäne meines Vaters! Sie sie ihn
pendula ta ti: To kofa? Je ota ti: He!
weckt auf folgendermaßen: Du schläfst? Er er sagt: Ja!
Uinja ota ti: Ondjúo oi li opo, li uvika oñanda,
Jene sie sagt: Die Hütte sie ist da, bedecke dich mit dem Fell,
i li kofindo. Okavandje a ja
welches ist an der Seite der Hütte. Der Schakal er ging
mo, ndele ota katala ongoma, ndele ota katala
hinein, und er holt herbei eine Trommel, und er holt herbei
osikola somaadi sa inamueno,
einen Behälter für Fett von ihrer (der Hyäne) Schwiegermutter,
ote i pake kofindo nde ta uvike ko oñanda,
er sie legt an die Seite der Hütte und sie darauf deckt ein Fell,
nde ta kala kombada jekuma londjúo. Okavandje
und er bleibt oben auf der Wand der Hütte. Der Schakal
ota ono. Osimbungu ota ti: Nena hai ka tu
er schnarcht. Die Hyäne sie sagt: Heute ich werde ihn stechen

ositi ka uxaleka nge
mit einem Holz, er hat verbringen lassen den Tag mich
nondjala. Omukadi ota keme. Je ota ti:
mit Hunger. Die Frau (der Hyäne) sie stöhnt. Sie sie sagt:
Osike to keme? Uinja: Oxula jomukueni
Warum du stöhnst? Jene: Das Fleisch deines Kameraden
oi li kofindo. Ndele je ota ti: Eta
es ist an der Wand der Hütte. Und sie sie sagt: Gib her
odibo jange, ndele je ote i mu pe. Ndele ota
Stock meinen, und sie sie ihn ihr gibt. Und sie (Hyäne)
ti: Idila po epeta, okanima oka lungulukua. Ota
sagt: Verschließe die Tür, das Ding es ist auf der Hut. Sie
pamadala komutue uongoma, ota kufa odibo, ndele
tastet am Kopf der Trommel, sie nimmt den Stock, und
ota denge nomaoko avali. Opo a denga mongoma,
sie schlägt mit Armen beiden. Da sie schlug auf die Trommel
nomosikola sa inamueno. Opo ne
und auf den Fettbehälter ihrer Schwiegermutter. Daraufhin
omukadi ota ti: Ua dipaa osikola sa
die Frau sie sagt: Du hast vernichtet Fettbehälter deiner
njokomueno nongoma ja tate. Osimbungu:
Schwiegermutter und die Trommel meines Vaters. Die Hyäne:
Ha 've ua indila nge oxula? Omukadi: Onde ku ula
Nicht du du batest mich um Fleisch? Die Frau: Ich dir befahl
mbela, u dipae osikola sa meme?
vielleicht, daß du vernichtest den Fettbehälter meiner Mutter?
Je ota ti: Ngenge to pula nge osikola sa
Sie sie sagt: Wenn du fragst von mir den Fettbehälter deiner
njoko, sapu pe nge ovakuetu, ua lia
Mutter, vielleicht gib mir meine Kameraden, welche du verzehrt
po. Je ota ti: Ove ua dipaa muene. Je
hast. Sie sie sagt: Du du töteteste (sie) selbst. Sie (Hyäne)
ota ti: Sapu si pula okavandje. Okavandje ota ti:
sie sagt: Vielleicht es frage den Schakal. Der Schakal er sagt:
Ame onde si pakela ko, sasi tamu hala, mu dipae nge.
Ich ich es legte dorthin, weil ihr wollt, daß ihr tötet mich.

Opo osimbungu okua nuka mo mondjúo, nde ta taataa
Da die Hyäne sie sprang hinein in die Hütte, und sie verfolgt
okavandje. Okavandje okua faduka po. Osimbungu okue
den Schakal. Der Schakal er lief fort. Die Hyäne sie
mu sikula mekasa.
ihm folgte in der Spur.

Osimbungu okua mona Sipofi, omona uaje, ndele vo
Die Hyäne sie sah den Schipofi, Sohn ihren, und sie
otava sikula okavandje fijo kumukuena. Esi ve uja
sie verfolgen den Schakal bis an eine Höhle. Als sie kamen
komukuena, opo osimbungu ota kufa osise, a
an die Höhle, da die Hyäne sie nimmt ein spitzes Holz, damit
fe okavandje. Ositi itasi dulu mo
sie grabe nach dem Schakal. Das Holz es nicht vermag hinein
naua, ndele osimbungu ota ti ku Sipofi: Keelela po,
gut, und die Hyäne sie sagt zum Schipofi: Hüte hier,
fimbo hai katala osise siua, esi tasi dulu
während ich gehe holen spitzes Holz gutes, welches es vermag
mo. Sipofi oku li komukuena, osimbungu esi a ja.
hinein. Schipofi er ist an der Höhle, die Hyäne als sie ging.
Opo e udite, momukuena omue li njenga.
Da er nahm wahr, in der Höhle es sich bewegte.
Okavandje ota li, e li momukuena. Sipofi ota ti:
Der Schakal er ißt, er ist in der Höhle. Schipofi er sagt:
'Kavandje, osike to li? Okavandje ota ti: Oua
Schakal, was du ißt? Der Schakal er sagt: Möchtest
hala? Je ota ti: Pe nge jo. Uinja ta ti: Dia
du haben? Er er sagt: Gib mir auch. Jener er sagt: Geh
po manga kosivelo somukuena, ndi ku pe. Opo ne
weg einmal an der Tür der Höhle, damit ich dir gebe. Dann
okavandje ota ti: Fifikina. Sipofi a dia
der Schakal er sagt: Mache die Augen zu! Schipofi er ging
po, a fifikina. Sipofi, esi a pasuka,
weg, er schloß die Augen. Schipofi, als er die Augen öffnete,
okua pula: Peni u li? Pe nge!
er fragte: Wo du bist? Gib mir!

Osimbungu, esi e uja, ota pula: Okavandje omo
Die Hyäne, als sie kam, sie fragt: Der Schakal da drinnen
e li? Sipofi ota ti: Omo e li. Osimbungu ota
er ist? Schipofi er sagt: Da drinnen er ist. Die Hyäne sie
fe nomona, nomukuena otave u xulifa.
gräbt mit dem Sohn, und die Höhle sie sie am Ende erreichen.
Esi ve u xulifa, osimbungu ota pula
Als sie sie am Ende erreicht hatten, die Hyäne sie fragt
omona uaje ta ti: Pomukuena oua dia po?
Sohn ihren folgendermaßen: Von der Höhle du gingst weg?
Sipofi ota ti: Okavandje ota ti: Ndi die po
Schipofi er sagt: Der Schakal er sagt: Ich möge weggehen hier
pomukuena, oje a pe nge okulia. Osimbungu
an der Höhle, er damit er gebe mir zu essen. Die Hyäne
ote mu denge ta ti: Ku 'muelai tu,
sie ihn schlägt mit den Worten: Du nicht bist ein Dummkopf,
sasi ua fifikina?
weil du die Augen zumachtest?

Osimbungu okua sikula vali ekasa, fijo la ningina
Die Hyäne sie folgte wieder der Spur, bis sie verschwand
momututu. Opo ne osimbungu ota fe komututu
in einer Baumhöhle. Da die Hyäne sie gräbt an der Höhle
momukua. Ope ne okavandje ota ti: Olielie te
im Affenbrotbaum. Da der Schakal er sagt: Wer er
linjengifa omututu uange ou? Ame Siludude
bewegt Höhle meine diese? Ich bin der Schiludude
sohamba. Osimbungu ota ti: Ahoue, ohamba jetu,
des Häuptlings. Die Hyäne sie sagt: Nein, Herr unser,
ohatu sikula okavandje. Okavandje ta ti: Kañama
wir verfolgen den Schakal. Der Schakal er sagt: Warte,
ndi die ko. Okavandje oka li ke li
damit ich da weggehe. Der Schakal er war er sich
duda kolutu luaje. Okavandje,
ausgerupft hatte die Haare an Körper seinem. Der Schakal,
esi a dia ko, osimbungu ota fe ne.
als er weggegangen war da, die Hyäne sie gräbt also.

Omututu, esi e u xulifa, okavandje opo e li.
Die Höhle, als sie sie am Ende erreicht hatte, der Schakal da er ist.
Opo ne okavandje ta ti: Tu telekeni! Osimbungu
Da der Schakal er sagt: Wir wollen kochen! Die Hyäne
okua paka po ombia, ndele ota teleke. Esi a
sie setzte aufs Feuer den Topf, und sie kocht. Als sie
teleka, e li nokavandje, ke li
gekocht hatte, sie ist bei dem Schakal, welcher sich die Haare
duda, oku si ohamba. Je ota ti:
ausgerupft hatte, sie glaubt (er) der Häuptling, Sie sie sagt:
Tatekulu, omukaa, openi hatu kufa ombelela?
Herr, da ist kein Fleisch, woher wir nehmen Zukost?
Okavandje ota ti: Teta ko komusila uoje.
Der Schakal er sagt: Schneide ab von Schwanz deinem.
Osimbungu ota tete ko. Endia, esi da pua po,
Die Hyäne sie schneidet ab da. Speise, als sie auf war,
okavandje ota ti: Teleka vali! Osimbungu ota teleke,
der Schakal er sagt: Koche wieder! Die Hyäne sie kocht,
ndele esi a teleka, ota ti: Omukaa.
und als sie gekocht hatte, sie sagt: Da ist kein Fleisch.
Okavandje ota ti: Teta ko vali komusila
Der Schakal er sagt: Schneide ab wieder von Schwanz
uoje. Osimbungu omusila ause okue u mana po.
deinem. Die Hyäne Schwanz ganzen sie ihn verbrauchte.
Okavandje ota ula osimbungu: Inda, u
Der Schakal er befiehlt der Hyäne: Gehe, damit
kateke ombia inene jomeva. Osimbungu, esi a
du schöpfst Topf großen des Wassers. Die Hyäne, als sie
teka, okavandje ota i momeva mombia,
geschöpft hatte, der Schakal er geht ins Wasser in den Topf.
Okavandje, esi e li mo, ota ti: Paka po oikuni, ndele
Der Schakal, als er ist drin, er sagt: Lege zu Holz, und
ota dana momeva. Osimbungu, esi e si uda, ota ti:
er spielt im Wasser. Die Hyäne, als sie es hörte, sie sagt:
Dia mo mombia jange, ame nde i teka. Esi
Gehe heraus aus Topf meinem, ich ich ihn schöpfte. Als

a dia mo, osimbungu ota i mo. Okavandje ota
er herauskam, die Hyäne sie geht hinein. Der Schakal er
tuala po omudilo, ndele kombada jombía ota pake po emanja
legt zu Feuer, und oben auf den Topf er legt Stein
linene. Opo okavandje ota lunda po omudilo. Osimbungu
großen. Dann der Schakal er schürt das Feuer. Die Hyäne
ota ti: Ndi udite osiñui, ohai di mo. Osimbungu,
sie sagt: Ich verspüre Schweiß, ich gehe heraus. Die Hyäne,
esi ta pi, ota ti: Tūla ko, ndi
als sie sich verbrennt, sie sagt: Nimm Deckel weg, damit ich
die mo. Okavandje ota ti: Osike ua ila mo?
gehe heraus. Der Schakal er sagt: Warum du gingst hinein?
Osimbungu, esi a fila mo, okavandje ote mu
Die Hyäne, als sie gestorben war darin, der Schakal er sie
li po. —
verzehrt. —

Rätselfragen.

1. Ehangu lile la eta oudila
Getreide langes (ist es), welches (es) brachte kleine Vögel
mepia. } Was bedeutet das?
in den Garten. }

Antwort: Oluvanda lule lua eta
Eingang langer (es ist), welcher brachte
oita meumbo.
Krieg in das Gehöft.

---

*) Houlambanangobe, Bezeichnung für die Hyäne im Volksmund, ist immer deren Name in den Fabeln, wie Nalueosilikavandje für den Schakal und Nañangemēmbua für den Hasen.

*) 'Kavandje ka meme, Schakal meiner Mutter = Bruder; dient auch als Anrede, wie: Freund du; eben die Antwort darauf: Simbungu sa tate, Hyäne meines Vaters. Tatekulu ist Ehrenname für hochstehende, männliche Personen. Ēfiti sind trockene Früchte des Omuhongo-Baumes. An Schnüren aufgereiht und oberhalb der Füße befestigt, werden sie besonders bei Tänzen verwandt, wodurch dann, weil sie sehr lose aneinander gereiht sind, ein starkes, rasselndes Geräusch bewirkt wird.

*) Meñu 've (vollständig: omulumeñu ove) dient ebenfalls als Andere = Freund du.

*) Uei ist Interjektion des Unwillens.

*) Namutaṁetu = mein Freund.

Der Sinn ist vielleicht dieser: Sehr langes Getreide zieht leicht die Vögel an, so daß diese verheerend im Garten wirken; so bringt ein langer Oluvanda (der zu beiden Seiten mit Dorngebüsch eingefriedigte, zur Tür des Gehöftes führende Eingang), der vielen Menschen leichten, bequemen Eingang zu dem betreffenden Gehöft gewährt, leicht Streit und Unfrieden in dasselbe.

2. Omufuko, uomeumbo letu,
Ein junges Mädchen, welches ist in Gehöft unserm
a toloka.
welches ist geworden sehr lang. } Was bedeutet das?

Antwort: Se mu njona eiso loñe.
Es hat ihm vernichtet Auge der Pupille.

Hier liegt wohl folgender Sinn vor: Ein sehr langer Mensch steht leicht in Gefahr, sein Auge, mit das Beste, was er besitzt, vielleicht an einem Baumzweig zu verletzen; so steht einer, der zu groß sein, also zu hoch hinaus will, ebenfalls in Gefahr, das Beste, was er hat, hierbei zu verlieren.

3. Okadila, ke li komukuiju,
Ein kleiner Vogel, welcher ist auf dem Feigenbaum,
otaka ti: Hi li 'ñuiju, hi li ñuiju.*)
er sagt: Ich nicht esse Feigen, ich nicht esse Feigen. — Was ist dem gleich?

Antwort: Ekumbo, li li koxupa,
Der Stöpsel, welcher ist auf der Milchkalabasse,
otali ti: Hi li 'sini, hi li 'sini.*)
er sagt: Ich nicht esse Milch, ich nicht esse Milch.

4. Onda peua oilonga idiu.
Ich erhielt Arbeiten schwere. z. B.

a) Onda peua, ndi njaneke oufila
Ich erhielt, daß ich zum Trocknen ausbreite Mehl
kombada jomeva.
oben auf dem Wasser.

*) ñuiju ist verkürzte Form für ēñuiju, Feigen, wie sini für omasini, Milch.

b) Onda peua, ndi ke omukua nē-
Ich erhielt, daß ich fälle Affenbrotbaum mit den
njala.
Fingernägeln.

5. Ekuiju la endamena
Ein großer Feigenbaum er steht in schräger Richtung
kondonga.
nach Ondonga hin. } Was bedeutet das?

Antwort: Ovaŋu avese okefio va talela.
Menschen alle zum Tode hin sie blicken.

Hier ist der Sinn folgender: Wie jener große Feigenbaum sich in einer bestimmten Richtung befindet, die er selber nicht ändern kann, so befindet sich die ganze Menschheit in der Richtung nach einem Ziele hin, welches kein Mensch verändern kann, dem — Tode.

Politische und soziale Verhältnisse.

Regierung.

An der Spitze des Stammes steht als oberster Gewalthaber der Häuptling (Ohamba). Die Namen der mir durch vieles Nachfragen bekannt gewordenen früheren Regenten Oukuanjamas gebe ich hier, wie sie einander in der Regierung folgten:

1. Kavongeka, 2. Okapuleko, 3. Haitalamuvale, 4. Houtolondo, 5. Omutota, 6. Sikumangua, 7. Hamangulu, 8. Simbilinga, 9. Haimbili, 10. Haikukutu, 11. Siefeni, 12. Osipandeka, 13. Namadi, 14. Uejulu, 15. Nande.

Letzterer ist der seit September 1904 in Oukuanjama Regierende. Rechnen wir für jeden seiner Vorgänger eine Regierungszeit von zehn bis fünfzehn Jahren, dann dürfte Kavongeka, der zuerst genannte Häuptling, vielleicht vor 150 Jahren der Regent Oukuanjamas gewesen sein. Haitalamuvale, der dritte in obiger Reihe, hat es verstanden, sich durch brutalste Grausamkeit ein trauriges Andenken zu sichern. Von

ihm wird erzählt, daß, wenn Hungernde kamen und um Nahrung baten, er diese gleich herstellen ließ, und zwar in solchen Mengen, daß jene Bittenden sie unmöglich verzehren konnten. War die zubereitete Speise zum Häuptling gebracht, dann rief dieser den Betreffenden und sagte zu ihm: „Komm und iß, damit du deinen Hunger stillst.“ Mochte dieser bei jenem noch so groß sein, unmöglich konnte er die ihm vorgesetzten Speisen verzehren. Saß er nun, vollständig gesättigt, vor den noch gefüllten Schüsseln, dann donnerte Haitalamuvale ihn an: „Was, du verachtest meine Speise!“ Mit eigener Hand schoß oder stach er dann jenen bei den noch vollen Schüsseln nieder. — Jedenfalls dachte er sich dadurch in Zukunft alle Bittsteller fernzuhalten. Von diesem Häuptling erzählt man, daß er eines Tages von einer alten Frau, welche ihn um Nahrung und Kleidung bat, aufgesucht wurde. Bereitwilligst ging er auf ihre Wünsche ein. Mehrere Ochsen ließ er schlachten, deren Felle zu Kleidungsstücken verarbeitet wurden. Man bereitete eine große Menge Osikima, die Hauptnahrung der Leute, und auch das nötige Bier fehlte nicht. Als alles fertig war, wurde es in den Empfangsraum des Häuptlings gebracht und jene Alte herbeigerufen. „So, nun iß, daß du satt wirst,“ lautete der königliche Befehl, „und da sind auch die für dich bereiteten Kleider.“ Die Alte ließ sich dies nicht zweimal sagen. Bald waren, zum größten Erstaunen des Häuptlings, alle Schüsseln und Töpfe geleert, und die Alte begann mit der Anprobe jener für sie gefertigten Kleidungsstücke; aber siehe da, alle waren zu kurz. In seiner Wut ergreift Haitalamuvale seinen langen Dolch, doch wie von unsichtbarer Macht wird sein Arm zurückgedrängt, und das Messer fährt ihm in die eigene Kehle. — Auf mein näheres Nachfragen hin wurde mir gesagt, jene Alte sei sicherlich auch eine der schon genannten Oipumbu (Seite 39) gewesen. In Oukuanjama ist ein gewaltiger Baobabbaum zu sehen, an welchem man, ziemlich dicht am Boden, eigentümliche Rillen, welche sich rund um den Stamm ziehen, bemerkt. Haitalamuvale gab einst Befehl, eine Anzahl Leute sollten diesen Baum mit ihren Fingernägeln fäl-

len. — Davon jene Rillen, die noch heute zu sehen und mit den Fingernägeln jener Unglücklichen gegraben sind.

Bei der Anlage einer Tenne, auf welcher die Eingeborenen ihr Korn dreschen und reinigen, werden eiserne Hacken verwandt. Nur bei Haitalamuvales Tenne durften diese nicht in Gebrauch genommen werden, sondern die Fingernägel seiner Diener mußten diese Arbeit leisten. — Man kann verstehen, daß, als sich die Nachricht von dem Tode dieses Unmenschen verbreitete, das ganze Land, wie von einem schweren Druck befreit, aufatmete.

Einer, welchen noch heute die Ovakuanjama als den, der Recht und Gerechtigkeit liebte, verehren, ist Haimbili. Er soll es verstanden haben, mit fester Hand die Zügel der Regierung zu halten und den Bewohnern seines Landes Ruhe und Frieden zu verschaffen. Während seiner Regierung geschah es einmal, daß eine ruhig des Weges gehende Frau, welche auf ihrem Kopfe ein Gefäß mit Osikundu — ein Lieblingsgetränk der Leute — trug, von einigen vielleicht gerade sehr durstigen Gesellen aus dem Gehöft des Häuptlings angehalten wurde. Bald war das Osikundu von diesen vertilgt und schnell, wie sie gekommen, verschwanden sie auch wieder im nächsten Gebüsch. Die Frau begab sich zum Häuptling, um ihm den Vorfall zu erzählen. Haimbili springt von seinem Sitze auf, wutentbrannt darüber, daß man es wagt, in dem von ihm regierten Lande eine ruhig des Weges gehende Frau zu berauben. Da die Klägerin keine bestimmten Angaben in betreff jener, die sie angehalten, machen kann, müssen alle in der Häuptlingswerft sich aufhaltenden jungen Leute erscheinen. Nun wird auch jene Frau herbeigeholt, und, auf die Versammelten weisend, befiehlt der Häuptling: „Siehe, ob die Schuldigen unter diesen sind." Die Anwesenden ahnen nichts Gutes. Auf dem Angesichte ihres Herrn bemerken sie ein unheimliches Wetterleuchten, welches dem drohenden, bald ausbrechenden Sturme vorangeht. Endlich ruft die Frau: „Hier ist einer!" und dicht dabei steht auch der zweite, und auch der dritte Übeltäter, obgleich er sich noch zu verstecken sucht, ist bald entdeckt. Die also Bezeichneten müssen

hervortreten; keiner wagt zu leugnen. Von dem Häuptling nach der Wahrheit oder Unwahrheit jener Anklage gefragt, haben sie nur ein diese bestätigendes „Ja". Jetzt bricht der ganze Zorn des tiefgekränkten Landesherrn hervor: „Was," donnert er sie an, „und ihr könnt es wagen, in dem von Haimbili regierten Lande eine ruhig des Weges gehende Frau zu berauben!? Hierher, an meinem Stocke vorbei!" Und nun mußten jene drei, einer nach dem andern, vor ihren gestrengen Herrn hintreten, und dann hagelten seine Stockschläge auf sie hernieder. Nachdem jeder seine Tracht empfangen, hieß es: „So, das mag euch zur Warnung dienen; jetzt geht ihr sofort nach Hause, und jeder bringt der Frau für das gestohlene Osikundu eine — Kuh." Durch die strenge aber gerechte Regierung hatte Haimbili das Vertrauen und die Liebe seiner Untertanen gewonnen. Darum rief auch die Nachricht von seinem Tode allgemeine Bestürzung im ganzen Lande hervor.

Der augenblicklich in Oukuanjama regierende Häuptling Nande ist weder ein grausamer Tyrann wie Haitalamuvale, noch besitzt er den Gerechtigkeitssinn eines Haimbili. Um das Ergehen des Landes und seiner Untertanen kümmert er sich wenig.

Die Macht eines Häuptlings ist unumschränkt. Er ist Herr über Leben und Eigentum aller, die in seinem Lande wohnen. Umgeben ist er von der Schar seiner Großleute (Omalenga, Sing. Elenga). In jedem Häuptlingsgehöft befindet sich eine große Anzahl von Knaben und Jünglingen, welche alle darauf warten, „bei Hofe" in irgend eine Stellung zu gelangen. Auch die Söhne der Vornehmen und Reichen lieben es, von frühester Jugend an, in der Nähe des Landesherrn zu sein. Sie alle suchen sich natürlich bei letzterem möglichst bemerkbar zu machen und nutzen jede Gelegenheit aus, ihm kleine Dienste zu erweisen. Der Häuptling findet unter ihnen bald die Geschicktesten heraus, die er dann auch zuweilen mit besonderen Diensten betraut. Auf den verschiedenen Kriegszügen wird diesen jungen Leuten reichlich Gelegenheit geboten, um Proben ihres Mutes und ihrer Tapferkeit abzulegen. Als Zeichen

besonderen Wohlwollens wird es angesehen, wenn man vom Häuptling ein besseres Gewehr — meist ein Henry Martini — erhält, welches aber nie persönliches Eigentum des betreffenden jungen Mannes wird. Es kann jeden Augenblick von dem, der es gab, zurückgenommen werden. Natürlich fühlt sich der Träger eines solchen Gewehres schon als angehender Elenga. Bald hat er seine eigenen Diener, die ihn auf allen Gängen, welche er für den Häuptling zu machen hat, begleiten und dadurch sein Ansehen beim Volke nicht wenig heben.

Diese vorhin beschriebene Vorstufe zum Großmann erreichen viele, und bei den meisten hört dann auch das Avancement auf. Unter ihnen hält der Häuptling genaue Auslese und zieht die Geschicktesten und Tüchtigsten in seine Nähe. Von nun an dürfen diese an gewissen Beratungen teilnehmen, finden Verwendung bei Überbringung von wichtigen, geheimen Botschaften und werden auch schon mit der Vollstreckung königlicher Befehle und Urteile betraut. Gelingt es ihnen, auch während dieser Zeit immer mehr das Vertrauen ihres Herrn zu erlangen, dann kommt nach langer Probezeit endlich der Tag, der den einen oder andern von ihnen an das Ziel seines Wunsches bringt und ihn zum Elenga des Häuptlings macht. Er erhält dann von letzterem ein Pferd, und an Stelle des von ihm bisher getragenen Henry Martini-Gewehres tritt ein Hinterlader neuesten Modells.

Mit Hilfe dieser Omalenga regiert der Häuptling sein Land. Alle Befehle und Erlasse gehen an jene, welche dann für Befolgung derselben von seiten der Landeseinwohner zu sorgen haben. Jedes vom Häuptling gefällte Urteil wird von ihnen meist mit brutalster Grausamkeit vollstreckt. Ist z. B. jemand zur Zahlung von 10 Rindern verurteilt, und ein Elenga hat für die Herbeischaffung dieser Tiere zu sorgen, dann wird er von dem Verurteilten nicht 10, sondern 15, wenn nicht 20 fordern. Die vom Häuptling gewünschten liefert er dann an diesen ab, während die übrigen in seinem Besitze verbleiben. Beim Volke beliebte Omalenga sind darum sehr seltene Ausnahmen.

Am Kunene.
Eingeborene mit Kanus und Fischreusen.

Steppenlandschaft.

Was für Pflichten und Rechte hat nun ein Häuptling seinem Volke gegenüber? Pflichten scheinen für die Häuptlinge Oukuanjamas überhaupt nicht zu existieren, wenigstens sind sie sich deren nicht bewußt. Das Wohl und Wehe ihres Landes und seiner Bewohner stört sie wenig. Allen Prozessen, die nach der Residenz gelangen, um dort geschlichtet zu werden, geht der Häuptling aus dem Wege, denn das sind für ihn sehr unangenehme Dinge, mit denen er sich nicht gerne befaßt. In den meisten Fällen werden diese durch den von ihm bestellten Richter (Omutokoli) erledigt. Kläger und Angeklagter suchen sich dessen Gunst durch ein großes Geschenk zu sichern. Zuweilen wird das Urteil des Omutokoli durch den Häuptling, der natürlich auch erst durch ein großes Geschenk hierzu willig gemacht wurde, aufgehoben. In den meisten Fällen wird immer der Reiche, der also in der Lage ist, große Geschenke machen zu können, Recht bekommen, mag sein Unrecht auch sonnenklar zutage liegen.

Ist sich der Häuptling auch keiner einzigen Pflicht seinem Volke gegenüber bewußt, um so größer ist die Zahl der Rechte, die er für sich beansprucht. Als Ohamba ist er eben Herr über Leben und Eigentum seiner Untertanen. Alljährlich sind gewisse Abgaben an ihn zu entrichten.

An erster Stelle steht hier das schon erwähnte Omaongo. Aufgabe eines jeden Bezirksherrn ist es, dafür Sorge zu tragen, daß das nötige Quantum in dem von ihm verwalteten Bezirke eingesammelt und zur Residenz gebracht wird. Ferner hat er dafür zu sorgen, daß nach der Ernte stets einige Körbe des neugeernteten Getreides an den Häuptling abgeliefert werden.

Zum Bau einer königlichen Eumbo sind Tausende von Pfählen erforderlich. Sie werden von den Untertanen gefällt, bearbeitet und gleich an Ort und Stelle geschafft.

So reich auch der Häuptling sein mag, er hat stets ein sehr „einnehmendes Wesen" und eine offene Hand, nicht zum Geben, wohl aber zum Nehmen. Nun wäre diese Eigenschaft an sich ja nicht so sehr zu tadeln, wenn es sich dabei nur um

ein Nehmen solcher Dinge handelte, die man ihm freiwillig als Geschenk bringt; doch dieses Nehmen wird oft zu einem mit brutalster Gewalt gepaarten Berauben der eigenen Untertanen. Bei den nach Ovamboland kommenden Händlern werden große Einkäufe gemacht, und als Bezahlung dafür wird nur Großvieh gefordert. Es wäre ja für einen Häuptling bei seinem Herdenreichtum eine Kleinigkeit, seine Schulden zu bezahlen, aber daran denkt er nicht. Er ruft einen seiner Omalenga, um Rinder zu „suchen". Ohne weitere Erklärung weiß er, wo diese zu suchen sind. Mit einer großen Schar bewaffneter Diener, 50—70, oft noch mehr, begibt er sich nach einer Gegend des Stammes, wo viel Vieh vermutet wird. Auf dem Wege dorthin verteilt man sich, um kein Aufsehen zu erregen, in möglichst kleine Trupps. Am Ziele angelangt, meist an einer mit Brunnen versehenen Stelle, wo sich um die Mittagszeit viel Vieh zur Tränke einfindet, macht man sich vorsichtig ans Werk. Der Elenga hält sich mit den meisten seiner Leute in einem nahen Gebüsch versteckt, während einige in möglichst unauffälliger Weise sich den Hirten der Tiere nahen und ein Gespräch mit den Leuten anknüpfen, um so ihre Aufmerksamkeit von den ihnen anvertrauten Tieren abzulenken. Andere folgen, und bald fängt man an, die Tiere langsam von dem Brunnen wegzutreiben. Nun merken die Hirten, worauf es abgesehen ist. Sie greifen zu ihren Waffen, und bald erklingt ihr weithin schallender Hilferuf (Onúo), welcher von jedem, der ihn hört, gleich weiter gegeben wird. Jetzt brechen auch die übrigen Räuber aus ihrem Versteck hervor. Von allen Seiten sucht man das Vieh zu umzingeln. Auf den Hilferuf der Hirten sind die Nächstwohnenden herbeigeeilt, und es entbrennt ein verzweifelter Kampf; doch die Übermacht ist auf der Seite des Feindes. Mancher Hirte, der noch das eine oder andere Stück seines Viehes zu retten sucht, wird einfach niedergeschossen, und in kürzester Zeit sind die Räuber mit ihrer Beute auf und davon.

Das geraubte Vieh wird zur Häuptlingswerft getrieben. Auf dem Wege dorthin verschwindet manches Stück desselben,

meist auf Befehl jenes Elenga, der den Raubzug leitete, und der bei dieser Gelegenheit auch auf seinen Vorteil bedacht ist. Das ganze Vieh ist für den früheren Besitzer unrettbar verloren. Nur in ganz seltenen Fällen gelingt es, einige der geraubten Tiere wieder zu erlangen. Mit diesen im eigenen Lande geraubten Tieren bezahlt der Häuptling seine Schulden bei den betreffenden Händlern. Mit welchen Gefühlen mögen die Eingeborenen diesen nachschauen, wenn sie mit dem von ihnen geraubten Vieh das Land verlassen!

Ähnliche, auch im eigenen Lande vom Häuptling arrangierte Raubzüge sind folgende: In einer Häuptlingswerft befindet sich immer eine Anzahl Hunde. Viele von ihnen hält der Landesherr für seine Jagdzwecke. Von Zeit zu Zeit ruft er einen seiner Diener und sagt zu ihm: „Nimm diese Hunde mit und suche Fleisch für sie." Der also Beauftragte, dem sich aus gewissen Gründen gleich noch einige andere anschließen, ruft die Tiere herbei und geht auf „Fleischsuche". Bald kommt er zu einer Stelle, wo sich eine ruhig weidende Kleinviehherde, meist Ziegen, befindet. Die Hunde, die zu dem Zwecke eigens dressiert sind, werden auf die Tiere gehetzt, und bald liegen viele von ihnen zerrissen am Boden. Wehe dem, der es wagen würde, die Hunde zu schlagen oder zu vertreiben. Es sind ja des Häuptlings Hunde! — Diese bekommen nur den kleinsten Teil der zerrissenen Tiere. Das meiste Fleisch ist Eigentum ihrer Begleiter, welche es sich in irgend einem Gehöft wohlschmecken lassen.

Einst geschah es, daß ein Besitzer die seinen Tieren drohende Gefahr rechtzeitig merkte und sie darum schnell in die sichere Hürde seines Gehöftes brachte; doch die Hunde folgten bald. Die Türe der Hürde wurde von den Begleitern der Hunde geöffnet, und nun stürzte sich die Rotte auf die wehrlosen Tiere, sie alle bis auf das letzte Stück zerreißend. Weil ihr Besitzer seinen Nachbar zur Hilfe herbeirief, mußte er noch eine hohe Extrabuße zahlen.

Als Gegenstück zu obigem diene, um zugleich zu zeigen, welche Rechte der Häuptling dem Volke gegenüber hat, fol-

gender Vorfall: Des Häuptlings Tante, Nekoto, eine sehr angesehene Persönlichkeit, hatte einem in meiner Nähe wohnenden Manne Schafe zum Weiden übergeben. Eines Tages wurde eins derselben von einem Hunde im Übermute angefallen und tödlich verletzt. Der Besitzer des Hundes geriet dadurch in nicht geringe Bedrängnis, handelte es sich doch um das Eigentum einer sehr hohen Persönlichkeit. Der Vorfall mußte sofort bei Nekoto gemeldet werden. Diese sandte nun dem Herrn des Hundes den kurzen Bescheid: „Gib mir mein Schaf." Jener wußte wohl, was damit gemeint war, nämlich: gib mir einen Ochsen für das von deinem Hunde zerrissene Schaf. Endlich nach langem Suchen gelang es dem Manne, der selbst kein einziges Stück Großvieh besaß, ein zweijähriges Öchslein aufzutreiben, welches er dann auch sofort zu Nekoto sandte. Dieses kam umgehend zurück mit dem Bescheid: „Das genügt nicht, es ist viel zu klein." Nun wandte sich der Mann in seiner Not an mich. Da zwischen Nekoto und mir schon damals eine ziemliche Freundschaft bestand, rief ich jene von ihr gesandten Boten und befahl ihnen: „Nehmt das Tier wieder mit und sagt eurer Herrin, wenn sie das nicht haben wolle, würde sie überhaupt nichts bekommen. Der Mann wohne in meiner Nähe, sei arm, und ich würde mich darum seiner annehmen. Überdies sei das gesandte Tier mehr wert wie drei Schafe." Die Boten zogen ab, und ich habe sie nie wieder gesehen.

Gerade Nekotos Hunde waren im ganzen Lande berüchtigt. Oft traf ich diese in Begleitung einer Anzahl, mit großen Fleischmengen beladener junger Leute, in dessen Besitz man sich auf die vorhin beschriebene Weise gesetzt hatte.

Auf einer Reise begegnete ich einst auf der großen Steppe einigen Buschleuten Kambondes, des Häuptlings von Ondonga, welche mit mehreren Hunden von ihrem Herrn zur Jagd geschickt waren. An meinem Wagen befanden sich noch zwei Stück Kleinvieh, welche als Schlachttiere mitgeführt wurden. Kaum hatten wir ausgespannt, da fielen jene Hunde über die beiden Tiere her und hätten sie beinahe zerrissen. Mit knapper Not

gelang es einigen meiner Wagenleute, sie zu verscheuchen. Ich forderte die Buschleute auf, die Hunde, welche nun wieder die beiden Tiere zu erreichen suchten, wegzunehmen, andernfalls ich selbst dafür sorgen würde. Da man keine Miene machte, meiner Aufforderung Folge zu leisten, und da die wie hungrige Wölfe sich gebärdenden Hunde immer zudringlicher wurden, nahm ich mein Gewehr, und im nächsten Moment streckte die erste Kugel den einen und die zweite den andern zu Boden. — Jene Buschleute begaben sich sofort zu Kambonde, um ihm diesen Vorfall zu erzählen. Nach einigen Tagen besuchte ich ihn persönlich, und er erkundigte sich dann auch nach dem Geschehenen. „Sicher," sagte ich zu ihm, „deine Hunde habe ich mit eigener Hand niedergeschossen. Die wollten meine Tiere zerreißen, und deine Knechte haben sich nicht der geringsten Mühe unterzogen, sie zurückzuhalten, und für deine Hunde habe ich kein Fleisch."

Wie oft haben wir Missionare dem Häuptling von Oukuanjama Vorhaltungen gemacht über die Art und Weise seiner Regierung. Mehr als einmal sagte ich zu ihm: „Schämst du dich denn nicht als großer, reicher Mann die eigenen Untertanen auszurauben? Leicht könntest du die Sache so ordnen, daß dir jeder Bezirk alljährlich eine bestimmte Anzahl Vieh lieferte, welches dann von dem Bezirksvorsteher eingesammelt und dir gebracht würde." Mehrmals habe ich ihn darauf hingewiesen, daß wir in der Heimat Steuern zahlen, und so solle er doch auch eine Art Steuer einführen, dann würde er schon genug erhalten, um seine Schulden bezahlen zu können. „Ja," meinte er, „das ist eine sehr gute Einrichtung." Aber wenn er auch immer wieder Besserung gelobte, es blieb doch beim alten.

Trotzdem der Häuptling die Hauptperson des Landes, welche in den meisten Angelegenheiten das letzte Wort zu reden hat, ist, so gibt es neben ihm doch noch eine Reihe anderer Persönlichkeiten, welche demselben adeligen Geschlecht, wie jener, entstammen und darum auch eine hervorragende Stellung einnehmen. Sie tragen ebenfalls den Titel Ohamba. Der regierende Ohamba wird meist Omuene uosilongo, Herr des Landes,

genannt. Eine große Rolle spielt dessen Mutter. In wichtigen Angelegenheiten wird der Häuptling immer ihren Rat einholen und auch in den meisten Fällen danach handeln. Großes Ansehen genießen auch des Häuptlings Tanten, also die Schwestern seiner Mutter, sowie seine eigenen Schwestern. Als künftige Thronfolger nehmen auch die Brüder des Häuptlings eine hervorragende Stellung ein.

Alle diese genannten adeligen Damen und Herren haben, sobald sie erwachsen sind, ihre eigene königliche Haushaltung. Ihre Gehöfte liegen meist sehr weit von dem des regierenden Häuptlings entfernt. Jeder von ihnen fühlt sich eben auch als Ohamba und will darum in gewissem Maße an der Regierung teilnehmen. In der von ihnen bewohnten Gegend pflegen sie nach eigenem Belieben frei zu schalten und zu walten, und nur allzu starke Ausbrüche ihres Selbstbewußtseins pflegen einen Dämpfer von „oben herab" zu erhalten. Auch die schon längere Zeit in Diensten des Häuptlings stehenden Omalenga besitzen oft sehr weitgehende Rechte. Sie haben ebenfalls stattliche Gehöfte, und das nächstliegende Gebiet steht unter ihrer Herrschaft.

Thronfolge.

Stirbt ein Häuptling, so folgt ihm sein nächster Bruder oder, falls ein Bruder nicht vorhanden ist, der älteste Neffe, also Schwestersohn. Der Adel des Vaters ist nicht erblich, sondern nur der der Mutter. Landesherr, also Häuptling, kann eben nur ein solcher werden, der durch seine Geburt schon ein Ohamba ist. Die Söhne des Häuptlings gelten nicht als Adelige, haben daher auch nicht das geringste Anrecht auf den Thron. Zum besseren Verständnis sei schon hier auf die Gliederung des Volkes hingewiesen. Dieses besteht aus einer Reihe von Familiengeschlechtern oder Kasten (Omapata, Sing. Epata). An erster Stelle steht die Epata der Adeligen, aus welcher die Häuptlinge hervorgehen. Über die Entstehung dieser Familiengeschlechter habe ich bisher keine näheren Aufschlüsse erhalten können. Meiner Ansicht nach müßte sich jede Epata auf eine

Stammutter zurückführen lassen, weil eben alle ihre Glieder miteinander verwandt sind. Heiraten unter den Gliedern einer Epata sind verpönt und zwar aus dem Grunde, weil unter den Angehörigen derselben, auch wenn diese schon sehr weit verzweigt sind, Blutsverwandtschaft besteht. Daraus erklärt es sich, daß die Häuptlinge nie adelige Mädchen, welche also auch den Titel Ohamba tragen, heiraten dürfen; sie nehmen ihre Frauen aus den gewöhnlichen Töchtern des Landes. Die Kinder einer solchen Ehe sind, eben weil die Mutter keine Adelige war, auch keine Königskinder, haben darum keinen Anspruch auf den Thron. Auf der andern Seite wird eine adelige Dame nie einen adeligen, zu ihrer Epata gehörenden Mann heiraten, sondern irgend einen reichen Mann aus dem Volke, der ihr eben zusagt; aber ihre Kinder sind trotzdem Königskinder, eben weil die Mutter und nicht der Vater das Geschlecht weiter fortpflanzt.

Ist beim Tode eines Häuptlings dessen Bruder gleich zur Stelle, dann erledigt sich der Thronwechsel oft sehr schnell. Schwieriger schon wird die Sache, wenn ein solcher Thronfolger nicht vorhanden ist, sondern mehrere Neffen des verstorbenen Häuptlings, von denen jeder natürlich den brennenden Wunsch hat, die Stelle des verstorbenen Onkels einzunehmen. Meistens suchen sie sich schon zu dessen Lebzeiten einen großen Anhang im Volke zu verschaffen, mit dessen Hilfe sie dann leicht im gegebenen Augenblicke die Nebenbuhler aus dem Wege schaffen. So geschah es vor einiger Zeit im Nachbarstamm Ondonga, daß zwei Neffen des Häuptlings, von denen der eine der nächste Thronfolger war, vertrieben wurden. Namutaleni, Kambondes und Nehales Schwester, hatte einen Sohn, für den sie den Thron Ondongas sichern wollte. Neben ihm hatten noch zwei ihrer Neffen, also Schwestersöhne, deren Mutter aber bereits gestorben war, Anrecht auf denselben. Namutaleni gelang es endlich, Kambonde und Nehale zu bewegen, jene beiden mit Gewalt aus dem Lande zu vertreiben. Sie flohen nach Oukuanjama, von wo aus sie dann später immer wieder, freilich vergeblich, den Versuch machten, nach Ondonga zu-

rückzukommen. Bald darauf starb Nehale und in nicht allzulanger Zeit auch Kambonde, und damit hatte Namutaleni ihr Ziel erreicht. Ihr Sohn Kambonde wurde Häuptling von Ondonga, welcher nun als dritter dieses Namens dort regiert.

Leider ist in Oukuanjama Ende 1909 der jüngste und einzige Bruder Nandes, Hamalua, auf welchen die Missionare große Hoffnung setzten, gestorben. Der nächste Thronfolger in diesem Stamme wird nun Mandume, ein Neffe des jetzt regierenden Häuptlings, sein.

Einteilung des Stammesgebietes.

Das ganze Gebiet zerfällt in einzelne Bezirke (Omikunda, Sing. Omukunda). Vorsteher eines Bezirkes ist der Omuene uomukunda, der Bezirksherr. In diese Stellung gelangt man meistens durch Kauf, schon seltener durch Gunst. Für eine Omukunda wird in der Regel ein Stück Großvieh, ein Ochse oder eine Kuh, gezahlt. Die Größe der einzelnen Bezirke ist sehr verschieden. Nicht selten sind solche, in welchen sich 15—20 große Gehöfte und Gärten befinden. An der Spitze einer sehr großen Omukunda steht meist einer der schon oft genannten Omalenga. Die in einem Bezirke liegenden Gehöfte mit den dazu gehörigen Gärten werden von dem Bezirksherrn vergeben, welcher auch für Ruhe und Ordnung in seiner Omukunda zu sorgen hat. Miete wird nicht gezahlt, doch pflegt man in der Regel dem Omuene uomukunda ein Geschenk für den von ihm erhaltenen Wohnplatz zu bringen. Unliebsame Insassen können vertrieben werden, doch darf dies erst nach der Ernte, wenn die Gartenfrüchte eingebracht sind, geschehen.

Der Verkauf der verschiedenen Bezirke geschieht durch den Häuptling selbst oder auch durch die im Lande wohnenden Adeligen. Der Kauf hat nie Gültigkeit für eine bestimmte Zeit, sondern kann jeden Augenblick rückgängig gemacht werden, wobei die erhaltene Kaufsumme nicht zurückgezahlt, sondern der Omuene uomukunda einfach von dem Beherrscher der betreffenden Gegend vertrieben wird.

Häuptling Nehale von Ondonga mit seinem ersten Elenga.

Für jeden Omukunda-Besitzer bestehen auch gewisse Verpflichtungen dem Häuptling gegenüber. Beim Bau der königlichen Eumbo sind viele Tausend Pfähle erforderlich, von denen jeder Bezirksherr mit Hilfe der bei ihm Wohnenden eine Anzahl zu liefern hat. Er muß ferner dafür sorgen, daß zur Zeit des Omaongo-Getränkes das nötige Quantum in seinem Bezirke gesammelt und zum Häuptling gebracht wird.

Krieg.

Alljährlich werden von dem Häuptling mehrere Kriegszüge (Oita) veranstaltet. Irgend eine Veranlassung hierzu liegt selten vor. In den meisten Fällen handelt es sich um große Raubzüge, um bei irgend einem entfernt wohnenden Stamme Menschen und Vieh zu stehlen. Der Plan zu einem solchen Zuge wird vom Häuptling, im Verein mit seinen Vertrautesten, entworfen. Der Name des zu beraubenden Stammes darf unter keinen Bedingungen in die Öffentlichkeit dringen, weil dadurch das Gelingen des ganzen Zuges in Frage gestellt wäre. Am festgesetzten Tage haben die verschiedenen Omalenga mit ihren Mannschaften beim Häuptling zu erscheinen. Einer von ihnen, aus früheren Kriegszügen seiner Tapferkeit wegen berühmt, wird zum Anführer (Ondjai) ernannt.

Bevor die Krieger vom Häuptling entlassen werden, bereitet man für den Anführer und die ihn begleitenden Großleute noch eine Art Abschiedsessen, für dessen Herrichtung eine der Dienerinnen des Häuptlings zu sorgen hat. Als ein sehr böses Omen für den ganzen Kriegszug wird es angesehen, wenn der große, zur Zubereitung dieser Mahlzeit dienende Topf, nachdem er schon mit Wasser gefüllt auf dem Feuer steht, umkippt, so daß der größte Teil seines Inhalts verschüttet wird. Man nennt dies Okutengula oita, den Kriegszug umwerfen. Tritt nun das gefürchtete Ereignis wirklich ein, und die in jenem Geschirr bereitete Mahlzeit wird von dem Kriegsanführer und seinen ihn begleitenden Leuten gegessen, dann soll nach dem Glauben der Ovakuanjama auch der ganze Kriegszug

über den Haufen geworfen werden, also nicht gelingen. Dies ist der Grund dafür, daß jene Mahlzeit weder von dem Ondjai noch von den ihn begleitenden Großleuten angerührt wird.

Wird oft von den anderen Adeligen des Landes, also von einem der Verwandten des Häuptlings, ein Raubzug veranstaltet, der nicht nach dem Sinne des Landesherrn ist, dann sucht er die Frau, die in dem betreffenden Gehöft das Abschiedsessen zu bereiten hat, durch Sendung einer geheimen Botschaft zu bewegen, auf obige Weise das Gelingen des Zuges zu verhindern. Kommt eine Kriegerschar ohne Beute zurück, dann heißt es in den meisten Fällen: Oita oja tengulua, der Krieg ist auf jene Weise vereitelt worden.

Ist alles zum Abmarsch bereit, dann wird das Zeichen zum Aufbruch gegeben. An der Spitze des Zuges reitet der Ondjai. Die verschiedenen Omalenga befinden sich, ebenfalls zu Pferde, ein jeder an der Spitze seiner Schar. Zuerst wird, um auch die Zurückgebliebenen zu täuschen, eine ganz entgegengesetzte Richtung eingeschlagen. Erst wenn das eigene Stammesgebiet im Rücken und die Waldzone erreicht ist, wird auch den Kriegern der Name des Stammes, der überfallen werden soll, bekannt gegeben. Endlich ist man auf vielen Umwegen nahe ans Ziel gekommen.

Vor dem Zuge schreitet stets ein alter Mann, in seiner Rechten den Odibo joita, den Kriegsstock, diesen immer nach allen vor ihm liegenden Richtungen bewegend. Es ist dies ein einfaches Instrument, ein Stock von 50—60 cm Länge, an dessen einem Ende sich der Omupolo uosimbungu befindet. Letzteres ist der auf dem Nasenrücken einer Hyäne sitzende Hautstreifen, welcher nach dem Glauben der Leute besondere Zauberkraft haben soll. Dadurch, daß jener Alte den Stock fortwährend nach der Richtung, welche die ihm folgende Schar eingeschlagen hat, bewegt, sollen für diese alle Hindernisse aus dem Wege geräumt werden.

Endlich wird das letzte Nachtlager vor der Schlacht bezogen (Oita otai nangala ombutamene). Der Anführer ver-

sammelt beim Scheine der verschiedenen Lagerfeuer seine Scharen dicht um sich, und mit aller ihm zu Gebote stehenden Beredsamkeit sucht er seinen Kriegern Mut und Tapferkeit einzuflößen. Wohl keiner pflegt heute der gewohnten Nachtruhe.

Bald verkündet im fernen Osten das erste Morgengrauen den anbrechenden Tag. Nun ist der entscheidende Augenblick nicht mehr fern. Lautlos rüsten sich die Scharen, welche sich in möglichst langen Reihen nebeneinander aufstellen. In den nahe gelegenen Gehöften ist es auch bereits lebendig geworden. Bald erscheinen die ersten Frauen und Kinder in den Gärten. Männer und Knaben öffnen ihre Viehkrale, um die Tiere heute zum letzten Male auf die Weide zu treiben. Da ertönt das Kommando des Anführers, die Horden brechen aus ihrem Versteck hervor und fallen über die Nichtsahnenden her. Wer sich zur Wehr setzt, wird einfach niedergemacht. Schuß fällt auf Schuß, und bald hallt die ganze Gegend von den durchdringenden Hilferufen der plötzlich Überfallenen wieder. Hier wird eine Mutter mit ihren Kindern aufgegriffen; dort ein Mann, der mit Aufbietung aller Kraft, aber vergeblich, sich und sein Vieh noch zu retten sucht. Ein furchtbares Durcheinander entsteht. Durch das Knattern der Gewehre hindurch hört man das Schreien der geängsteten Frauen und Kinder und die Schmerzensrufe der tödlich Verwundeten.

Alles, dessen man habhaft werden konnte, treibt man nach dem nahe gelegenen Walde, wo sich jene Scharen mit ihrem Raube wieder zusammenfinden, um so schnell als möglich das Weite zu suchen. Die Hilferufe der plötzlich Überfallenen sind bald in das Innere des Stammes gedrungen, woher nun große Scharen herbeigeeilt kommen, um ihren bedrängten Landsleuten zu helfen und wenn möglich, die geraubten Menschen und Tiere wieder zurück zu erobern. Höchst selten gelingt es, auch nur einen geringen Teil des Raubes wieder zu erlangen. Die erbeuteten Menschen und Tiere werden im Sturmschritt und unter genügender Deckung weiter befördert, während ein großer Teil der Räuber zurückbleibt, um die Verfolger abzuwehren. Von der heimgebrachten Beute erhält der Häuptling nur einen

Teil. Er beansprucht das geraubte Vieh, während jeder gefangene Mensch Eigentum dessen ist, der ihn faßte.

Ein solcher Mensch ist völlig in der Gewalt seines Herrn, der nach freiem Ermessen mit ihm schalten und walten kann. Oft geschieht es, daß solche Kriegsgefangenen später von ihren Anverwandten, falls diese dazu in der Lage sind, wieder freigekauft werden. Das Lösegeld für einen jungen, arbeitsfähigen Sklaven schwankt zwischen 6—10 Stück Großvieh. Ältere werden für einen bedeutend geringeren Preis wieder freigegeben. Will jemand einen Sklaven nicht länger behalten, dann sucht er ihn bei erster Gelegenheit für einen möglichst hohen Preis zu verkaufen. Zweimal hatte ich Gelegenheit, solche im Kriege geraubten Menschen loszukaufen.

Manches Stück des erbeuteten Viehes verschwindet schon auf dem Wege zur Häuptlingswerft, meist in den Gehöften der betreffenden Omalenga. Sowohl der Kriegsanführer als auch die einzelnen Großleute erhalten von den geraubten Tieren einen Ochsen zum Geschenk, welcher in diesem Falle für den, welcher ihn bekommt, besonderen Wert hat. Ein solches Tier trägt den Namen Oxuulua.

Bald werden die Scharen entlassen und dürfen heimkehren, jeder Elenga mit seiner Mannschaft und mit dem vom Häuptling erhaltenen Tier. Unter Gesang (Osikuambi), die eigenen Großtaten preisend, legt man den Weg nach Hause, wo man längst erwartet wurde, zurück. Sobald ihre Ankunft bemerkt wird, gehen ihnen alle Angehörigen entgegen, um sie unter Gesang in das Gehöft hinein zu geleiten. Die Hauptfrau des Elenga tritt, ein Körbchen mit Asche in der linken Hand haltend, an die Eingangstüre, und streut die Asche auf den Rücken der heimkehrenden Krieger und auf den des mitgebrachten Oxuulua. Man versammelt sich in dem großen Empfangsraum, wo aufs neue der Gesang heimkehrender Kämpfer angestimmt wird, bis dann endlich die vollen Schüsseln und Biertöpfe erscheinen, an denen sich die Zurückgekehrten laben.

Raubzüge dieser Art werden sehr häufig veranstaltet. Die Folge ist dann stets, daß die Überfallenen bei nächster Gelegenheit

sich an ihren Feinden rächen, was dann wieder Anlaß zu einem neuen Raubzuge wird.

Rechtspflege.

1. Allgemein gültige Landesgesetze.

Die Hauptarbeiten des Jahres dürfen erst nach einem gewissen Zeitpunkte vorgenommen werden. Ende April oder Anfang Mai macht der Häuptling alljährlich einen großen Jagdzug. Ist er zurückgekehrt, dann beginnen seine Untertanen mit der Ernte. Vorher darf man nur von den geknickten und zu Boden gefallenen Ähren Gebrauch machen.

Eine besondere Bedeutung hat die Epena, eine Festlichkeit, welche meist im Monat Juni in der alten Häuptlingswerft (Ombala) stattfindet. Am Eröffnungstage bringt man in den großen Rinderkral der Ombala zwei mächtige Trommeln, von deren ohrbetäubendem Lärm die ganze Gegend wiederhallt. Schnell sammeln sich die Leute, und nun beginnt unter dem lauten Gesang der Anwesenden, und begleitet von jenen beiden Instrumenten, ein wilder Tanz. Sind Leute vorhanden, welche früher auf einem Kriegszuge einmal einen Feind erlegten, so tun sich diese dadurch besonders hervor, daß sie von Zeit zu Zeit einen dem Rufe der Hyäne ähnlich klingenden Laut erschallen lassen (Okuulula outoni). Der Tanz währt die ganze Nacht hindurch bis zum Abend des nächsten Tages. Dann tritt ein alter Mann in die Türe der Ombala und ruft laut ins Land hinein: „Epena ola pena“ die Epena hat stattgefunden. Näheres über den Ursprung dieser Festlichkeit habe ich noch nicht erfahren. Die einzige Auskunft, die man meist bei der Frage nach solchen Dingen erhält, ist: „Wir haben es so von unsern Vorfahren überkommen.“ Nun erst darf mit den großen Hauptarbeiten des Jahres begonnen werden, als da sind: das Versetzen der Gehöfte, das Verfertigen der zum Bau der niedrigen Hütten erforderlichen Dächer und das Schneiden des zum Decken derselben dienenden Grases, sowie das Flechten der Kornbehälter. Jetzt darf man auch die Rinder in die bereits abge-

ernteten Felder lassen, und die im Gehöft entbehrlichen Tiere werden nach den meist am Walde gelegenen Viehposten gesandt. Für die Schmiede des Landes ist der Zeitpunkt gekommen, um in den im Norden gelegenen Gruben den nötigen Bedarf an Eisenerz zu holen (Osimanja). Eine Nichtbeachtung der Epena hat Todesstrafe zur Folge. Oft wird der Übertreter auch zur Zahlung einer hohen Buße verurteilt.

Stirbt ein Häuptling, so tritt das sogenannte Ongodji ein. Dann müssen alle Erdarbeiten sechs Wochen lang unterbleiben, weil, wie es heißt, diese die Ruhe des großen Toten stören würden. Jeder, der sich dieser Anordnung nicht unterwirft, wird ohne Gnade ermordet.

Auf strenge Beachtung der Epena und des Ongodji wird von „oben herab" geachtet, und jede Übertretung auch von dort her bestraft. Anders verhält es sich mit den vielen Dingen des alltäglichen Lebens, wo eben jeder einzelne sich sein Recht dem Nächsten gegenüber zu verschaffen sucht.

2. Mord, Körperverletzung, Diebstahl.

Welcher Art auch ein Verbrechen sein mag, nie ist der betreffende Täter allein dafür haftbar, sondern auch alle seine Verwandten mütterlicherseits. Liegt ein absichtlicher oder auch ein unabsichtlicher Mord vor, so suchen sich sowohl der Täter als auch seine Verwandten durch schleunige Flucht in das nächste Stammesgebiet zu retten. Oft geschah es, daß beim Spiel der Knaben mit Bogen und Pfeil einer tödlich verletzt und dadurch die ganze Verwandtschaft des Täters zur sofortigen Flucht gezwungen wurde.

Der gefangene Mörder wird gefesselt und in den Block gelegt. Nur durch ein hohes Lösegeld, 8—10 Stück Großvieh, kann die Blutschuld gesühnt werden. Ist hierzu keine Aussicht vorhanden, dann wird der Betreffende, falls er nicht sofort getötet wurde, in die Sklaverei verkauft. Sehr oft treten, wenn einer nicht in der Lage ist, die Schuld zu sühnen, die Verwandten für ihn ein. Man bringt, damit der Betreffende nicht getötet oder verkauft wird, als Anzahlung schleunigst ein Stück Groß-

vieh, und verspricht baldige, volle Zahlung der Schuld. Nicht selten wird auch ein Mörder von seinen wohlhabenden Verwandten, besonders wenn er es verstand, sich bei ihnen unbeliebt zu machen, einfach seinem Schicksal überlassen. Ist es nicht gelungen, den Schuldigen zu fassen, so ergreift man einen seiner Angehörigen, sei es nun Mutter, Bruder, Schwester, Tante oder Onkel, der nun für jenen haften muß.

Sühnung verlangen auch die Fälle, wo bei den vom Häuptling im eigenen Lande veranstalteten Raubzügen jemand getötet wurde, mag es nun ein Hirte des geraubten Viehes oder einer von des Häuptlings Leuten sein. Gelingt es, den Betreffenden, welcher bei dieser Gelegenheit einen andern niederschoß, zu ermitteln, so muß er zahlen.

Ist für einen Mörder, weil man ihm schon zu dicht auf den Fersen ist, die Flucht in den Nachbarstamm unmöglich, dann sucht er mit Aufbietung aller Kraft eine der drei im Lande befindlichen Freistätten zu erreichen. Als solche gelten das Grab des zuletzt gestorbenen Häuptlings, die Kniee des augenblicklichen Regenten und dessen Milchkalabassen. Gelingt es einem zum Tode Verurteilten, jenes Grab zu erreichen, oder die Kniee seines Häuptlings zu umfassen, oder, wenn auch dieses nicht möglich war, an den Ort zu gelangen, da dessen Milchkalabassen stehen und eine derselben mit seiner Hand zu halten, so ist er vorläufig in Sicherheit. Keiner darf ihn antasten. Mancher hat tagelang am Grabe ausgeharrt, bis es ihm in einem unbewachten Augenblicke gelang, zu entkommen. Die beiden letztgenannten Freistätten werden als Zufluchtsort gewählt, wenn kein absichtlicher Mord vorlag, und man darum auf Begnadigung hoffen darf.

Was Körperverletzungen anbetrifft, so legt die Zerstörung eines Auges dem Übeltäter die größte Buße auf. Es ist dies die schwierigste Schuld, in welche man geraten kann. Als Sühne müssen sofort einige Stück Großvieh herbeigeschafft werden, doch ist dies nur eine Art Anzahlung. Solange der Träger des verletzten Auges lebt, muß der Schuldige zahlen, also eine Art Jahresrente geben.

Bei Diebstahl sucht der Geschädigte sein Eigentum so bald wie möglich durch Selbsthilfe wieder zu erlangen. Da die Eingeborenen Meister im Auffinden von Spuren sind, so gelingt es ihnen auch in den meisten Fällen, den Dieb ausfindig zu machen. Kann man ihn nicht persönlich fassen, dann sucht sich der Bestohlene an dem vorhandenen Eigentum desselben, wenn er solches erreichen kann, schadlos zu halten. Alles, was sich im Besitz des Diebes befindet, wird mit Beschlag belegt, gleich mitgenommen und nicht eher zurückgegeben, bis das geraubte Gut erstattet ist. Gelang die Ergreifung des Diebes, so legt man ihn, bis das Gestohlene herbeigeschafft ist, in den Block. In den Fällen, wo man sich weder des Diebes bemächtigen noch sich an seinem Gut, weil er eben nichts besitzt, schadlos halten kann, wird, wenn möglich, einer seiner Verwandten, der für den Schuldigen büßen muß, gefaßt. Kann auch dieser keine Entschädigung geben, dann wandert er, falls es sich um einen größeren Diebstahl handelt, in die Sklaverei. Ebenso wird mit dem Übeltäter selbst, falls man ihn in der Gewalt hat, und er das Geraubte nicht ersetzen kann, verfahren. Oft geschieht es auch, daß ein Dieb, wenn er das Gestohlene wiedererstattet hat, vor seiner Freigabe noch eine tüchtige Tracht Prügel erhält.

Verleumdungen rufen meist blutige Schlägereien hervor. Bezahlung muß dann geleistet werden, wenn jemand ein junges Mädchen, welches noch nicht an der Ekundula, die ihr erst die Berechtigung zur Heirat gibt, teilnahm, beschuldigt, Zeichen von Mutterschaft an sich zu tragen.

3. Ehegesetze.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß nur unter den verschiedenen, wenn auch weitverzweigten Gliedern einer Epata Blutsverwandtschaft besteht, und darum eine eheliche Verbindung unter ihnen nicht zulässig ist. Durch Heirat entsteht keine Verwandtschaft. Es findet sich also eine solche nicht zwischen einem Manne und der von ihm geheirateten Frau, sowie zwischen ersterem und seinen Kindern. Diese bleiben auch stets Eigen-

tum der Mutter. Daraus erklärt es sich, daß ein Mann nicht für die Schulden seiner Frau oder seiner Kinder haftbar ist, wie auch umgekehrt. Anders jedoch liegt die Sache beim Häuptling. Alle Kinder seiner verschiedenen Frauen gehören ihm, und nur er hat das freie Verfügungsrecht über diese.

Wirbt ein junger Mann um irgend ein Mädchen, so hat, trotzdem die Kinder Eigentum der Mutter sind, in diesem Falle der Vater des Mädchens das entscheidende Wort zu geben. Gefällt ihm der betreffende Freier nicht, so weist er ihn einfach ab.

Ein Kauf findet nicht statt, doch hat der Bräutigam, bevor er seine Braut heimführt, an deren Mutter ein größeres Geschenk, bestehend in einer Anzahl eiserner Hacken, zu entrichten. Ist er vermögend, dann fügt er auch wohl ein Öchslein hinzu. Kommt es vor, daß ein Mann mit seiner Frau nicht zufrieden ist, dann kann er sie zu jeder Zeit entlassen. Ebenso kann auch die Frau, falls es ihr nicht mehr bei ihrem Herrn gefällt, jeden Augenblick zu ihrer Mutter oder zu ihren Verwandten zurückkehren, doch muß in diesem Falle die Mutter das von dem Schwiegersohne erhaltene Geschenk zurückgeben, oder, wenn dies nicht mehr vorhanden ist, Ersatz liefern; auch hat die Frau in diesem Falle alle von ihrem Manne erhaltenen Kleidungsstücke und Schmuckgegenstände zurückzugeben. Letzteres gilt auch bei Verlobungen, die schon längere Zeit bestanden und dann wieder rückgängig gemacht wurden.

Unfruchtbarkeit ist häufig auch ein Grund der Entlassung. Auch in diesem Falle fordert der Mann das, was er seiner Schwiegermutter für die Tochter zahlte, zurück.

Ein junges Mädchen, welches noch nicht an der Ekundula teilnahm, darf nicht Mutter werden. Sind Anzeichen für dies Ereignis vorhanden, so sucht man ihm durch Herbeiführung eines künstlichen Abortus vorzubeugen. Dieses wird durch eigens für den Zweck hergestellte Medizin oder durch operativen Eingriff erzielt. In den Fällen, wo man zur Operation greift, wird oft nicht nur der gewünschte Abortus

erreicht, sondern meistens geht auch die betreffende Person dabei zugrunde. Die Leichen solcher Leute werden nicht begraben, sondern ins nächste Gebüsch geworfen. Kommt es doch zur Geburt, dann wird das Kind sofort erdrosselt und ebenfalls in irgend ein Gebüsch geworfen. Und warum? Man sagt, Kinder, deren Mütter nicht an der Ekundula teilgenommen haben, sind überhaupt keine Menschen und haben darum auch nicht die Berechtigung zu leben. Nicht selten geschieht es, daß man aus Furcht vor einem operativen Eingriff ins nächste Stammesgebiet flüchtet, dort das Kind zur Welt bringt und es gleich tötet. Der Rückkehr in die Heimat und einem ungehinderten Aufenthalt darin steht dann nichts mehr im Wege, doch wird die betreffende Person in diesem Falle nicht zu der Ekundula zugelassen.

4. Erbrecht.

Die Erben eines Verstorbenen sind nur dessen Verwandte. Daraus erklärt sich der Umstand, daß beim Tode eines Mannes seine Frau und Kinder auch nicht das kleinste Erbteil erhalten, sondern dessen Mutter, Schwestern, Brüder, Onkel und Neffen mütterlicherseits sind die Erben. Alles, was eine Frau zu Lebzeiten des Mannes von ihm an Kleidungsstücken, Schmucksachen, Arbeitsgeräten und andern Dingen erhalten hat, muß bei dessen Tode an seine Verwandten herausgegeben werden. Sind einige Stücke nicht mehr vorhanden, so muß man Ersatz liefern. Ja, es kommt vor, daß, wenn der Mann für seine kranke Frau vielleicht einmal ein Stück Vieh schlachtete, die betreffende Frau dieses Tier bei dem Tode ihres Mannes den Verwandten ersetzen muß. Wohlwollende Männer verkaufen oft zu Lebzeiten an ihre Frauen, und zwar mit Kenntnis der Verwandten, für einen sehr geringen Preis einige Stück Vieh, welche dann natürlich auch beim Tode des Mannes in ihrem Besitz verbleiben.

Bei dem Tode einer Frau erben in erster Linie ihre Kinder; ferner die Verwandten, z. B. Mutter und Großmutter, Schwestern und Brüder.

Stirbt einer der Reichen des Landes, so fällt ein Teil seines Nachlasses an den regierenden Häuptling.

Die Häuptlingswürde vererbt sich, wie schon erwähnt wurde, nicht auf den Sohn, sondern auf den nächsten Bruder, oder, wenn Brüder nicht vorhanden sind, auf den ältesten Sohn der ältesten Schwester, also auf den Neffen. Noch nicht erwachsene Häuptlingskinder werden beim Tode ihres Vaters bei dessen Verwandten untergebracht, wo sie dann die Arbeiten der gewöhnlichen Diener und Dienerinnen verrichten müssen. Oft gelingt es ihnen in späteren Jahren, noch eine angesehene Stellung im Lande zu erlangen.

5. Gewohnheitsrecht.

Was zunächst die Ausübung der Jagd anbelangt, so hat hier jeder Einwohner des Stammesgebietes volle Freiheit. Alles, was er mit Bogen und Pfeil oder mit dem Gewehr erlegt, ist sein Eigentum, welches ihm keiner streitig machen kann, ganz gleich, wo er das betreffende Stück Wild antraf.

Das Vieh weidet jeder dort, wo er eben das beste Gras findet. In der trockenen Jahreszeit, wo das zum Tränken der Tiere erforderliche Wasser meist sehr selten ist, vereinigen sich oft mehrere Viehbesitzer, um mit vereinter Kraft das nötige Wasser durch Graben eines Brunnens zu beschaffen, der dann ihr persönliches Eigentum ist und nicht ohne Erlaubnis vom einem andern benutzt werden darf.

Die vielen, zum Bau eines Hauses erforderlichen Pfähle holt man da, wo sie am bequemsten zu haben sind. Da das eigentliche Stammesgebiet noch sehr bewaldet ist, so bereitet deren Herbeischaffung keine große Schwierigkeiten. Diesem Umstande ist es auch zu verdanken, daß man bei den meisten Bewohnern Oukuanjamas sehr schöne und feste Gehöfte findet. Anders ist es in dem südlich gelegenen Stamme Ondonga, wo nicht einmal das nötige Brennholz vorhanden ist, und darum die meisten Gehöfte der Leute mit dem aus ihren Gärten gewonnenen Stroh gebaut werden.

Heirat. Geburt. Tod.

Heirat.

In allen Stämmen des Ovambolandes herrscht die Polygamie. Je reicher ein Mann ist, um so mehr Frauen hat er. Häuptlinge haben deren oft 10—15 und noch mehr, von denen stets eine die Stelle der Hauptfrau einnimmt. Dieses ist in der Regel die zuerst geheiratete, durch welche also der betreffende erst zum eigentlichen Mann, zum Omukuluñu, gemacht wurde. Jeder Unverheiratete ist ein Omumati, Jüngling, mag er auch längst die vierzig überschritten haben. Fälle von Monogamie sind, besonders unter ärmeren Leuten, nicht selten.

Die Zahl der Frauen richtet sich nach den Vermögensverhältnissen des Mannes. Darum kann man auch bei jedem Manne aus der Zahl seiner Frauen einen ziemlich sicheren Schluß auf seinen Reichtum ziehen. Je reicher ein Mann ist, desto größer ist sein Gehöft und der dazu gehörende Garten. Die Bestellung des letzteren erfordert viele Mühe, und die Frauen müssen die meiste, ja fast alle Gartenarbeit verrichten. Oft traf ich Männer, die schon die siebzig hinter sich hatten und noch ein junges Mädchen heirateten. Als sie dann mein Erstaunen über eine solche Heirat merkten, sagten sie: „Sieh, ich will meinen Garten vergrößern; ich brauche mehr Leute, und darum habe ich zu meinen anderen Frauen noch dieses Mädchen hinzugeheiratet."

Nicht selten wurde ich mit Müttern bekannt, welche besonderen Wert darauf legten, daß ihre Töchter ältere Männer heirateten. Von mir nach dem Grunde dieser Heiratspolitik gefragt, gaben sie zur Antwort: „Weißt du, diese alten Männer haben etwas zu essen, und wenn unsere Töchter ihre Frauen werden, dann wissen wir doch das eine, daß sie wenigstens keinen Hunger zu leiden brauchen. Die jungen Männer, welche eben anfangen, sich ihren Hausstand zu gründen, haben meistens selbst nichts zu beißen, und bei denen müssen unsere Kinder Mangel leiden." —

Je mehr Frauen also ein Mann hat, um so mehr Arbeitskräfte stehen ihm zur Verfügung, und hierin ist bei vielen der Grund der Polygamie zu suchen.

Die Männer haben, wenn sie die erste Heirat eingehen, oft schon ein Alter von 25—30 Jahren erreicht. Von den Mädchen werden manche in frühestem Alter, oft schon mit zehn Jahren, verlobt. In den meisten Fällen bleiben sie aber bis zum Tage der Heirat im Gehöfte der Eltern. Fleißiger Besuch bei den zukünftigen Schwiegereltern wird von beiden Teilen erwartet. Die angehende Schwiegermutter scheint auch bei den Ovamboländern eine große Rolle zu spielen. Die Schwiegertochter in spe wird nie in ihrer Gegenwart etwas genießen, während der zukünftige Schwiegersohn, der Landessitte gemäß, bei der Unterhaltung seine Schwiegermutter nicht ansehen darf; er muß stets den Blick zu Boden senken. Bei einigen geht der Respekt vor ihr sogar soweit, daß sie sich, wenn sie einmal unerwartet erscheint, gleich entfernen. Erst nach glücklich vollzogener Heirat wird der Verkehr von beiden Seiten vertraulicher.

Soweit es in seinen Kräften steht, sucht der Bräutigam seine Braut mit Geschenken verschiedenster Art zu beglücken. Wird eine Verlobung aufgehoben, ganz gleich von welcher Seite, so müssen alle Geschenke an den Geber zurückerstattet werden.

Ein Ding, welches bei den jungen Mädchen, auch in bezug auf ihre künftige Heirat, eine große Rolle spielt, ist eine Art Puppe. Glücklich ist diejenige, welche eine solche von ihrem Vater geschenkt erhält. Man nennt diese Puppen Ounona, Kinder. Sie werden aus einem Stück Holz verfertigt, an dessen beiden Enden man runde, kopfähnliche Verdickungen anbringt. Man beachte besonders die reiche Ausschmückung auf beigegebenem Bilde. Abbildung links zeigt am unteren Ende den sehr beliebten, um die Lenden getragenen und aus Straußeneierschalen angefertigten Schmuck (Ondjeva) der jungen Mädchen. Der mittlere Teil ist mit kleinen dunkelblauen Glasperlen, Omusambe genannt, bedeckt. Die langen, an Kopf und Hals befestigten Schnüre

bestehen aus Eisenperlen (Ouputu), zwischen denen in gewissen Abständen, als besondere Zierde, importierte weiße Perlen befestigt sind. Die an den Enden der Schnüre befindlichen Haarbüschel sind Schwanzspitzen einer kleinen Marderart. Abbildung rechts zeigt unten am Gurt eine Anzahl großer, ebenfalls aus Europa importierter Knöpfe, welche die Stelle der kostbaren, aber sehr schwer zu erlangenden Omba vertreten.

Eine Puppe dieser Art ist ein besonderes Wertstück, welches sorgfältig gehütet wird. Beim Brande eines Gehöftes sucht man sie stets zuerst zu retten und in Sicherheit zu bringen. Verlobt sich die Besitzerin einer solchen Puppe, dann erhält letztere von dem Bräutigam ihrer Herrin einen Namen. Sie gilt nun schon als Kind des verlobten Paares, und der erste Sprößling seiner späteren Ehe erhält denselben Namen. Da eine Puppe nicht verkauft werden darf, so ist es sehr schwer, in den Besitz einer solchen zu gelangen. Hat eine Mutter mehrere Töchter, dann geht der wertvolle Gegenstand in den Besitz der ältesten Tochter über.

Die beiden Exemplare, deren Abbildung der Leser hier findet, sind in der afrikanischen Abteilung des Berliner Museums für Völkerkunde zu sehen. Das größere befand sich längere Zeit in meinem Besitz. Vor ihrer Verbannung in das Museum hat mich diese Puppe auf mancher Reise in Deutschland begleitet und Kindern und Erwachsenen, denen ich sie bei Gelegenheit von Vorträgen über Ovamboland zeigte, viel Spaß bereitet. Ich erhielt sie von einer Missionarstochter in Ondonga, Fräulein Rautanen, zum Geschenk. Als Kind besaß diese eine aus Europa importierte Puppe, an welcher des Häuptlings Hauptfrau, Olugondo, besonderes Wohlgefallen fand und sie darum gleich nach ihr benannte, also zu ihrer Namensschwester (Okadina) machte. Nachdem Frl. Rautanen längere Zeit in Europa gewesen war und dann wieder als Lehrerin zu ihren Eltern nach Ondonga zurückkehrte, war Olugondos erste Frage: „Wo ist denn mein Okadina?" Da diese nicht mehr vorhanden war, wurde eine andere angefertigt. Olugondo war über ihre neue Namensschwester sehr erfreut und lud sie zu bal-

digem Besuch ein. In den meisten Fällen ließ sie ihren Gast durch einige Hofdamen abholen, von denen eine stets den besonderen Auftrag hatte, die Puppe in einem Leopardenfell und auf dem Rücken hängend, zu ihrer Wohnung zu tragen. Hier verblieb sie dann mehrere Tage, oft auch einige Wochen, auf das sorgfältigste von Olugondo gehütet. Mit allen Ehren wurde der Gast stets zurückgebracht, wiederum in Begleitung einiger Hofdamen und zugleich mit einem ansehnlichen Geschenk für ihre Herrin, welches meist aus einem Ochsen und mehreren, mit Bier gefüllten Kalabassen bestand. Heute befinden sich beide in der Verbannung und dürften wohl nie mehr zusammentreffen. Olugondo hat bei dem Tode ihres Mannes, des Häuptlings Kambonde, fliehen und das Land verlassen müssen. Ihre Namensschwester findet sich, wie schon bemerkt, im Museum für Völkerkunde, aus dem sie wohl nicht so bald, wenigstens nicht in Begleitung afrikanischer Hofdamen, einem großen Ochsen und gefüllten Bierkalabassen, entlassen werden dürfte.

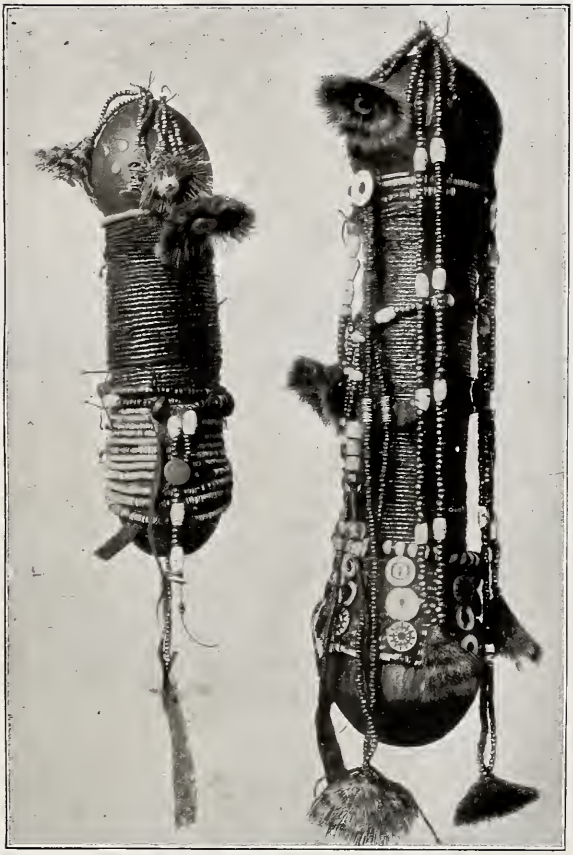
Sehr oft machte ich die Beobachtung, daß reiche Männer Mädchen in frühestem Alter zu sich in ihre Gehöfte nahmen in der Absicht, sie später zu heiraten. Als ich einst meinen Freund Kautuima besuchte, sah ich, daß sich dieser von einem kleinen Mädchen bedienen ließ. Von mir nach dessen Namen und Herkunft gefragt, gab er zur Antwort: „Omukadi uange“, meine Frau. Auf meine Bemerkung hin, daß er sich wohl einen Scherz erlaube, sagte er: „Nein, ich spaße nicht. Sieh, die Kleine habe ich zu mir genommen, um sie selbst zu erziehen. So kann sie sich von Jugend auf an mich gewöhnen, und ich habe dann doch ziemliche Garantie, daß ich später in ihr eine willige und gehorsame Frau, die alle Wünsche und Bedürfnisse ihres Mannes kennt, erhalte.“

Erst nachdem die Töchter des Landes an dem schon erwähnten Fest der Ekundula teilgenommen haben, dürfen sie heiraten. Der Zeitpunkt hierfür ist durch den Eintritt der Pubertät gegeben. Versuchen wir, soweit es mit Worten möglich ist, eine solche Ekundula zu schildern. Zwischen den verschiedenen Festen dieser Art liegt meist ein Zeit-

raum von drei bis vier Jahren. Unter Umständen kann die Frist kürzer oder auch länger sein. Die Entscheidung hierüber liegt in den Händen der Adeligen. Ist für eine Tochter derselben der Zeitpunkt gekommen, wo sie an der Efundula teilnimmt und dadurch heiratsfähig wird, dann dürfen auch die übrigen Landesbewohner an die Zurüstung für dieses größte Fest im Leben ihrer Töchter denken. In einer Werft, namens Onameva, findet die erste Festlichkeit dieser Art, an welcher auch die Töchter der Adeligen teilnehmen, statt, und hieran schließt sich die in der alten Häuptlingswerft, der Ombala. Hat auch diese stattgefunden, dann ist die Feier der Efundula für das ganze Land freigegeben.

Hierzu ist ein großes Gehöft erforderlich. Gewöhnlich vereinigen sich die Väter verschiedener Töchter, um dieses zu bestimmen. In den meisten Fällen wählt man das des Bezirksvorstehers, der sich dann auch selten weigert, sein „Lokal" für diesen Zweck herzugeben; ist doch die Efundula ein Fest von größter, nationaler Bedeutung.

Schon einige Wochen vor dem großen Ereignis tragen die jungen Mädchen einen aus kleinen weißen Muscheln verfertigten Kopfschmuck (Onato). Naht nun endlich der ersehnte Tag heran, und sind alle Vorbereitungen erledigt, dann begeben sich die Festteilnehmer gegen Abend in das betreffende Lokal. Die erste Nacht verbringen die jungen Mädchen gemeinsam in einer Hütte. In der Frühe des nächsten Morgens erscheinen vor deren Türe einige alte Frauen, welche den Insassen eine Art Ständchen bringen. Bald darauf kommen sie zum Vorschein und können sich noch bis zum Nachmittage frei bewegen. Nun beginnt in dem Raume der Hauptfrau des Werftbesitzers und begleitet von dem Schalle der Trommeln der erste, bis in den späten Abend hinein dauernde Tanz. Der nächste Tag, an welchem sich auch die Mütter, Großmütter und Tanten der jungen Mädchen (Ovafuko, Sing. Omufuko) einfinden, trägt den Namen Ombadjona, kleiner Schakal. Man errichtet in dem Festlokal die sogenannten Oingobele, eine Art Laubhütte, in welcher sich während des Festes die Verwandten der Ovafuko aufhalten.



Puppen.

Die wichtigste Arbeit dieses Tages ist die Ausschmückung der Ovakuko. Ihr Kopf wird mit einer Menge Troddeln versehen. Diese werden aus der bohnenartigen Frucht des Sihamulende-Baumes verfertigt und an den Haaren des Kopfes befestigt. Besonderen Wert legt man auf den aus Straußeneierschalen hergestellten Lendenschmuck. Es wurde schon bemerkt, daß die Efundula das größte Fest für das weibliche Geschlecht ist, und darum scheuen auch die verschiedenen Angehörigen keine Mühe, um den Ovakuko für diese Tage eine würdige Ausstattung zu geben. Was man selber nicht besitzt, wird bei Freunden und Bekannten geliehen. Mit dem Anlegen des Lendenschmuckes beginnt man oberhalb der Hüfte. Die einzelnen Schnüre gehen um den ganzen Körper und reichen oft bis an die Kniee. Getrocknete Früchte des Omuhongo-Baumes werden aufgereiht und in Mengen oberhalb der Fußgelenke lose befestigt, wodurch beim Tanzen ein starkes Rasseln erzeugt wird. Als Halsschmuck kommen fast nur Perlen in Betracht, und auch hier heißt es: je mehr, je lieber. Gegen Abend findet wieder ein größerer Tanz in der Epata la kula statt.

Der folgende Tag, der dritte, Ombadje ja kula (großer Schakal) genannt, ist der bedeutendste. Schon in der Frühe des Morgens beginnt das große Schlachten der für diese Festlichkeit bestimmten Ochsen. Für jedes an der Efundula beteiligte junge Mädchen muß geschlachtet werden. Das betreffende Tier stellt der Vater oder dessen Bruder. Es ist wohl für ein Mädchen der bitterste Tropfen in den Freudenkelch dieser Tage, wenn es die Verhältnisse ihrer Angehörigen nicht gestatten, daß ein Ochse für sie geschlachtet wird, und sie sich mit einer Ziege begnügen muß. Die Sitte erfordert es, daß das Tier zu dem Gehöft, in dem die Efundula ist, gebracht und dort geschlachtet wird. Häuptlingswerfte machen hiervon eine Ausnahme. Am Nachmittage dieses Tages begeben sich die Bräutigame der verschiedenen Ovakuko zum Festplatz, wo sich unterdessen eine große Menschenmenge angesammelt hat. Jeder ist von einer Anzahl seiner Freunde und Bekannten, von denen einige mit Trommeln versehen sind, begleitet. Auf dem Wege wird, nach-

dem man mehrmals unter einem schattigen Baume Halt machte, getrommelt und die Braut des Freundes besungen. An Ort und Stelle angelangt, geht man ungefähr bis zur Mitte der Oluvanda, des großen, zum Gehöft führenden Weges. Der Bräutigam schickt seinen besten Freund hinein, um nun die Braut zu holen. Ist diese erschienen, dann bildet ihr zukünftiger Herr mit seinen Leuten einen Kreis um sie, man beginnt zu trommeln, und die Braut führt ihre Tänze auf. In kurzer Zeit befinden sich alle Ovakuko in der Oluvanda. Es wird getanzt, getrommelt und gesungen, und der ohrenbetäubende Lärm ist weithin hörbar. So geht es die ganze Nacht ununterbrochen hindurch. Meist ist es in dieser Jahreszeit — Mai oder Juni — nachts empfindlich kühl. Bald flackern eine Anzahl Feuer auf, an denen man die fröstelnden Glieder zu erwärmen sucht. Den Tänzerinnen ist es nur sehr selten erlaubt, sich daran niederzulassen. Erst bei Sonnenaufgang gestattet man ihnen eine größere Ruhe- und Erquickungspause, wo sie dann alle gemeinsam in das Gehöft zurückkehren können.

Ungefähr gegen 10 Uhr beginnt der Tanz aufs neue, und zwar jetzt im großen Rinderkral, wo alle Ovakuko eine gemeinsame Gruppe bilden. Ihnen gegenüber, an der einen Wand des Krales, stehen die Trommelschläger. Ein Wink, und der Tanz beginnt, bei welchem man sich stets vorwärts, auf die Trommeln zu, bewegt, einen Augenblick dicht vor diesen stehend tanzt und sich dann wieder rückwärts wendet. In der Rechten hält jede Tänzerin ein Efungu, bestehend aus einem an einem kurzen Griff befestigten Pferdeschweif. Sehr oft bemerkte ich, daß die meisten der Tanzenden um diese Zeit so müde waren, daß sie kaum noch die Füße aufzuheben vermochten. Hinter ihnen sieht man stets eine große Schar Frauen, oft schon recht alte, welche mit lautem Singen und Zurufen die Müden immer wieder anzufeuern suchen, vielleicht dabei der längst vergangenen Tage ihrer Jugend gedenkend.

Erwähnt sei noch eine besondere Art Halsschmuck (Oilenga), welchen die Ovakuko an diesem Tage erhalten, und welcher von dem Netzfett der geschlachteten Tiere bereitet wird. Man bindet

das Fett zu dicken Strängen zusammen, welche dann um den Hals der Mädchen gelegt werden. Es gilt dies als Erkennungszeichen dafür, daß für sie ein Ochse geschlachtet wurde, und je größer das Tier war, um so dicker ist das betreffende Halsband. Man kann sich denken, wie die Ovakuko, wenn sie, mit einem solchen Schmucke versehen, mehrere Stunden in der warmen Sonne getanzt haben, aussehen.

Um die Mittagszeit tritt eine kurze Unterbrechung des Tanzes ein. Große, bis an den Rand gefüllte Schüsseln werden herbeigeschleppt und unter die Anwesenden verteilt. Die Tänzerinnen sind unterdessen schnell zu ihren Laubhütten geeilt, wo sie von den Müttern, welche eine kleine Stärkung bereit halten, erwartet werden. Der Klang der Trommeln ruft sie bald zurück, und wieder muß bis in den späten Nachmittag hinein getanzt werden. Die sinkende Sonne mahnt endlich zum Schluß. Auf einen Wink schweigen die Trommeln, und der Tanz im Kral ist beendet. Vor dem Eingang desselben erscheint ein alter Mann, in der Rechten einen langen Stab haltend, der fast der ganzen Länge nach gespalten ist. Das noch geschlossene Ende steckt er in den Boden, genau in die Mitte der Türe. Dann tritt der Alte mit gespreizten Beinen vor den Eingang, nimmt in jede Hand eine Seite des gespaltenen Stabes und biegt denselben weit auseinander.

Durch die auf diese Weise geschaffene Öffnung müssen sich nun die Ovakuko, eine nach der andern, hindurchzwängen. Dann geht es in den kleinen Kral. Auf dieselbe Weise wie vorhin müssen auch hier die Ovakuko sich einen Weg nach draußen bahnen. Bevor man das Gehöft verläßt, findet wieder ein Tanz, begleitet von dem Schalle einiger Trommeln, statt. Endlich ist man im Freien in der Oluvanda. Auf der einen Seite findet sich die in den Garten führende Öffnung. Vor ihr erscheint wieder der Alte mit seinem langen gespaltenen Stabe, um zum dritten Male die Ovakuko jenen eigenartigen Durchgang passieren zu lassen.

Die Bedeutung dieses Festaktes habe ich von den Leuten

nie erfahren können. Bei allen Fragen erhielt ich auch hier nur die eine Antwort: „Otue si hanga ngaha“, wir haben es so angetroffen.

Endlich sind alle Festteilnehmer im Garten versammelt, und nun bietet sich uns wieder ein Schauspiel eigenster Art. Jeder Bräutigam hat einen seiner besten Freunde erwählt, der ihm heute einen ganz besonderen Freundschaftsdienst erweisen muß. Dieser besteht darin, daß er die Braut nach einem bestimmten Baume (Omuti omuhalo) trägt. Die dazu Auserlesenen (Engoleka) werden zuerst von den Müttern der verschiedenen Bräute tüchtig mit einer aus Oker und Fett bestehenden Masse eingerieben. Dann begibt sich ein jeder von ihnen zu der Braut seines Freundes, bückt sich vor ihr zu Boden, so daß jene bequem auf seinen Rücken gelangen kann, um dann im Galopp mit ihr davonzueilen, wobei jeder bemüht ist, seine Last als erster unter dem betreffenden Baume abzusetzen. Sind wieder alle versammelt, dann folgt noch ein letzter kurzer Tanz, und die Ekundula hat ihr Ende erreicht.

Die Ovakuko kehren in das Gehöft zurück, während die übrigen Festteilnehmer sich bald nach allen Richtungen hin zerstreuen. Erstere verbringen die kommende Nacht wieder gemeinsam in jener Hütte, in welcher sie auch die erste Nacht vor dem Feste schliefen. Am nächsten Morgen wird aller Festschmuck abgelegt, um einer Tracht eigenster Art Platz zu machen. Zuerst beginnt man mit der Anfertigung des Omatela (Seite 42). Ist die Herstellung dieses Kopfputzes, welche oft mehrere Tage in Anspruch nimmt, beendet, dann wird der ganze Körper der Ovakuko mit Asche eingepudert. Eine Anzahl trockener Hölzer werden an Schnüre gereiht und um den Hals hängend getragen. Aus kleinen, vielleicht 10 cm langen Stäbchen verfertigt man eine Art Gurt, welcher dicht über den Hüften befestigt wird. Ferner erhalten die Ovakuko einen aus starken Grashalmen hergestellten, die Stelle der Perlen vertretenden Halsschmuck, Oingokoto genannt. Sehr oft wird dieser Schmuck auch oberhalb der Hand- und Fußgelenke angelegt. Später verteilen ihn die Ovakuko unter die Verwandten, welche ihn auch

für einige Zeit anlegen zum Zeichen dafür, daß ihre Tochter oder Nichte in der Efundula war. An der Vorderseite des Omatela wird ein aus Stäbchen verfertigter, oft das halbe Gesicht verdeckender Schirm angebracht.

Von nun an tragen die Ovafuko den Namen Oihanangolo (Sing. Osihanangolo). In vorhin beschriebener Ausstattung durchziehen sie jetzt gemeinsam, mit Knüppeln bewaffnet, das Land. Während dieser Zeit sind sie im Besitze großer Vorrechte. Sie dürfen ruhig in die Gärten der Leute gehen, Korn und Bohnen abbrechen, und niemand wird ihnen wehren. Überall wo sie erscheinen, nimmt man sie auf und kommt ihren Wünschen bereitwilligst entgegen. Sogar über die Männerwelt besitzen die Oihanangolo eine ziemlich weitgehende Herrschaft. Sobald sie Jünglinge oder Männer erblicken, welche, sobald sie jene wahrnehmen, sich schleunigst zu verbergen oder zu flüchten suchen, nehmen sie deren Verfolgung auf. Wird jemand eingeholt, so kann er sich durch ein größeres Geschenk loskaufen. Ist er dazu nicht imstande, dann erhält er eine tüchtige Tracht Prügel und verliert alle seine Waffen. Wehren darf er sich nicht. Sollte er sich doch zur Wehr setzen und vielleicht eine der Oihanangolo verwunden, so würde dies nach dem Glauben der Leute nur das bedeuten, daß ein solcher auf die eine oder andere Weise bald ums Leben kommt. Wenn eben möglich, sucht man es zu vermeiden, von Oihanangolo eingefangen zu werden. Soll doch ein solcher, dem dieses Unglück passiert, auch im Kriege nicht entfliehen können und von den Feinden leicht eingeholt werden.

Jede Braut erhält während dieser Zeit von ihrem Bräutigam eine aus Fleisch, Brei und Bier bestehende Mahlzeit, Eundu genannt. Diese wird bei der Wohnung des letzteren eingenommen. Zuweilen erscheint das betreffende Mädchen zu dieser Mahlzeit in Begleitung ihrer Mutter. Der Bräutigam darf an dem Mahle nicht teilnehmen. Die unverzehrten Reste wandern nach der Wohnung seiner zukünftigen Schwiegermutter.

Zur Bereitung eines Eundu ist auch jeder Mann ver-

pflichtet, der früher einmal mit einem Mädchen, das nun Osihanangolo geworden ist, geschlechtlichen Verkehr gehabt hat; doch wird in diesem Falle das Eundu ganz im geheimen verzehrt.

Die Oihanangolo sind auf allen ihren Wegen von kleinen Mädchen, Ovafundifi genannt, begleitet. Letztere tragen mit Asche gefüllte Körbchen, um, wenn nötig, die Einpuderung des Körpers immer wieder zu erneuern. Sehr oft pflegen auch die Ovafundifi ihr Gesicht völlig mit Asche einzureiben. Man schläft, falls nicht im Freien übernachtet wird, stets in dem Gehöft, in welchem die Ekundula stattfand. Ein anderes Nachtquartier zu benutzen ist verboten.

Der Anblick solcher Gestalten kann einen Europäer, der sie zum erstenmal sieht, nicht wenig erschrecken. Ich entsinne mich noch lebhaft meiner ersten Begegnung mit Oihanangolo. Gegen Abend von einer Tour zu Pferde zurückkehrend, befand ich mich schon in ziemlicher Nähe meiner Station. Meinen Gedanken nachhängend, kaum auf das Pferd achtend, sprang dieses auf einmal mit einem gewaltigen Satze zur Seite, und nur durch einen glücklichen Griff in die Mähne des Tieres blieb ich vor einer unsanften Berührung mit dem Erdboden bewahrt. Ein Kichern aus dem nahe am Wege befindlichen Gebüsch verriet, daß ich nicht allein war. Als ich mich demselben näherte, bot sich mir ein Anblick, der mich im ersten Moment erschreckte und unwillkürlich einen Schritt zurückweichen ließ. Im Halbdunkel des Gebüsches standen dicht vor mir sieben jener aschgrauen, mit Knüppeln bewaffneten Gestalten, welche, als sie mein Erschrecken bemerkten, in lautes Gelächter ausbrachen. Jetzt erst sah ich, daß es gut bekannte Personen waren, denen es scheinbar riesigen Spaß machte, auch den weißen Mann einmal erschreckt zu haben.

Nicht selten geschieht es, daß die Oihanangolo sechs bis acht Wochen das Land durchziehen. Endlich naht der Tag, an dem auch diese Freudenzeit ein Ende nimmt. Sie versammeln sich wieder in jenem Gehöft, in dem die Festlichkeit ihren Anfang nahm.

Oihanangolo.
In der Mitte ihr Omufundifi.

Nachdem man für reichliche Biervorräte gesorgt hat, wird wieder eine ganze Nacht hindurch getanzt. Am nächsten Morgen findet dann ein großes Waschen statt. Die verschiedenen Oihanangolo werden, nachdem sie ihren eigenartigen Schmuck mit Ausnahme des Hutes, abgelegt haben, von ihrer Mutter oder Tante gründlich gereinigt. Sind alle Spuren von der wochenlang gepflegten Ascheneinpuderung beseitigt, dann reibt man die ganze Körperhaut, um sie wieder recht geschmeidig zu machen, mit der aus Oker und Fett bestehenden Masse (Olukula) ein. Jetzt wird jede als angehende Frau eingekleidet. Endlich ist auch dieser Schlußakt der Festlichkeit beendet, und alle Mütter ziehen mit ihren Töchtern nach Hause.

Der Zeitpunkt ist gekommen, wo der Bräutigam die Braut holen und in sein Gehöft bringen darf, nachdem er vorher deren Mutter das übliche Geschenk nebst einem Ochsen, der dann dort geschlachtet wird, gesandt hat. Von dem geschlachteten Tiere erhält die Braut nur die Brust. Als Aussteuer bekommt sie von der Mutter die nötigsten Kleidungsstücke, also verschiedene Felle, ferner die Kochgeschirre, einige Körbe und die für sie so unentbehrliche Hacke (Etemo).

Wenn sie in dem neuen Heime anlangt, erhält sie von dem Manne ihren Wohnraum (Epata) und das von ihr zu bearbeitende Stück Gartenland.

Es wurde schon zu Anfang dieses Kapitels darauf hingewiesen, daß unter den verschiedenen Frauen eines Mannes immer die zuerst geheiratete eine besondere Rolle spielt. Sie ist es, welche die heimkehrenden Krieger feierlichst am Eingange des Gehöftes empfängt. Die nach dem Viehposten gehenden Rinder werden von ihr entlassen. Bei dieser Gelegenheit steht sie mit einem mit Mehl gefüllten Körbchen an der Türe, den Rücken des ausziehenden Tieres damit bestreuend, wodurch glücklicher Auszug und gute Heimkehr der Tiere erreicht werden soll. Die das Vieh begleitenden Hirten erhalten von ihr die nötige Wegzehrung. Vom Posten kommende Butter wird an die Hauptfrau abgeliefert, von ihr aufgehoben und nach Bedarf verteilt. Keine der anderen Frauen

darf dem Behälter, in welchem diese Butter aufbewahrt wird, etwas entnehmen. Sollte es dennoch einmal geschehen, so würde dies das größte Unglück für die auf dem entfernt liegenden Posten weilenden Tiere bedeuten.

Stirbt ein Mann, dann dürfen seine Frauen erst nach der nächsten Regenzeit an eine neue Heirat denken, nachdem sie zuvor noch in der Behandlung eines Zauberers waren. Hierauf wird größter Wert gelegt. Unterbleibt diese Behandlung so würde nach dem Glauben der Leute der baldige Tod des neuen Mannes die Folge davon sein.

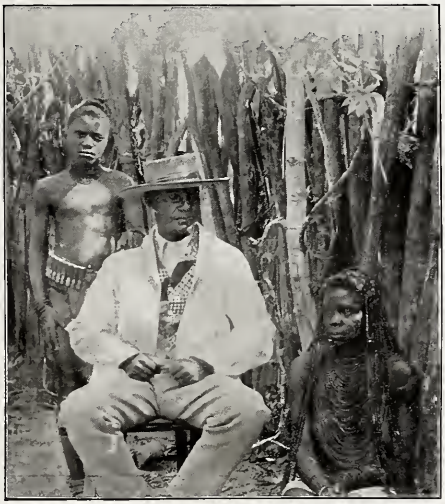
Geburt.

Die Geburt eines Kindes ist stets ein freudiges Ereignis. In den meisten Fällen erledigt sich diese ohne die geringste Schwierigkeit. Hebammen von Beruf hat man nicht; die verschiedenen Frauen helfen sich eben untereinander. In vielen Fällen ist eine Gebärende ohne jegliche Hilfe, und doch geht alles glatt vonstatten. Mir ist ein Fall bekannt, wo die betreffende Frau plötzlich und unerwartet von dem frohen Ereignis überrascht wurde und darum auch nicht mehr die geringste Hilfe herbeiholen konnte. Nach einigen Stunden erschien sie fröhlich und vergnügt, mit dem eben geborenen Kinde auf dem Rücken, auf der Missionsstation.

Künstliche Abtreibung der Leibesfrucht findet bei verheirateten Frauen wohl nie statt. Sie wird nur dann vorgenommen, wenn unerlaubte Schwangerschaft vorliegt, die betreffende Person also noch nicht an der Ekundula teilgenommen hatte.

Die Namengebung des Kindes erfolgt nach acht Tagen durch den Vater. Jedes Kind erhält nur einen Namen. Als Familienname gilt der Vorname des Vaters. Angenommen, letzterer hieße Hamujela und sein Kind Houfiku, so wäre der volle Name des Kindes Houfiku ja Hamujela, der Houfiku des Hamujela. Bei der Wahl des Namens richtet man sich mit Vorliebe nach den jeweiligen Umständen und Verhältnissen, unter denen die Geburt stattfand. Zur Nacht-

Ovandonga-Männer. (Omafuku.) Seite 40.



Häuptling Kambonde II von Ondonga.
Rechts Hauptfrau Olugondo. Links sein Sohn.
Seite 135.

zeit geborene Kinder nennt man oft Noufiku oder, wenn es ein Junge ist, Houfiku (Oufiku Nacht). Während der Flutzeit geborene Kinder nennt man zuweilen Nefundja (Efundja Flut). Ist der Vater über die Geburt des neuen Sprößlings besonders erfreut, so erhält dieser wohl den Namen Ndahambelela, ich habe gedankt. Einer meiner Diener hieß Simueneni, wörtlich übersetzt: schweigt davon, redet nicht mehr darüber. Vielleicht herrschte vor der Geburt dieses Kindes unter seinen Eltern Streit und Unfriede. Bei dem freudigen Ereignis schwand der Groll und es hieß: Simueneni, wir wollen nicht mehr davon reden.

Mit der Namengebung ist auch der Akt des Okukulula verbunden. Die zarten Flaumhaare des Kopfes werden abrasiert, und der Körper des Kindes wird mit dem schon oft erwähnten Olukula eingerieben. Nun erhält es auch den ersten, aus dunklen Glasperlen bestehenden Halsschmuck. Nach Erledigung dieser Formalitäten darf die Mutter mit dem neugeborenen Kinde das Gehöft verlassen und sich wieder draußen im Freien bewegen.

Fälle, wo eine Frau ihr Kind nicht selbst stillen kann, kommen wohl nie vor. Stirbt die Mutter eines Säuglings, so übernimmt in den meisten Fällen die Großmutter mit Erfolg das Geschäft des Stillens. Ist diese Möglichkeit ausgeschlossen, dann nimmt man seine Zuflucht, um das Leben des Kindes zu retten, zu Kuh- oder Ziegenmilch. Bei ärmeren Leuten fehlt auch oft diese, und die kleinen Würmer erhalten dann Osikundu, jenes im Anfang erwähnte Getränk und mit Wasser verrührten, dünnen Mehlbrei. Auch bei dieser mangelhaften Ernährung wird oft das Leben des Kindes erhalten. Meist schwankt die Durchschnittszahl der Kinder einer Frau zwischen zwei bis sechs.

Das Kind bleibt zwei, oft auch drei Jahre an der Brust. Es wird von der Mutter auf dem Rücken, wo es mittels eines weichgegerbten Kalbfelles (Odikua) befestigt wird, getragen. Bei Kindern der Adeligen verwendet man hierfür nur Leopardenfelle.

So groß die Freude bei der Geburt jedes neuen Sprö-

lings ist, so groß ist auch wiederum das Erschrecken, wenn einmal das Ereignis einer Zwillingsgeburt (Epasa) eintritt. Dann wird sofort ein Zauberer (Ondudu) gerufen, welcher die betreffende Mutter in Behandlung nimmt. Mit einer von ihm bereiteten Medizin wird die Frau zuerst gründlich gewaschen. In einer abgelegenen Ecke des Gehöftes errichtet man eine besondere Hütte, in welcher sie sich, abgesondert von den andern Hausgenossen, aufhalten muß. Ihrem Manne ist es streng untersagt, während der nächsten Zeit Besuche beim Häuptling zu machen, könnte doch dadurch leicht allerlei Unheil nach dort übertragen werden. Vor dem Eingange des Gehöftes, in welchem sich eine Zwillingsgeburt ereignete, steht ein Gefäß, worin sich eine vom Zauberer bereitete Medizin befindet. Mit dieser bestreicht jeder Besucher, der das Innere betritt, seine Füße. Würde dies nicht geschehen, so sollen nach dem Glauben der Leute die Füße des Betreffenden stark anschwellen und sich mit bösen Wunden bedecken.

Nach Verlauf von zwei Monaten wird der Zauberer abermals gerufen. Nun holt er die Frau mit den beiden Kindern aus ihrer Hütte und führt sie nach draußen; alle übrigen Werftbewohner folgen. Während letztere zurückbleiben, verschwindet der Zauberer mit den Eltern und deren Zwillingen in einem nahen Gebüsch. Hier stellt er ein größeres Loch her, in welches sich die Familie setzt. Ein mit Wasser gefülltes Gefäß steht bereit; der Ondudu mischt seine geheimen Kräuter hinein, und jetzt werden Mann und Frau gründlich mit der Mischung so lange gewaschen, bis alles Wasser verbraucht ist. Dann verlassen sie das Loch, welches sofort wieder zugeschaufelt wird. Man kehrt zum Gehöft zurück, wo ein Festessen stattfindet. Aller böse Einfluß, der von den Eltern der Zwillinge ausging, ist nun aufgehoben. Beide dürfen jetzt mit ihren Angehörigen, sowie mit allen anderen Menschen, wieder in gewohnter Weise verkehren.

Zwillinge adeliger Leute läßt man nicht leben, sie werden sofort nach der Geburt getötet. Wird ein Kind adeliger oder reicher, angesehener Leute in der Steißlage geboren, so

wird es ebenfalls ermordet. Man sagt, würde ein solches Kind, das in umgekehrter Lage zur Welt kommt, am Leben bleiben, so würde sich auch das Ansehen seines Vaters umkehren, das heißt, er, der bisher ein bedeutender und angesehener Mann war, würde dann bald eine nichtssagende Persönlichkeit werden. Jedes Kind, welches bei seiner Geburt irgendwelche Abnormität zeigt, ist von der Existenzberechtigung ausgeschlossen. Dazu gehört auch der hin und wieder beobachtete Fall, daß sich bei der Geburt schon die ersten Zahnansätze zeigen. Sofort werden solche Kinder auf die Seite geschafft.

Soweit ich es beobachten konnte, herrscht im Ovambolande bei allen Stämmen großer Kinderreichtum. Es kommt häufig vor, daß ein Mann von zwei Frauen acht bis zehn gesunde, kräftige Kinder hat. Trotz der großen Sittenlosigkeit und der vielen dadurch entstehenden Krankheiten haben wir in den Bewohnern des Ovambolandes ein Volk, dessen Zahl von Jahr zu Jahr wächst, und welches sich immer weiter ausdehnt. Besonders konnte ich dies bei dem Stamm der Ovakuanjama bemerken. Als ich im Februar 1899 dieses Gebiet betrat, erreichte ich die ersten Gehöfte, nachdem ich den zwischen Ondonga und Oukuanjama gelegenen Wald passiert hatte. Heute reichen diese bis tief in des Waldes Innere, und immer weitere Strecken werden freigelegt, um Platz für neue Wohnstätten zu schaffen.

Tod.

Eins der vielen Rätsel der Ovakuanjama lautet: Ekuiju la endamena kondonga. Seine Lösung: Ovaŋu avese okefio va talela. Übersetzt: Ein großer Feigenbaum steht in schräger (für ihn unveränderlicher) Richtung nach Ondonga hin. Was ist das? Antwort: So befinden sich alle Menschen in einer für sie unveränderlichen Richtung, nach dem Tode hin. — Schrecklich ist den Leuten der Gedanke an dieses Ziel, dem sie alle entgegengehen, und man liebt es nicht, daran zu denken oder davon zu reden. Als ich einst einen alten Mann fragte,

wohin denn eigentlich seine verstorbenen Eltern gegangen seien, gab er zur Antwort: „Ova ja kosilongo ihasi xupua omuũu", sie gingen nach dem Lande, welches keinen übrig läßt, d. h. wo jeder Platz findet. Stirbt eine Frau bald nach dem Tode ihres Mannes, oder folgen Kinder schnell ihren verstorbenen Eltern, so sagt man: „Die zuerst Gestorbenen haben jene geholt, um drüben nicht allein zu sein."

Sobald jemand gestorben ist, werden auch die Vorbereitungen zu seinem Begräbnis getroffen. Bis diese erledigt sind, bleibt die Leiche mit einem Ochsenfell bedeckt. An der Herrichtung des Grabes, eines einfachen, meist runden Loches von vier bis fünf Fuß Tiefe, dürfen nur Männer beteiligt sein. Das Graben desselben geschieht mit einem zugespitzten Holzscheit. Die Beerdigung findet im Gehöfte statt, und zwar an verschiedenen Plätzen. Der Omuene, Hausherr, wird stets im großen Rinderkral begraben; die Frauen in den von ihnen zu ihren Lebzeiten bewohnten Räumlichkeiten, also eine jede in ihrer Epata. Kinder begräbt man zwischen der Dorneneinfriedigung des Gehöftes und der äußersten Palisadenwand, und zwar ganz dicht an letzterer.

Ist das Grab fertig, so wird die Leiche herbeigebracht. Bei ihrem Transport benutzt man jedoch nicht die kreuz und quer führenden Gänge des Gehöftes; der Tote soll in möglichst gerader Richtung zum Grabe befördert werden, und darum durchbricht man bei der Transportierung einfach die verschiedenen, die Richtung versperrenden Palisadenwände. Bei Frauen, welche in den von ihnen bewohnten Räumlichkeiten begraben werden, ist dieses nicht nötig.

Jeder Tote wird sofort völlig entkleidet. Nachdem man den Leichnam gründlich mit Olukula eingerieben und den Hals mit einer Perlenschnur versehen hat, bringt man ihn in sitzender Stellung ins Grab. Angesehene Männer erhalten auch in den rechten Arm einen Kornstampfer, nachdem man dessen Kopf abgeschlagen hat. Die Spitze des Stampfers ragt nachher aus dem Grabe hervor. Dieses wird mit den Händen zugeschaufelt, wobei man die Erde mit den Füßen feststampft.

Das eben zugeschaufelte Grab hindert nicht, daß bald darauf das Vieh in den Kral kommt, um darin in gewohnter Weise zu übernachten. Ebenso treibt man Rinder in eine Epata, in welcher man gerade eine Frau begraben hat.

Im Nachbarstamme Ondonga wurden Häuptlinge, welche beschnitten waren, nicht in der Erde begraben, sondern erhielten ihre letzte Ruhestätte auf derselben. Man brachte die Leiche in sitzende Stellung und stützte sie dabei von allen Seiten mit Pfählen. Eine Pfahlreihe zog man um die andere, bis das Ganze einen Durchmesser von 2 m und darüber erreichte. Eine solche Grabstelle trägt den Namen Ompampa. Ondonga mag vielleicht acht solcher Ompampa haben. Die morsch gewordenen Pfähle werden immer wieder erneuert, bei welcher Gelegenheit ein schwarzes Rind geschlachtet wird, mit dessem Blute man die einzelnen Pfähle besprengt.

Eine Todesnachricht verbreitet sich sehr schnell nach den umliegenden Gehöften, sowie zu den verschiedenen Bekannten und Verwandten. Letztere kommen auch bald herzu, um die Totenklage (Oñali) anzustimmen. Mit Gewehren bewaffnete Leute geben, in der Nähe des Trauerhauses angekommen, mehrere Salven ab. Schon auf dem Wege werden die Trauer- und Klagegesänge angestimmt. Alle Angekommenen versammeln sich in der Nähe des Grabes, wo nun die große gemeinsame Klage beginnt. Es ist unglaublich, welche Ströme von Tränen die Leute hierbei vergießen und welch schauerlich klingende Töne sie anzustimmen vermögen. Wer eine solche Totenklage zum ersten Male hört, wird sie nicht so bald vergessen. Unter strömenden Tränen besingt man die Eigenschaften des Toten und seine den Mitmenschen erwiesenen Wohltaten, um dann immer wieder von Zeit zu Zeit besonders laut darüber zu klagen, daß dieser Wohltäter der Menschheit nun nicht mehr vorhanden ist.

Bei Erwachsenen dauert die Totenklage vier, bei jüngeren Leuten zwei und bei Kindern einen Tag. Häuptlinge beweint man oft zwei Wochen lang. Beim Tode des Regenten ist das ganze Land zur Teilnahme an der Totenklage verpflichtet. Man

beginnt damit am späten Nachmittage, und erst nach Mitternacht hört man auf, um dann wieder die frühen Morgenstunden des nächsten Tages damit auszufüllen.

Ist jemand beim Begräbnis und der Totenklage eines Freundes oder Verwandten nicht zugegen, dann nimmt dieser, wenn er später in das betreffende Gehöft kommt, seinen Weg zuerst zu dem Grabe des Toten, um noch nachträglich diesen zu beweinen und zu beklagen.

Schon an einer früheren Stelle wurde darauf hingewiesen, daß beim Tode eines Häuptlings das Ongodji eintritt, wo dann alle Erdarbeiten für mehrere Wochen unterbleiben müssen. Leute, welche während einer solchen Zeit sterben, dürfen darum auch nicht beerdigt werden. Man wirft die Leichen einfach ins nächste Gebüsch. In früheren Jahren war es Brauch, daß beim Tode des Landesherrn ein an Händen und Füßen gefesseltes junges Mädchen lebendig mit begraben wurde, und zwar in ein und demselben Grabe.

Der Charakter des Volkes.

Durch das bisher Gesagte läßt sich schon ein ungefähres Bild von dem Charakter des Volkes gewinnen. Als Haupttugend der Eingeborenen unserer Kolonien bezeichnet man immer wieder die Faulheit. Die Bewohner des Ovambolandes sind, wie dieses schon an mehreren Stellen dargetan wurde, ein fleißiges, arbeitsames Volk, welches freilich nicht ausschließt, daß sich auch unter ihnen solche finden, die an der Arbeit gerade keine besondere Freude haben. Wenn nun viele wohlhabende Ovakuanjama und auch Bewohner anderer Stämme in der Lage sind, eine große Dienerschaft, welcher alle Arbeit überlassen wird, zu halten, um sich dann persönlich das Leben so angenehm wie möglich zu machen, wer dürfte ihnen daraus mit Recht einen Vorwurf machen? Ist das nicht das Ziel, welches heute Ungezählte hier in der Heimat erstreben? Und der Europäer in den Kolonien, was treibt ihn hinaus in die weite Welt? Vielleicht die Sorge um das Wohl und

Wehe der Kolonie seines Mutterlandes? Doch wohl nur das eine, mit Aufbietung aller Kräfte zu arbeiten und zu schaffen, um möglichst schnell — je eher, je lieber — ein größeres Vermögen zu erwerben. Und ist dieses erreicht, dann dürfte die Zahl der Leute gering sein, die trotzdem noch fernerhin in anstrengender Arbeit des Tages Last und Hitze zu tragen gewillt sind.

Warum ist es denn ein so großes Verbrechen, wenn Eingeborene, deren Verhältnisse es eben gestatten, sich das Leben so angenehm wie möglich machen? „Unsinn," höre ich da von manchen Seiten rufen, „eine solche Existenzberechtigung können wir den Eingeborenen nie zugestehen!" Warum denn nicht? Warum sollen wir ihnen in den weiten Gebieten unserer Kolonien nicht auch einen Platz an der Sonne gönnen? Und wie verhält es sich mit dem Vorwurf der Faulheit gegenüber den Bewohnern des Ovambolandes? Wir haben sie als ein Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk kennen gelernt. Um in den Besitz wenigstens einer kleinen Herde zu gelangen, scheut der einzelne keine noch so große Arbeit und Mühe, welche ihm zur Erreichung dieses Zieles behilflich sein könnte. Auch die Pflege seines Viehes vollzieht sich gerade nicht spielend, wie auch die Bearbeitung der Äcker große Anstrengungen erfordert. Der Bewohner des Ovambolandes wird eben von Kindheit an zur Arbeit erzogen, womit freilich nicht gesagt ist, daß er nun auch im Dienste eines Europäers die ihm aufgetragenen, vielleicht nie vorher verrichteten Dienstleistungen sofort zur Zufriedenheit seines Herrn erledigt. Wir müssen schon dankbar sein, wenn uns in den Kolonien stets arbeitswillige Eingeborene zur Verfügung stehen. Wie oft ist gerade in den letzten Jahren in Hereroland über Mangel an Arbeitern geklagt worden! Daß viele Bewohner des Ovambolandes kein arbeitsscheues Gesindel sind, dürfte die auch schon bereits erwähnte Tatsache beweisen, daß alljährlich große Scharen nach Hereroland ziehen, um dort für längere Zeit in den Dienst der Ansiedler zu treten. Nur in seltenen Fällen bringen sie bares Geld zurück. Fast immer wird dasselbe gleich im Hereroland

in Waren, meist Kleidungsstücke, umgesetzt. Für diese in der Heimat sehr geschätzten Artikel sucht man dann später irgendein Stück Vieh einzuhandeln.

Neben der Faulheit wirft man den Eingeborenen als zweite Charaktereigenschaft Grausamkeit vor. Und wie steht es damit bei den Bewohnern des Ovambolandes? Ich verweise schon hier auf die Art der Folterung, durch welche man als Ovalodi (siehe das Kapitel über Religion, Zauberer und Zauberei) bezeichnete Menschen zum Geständnis ihrer Schuld zu bringen sucht. Gefangene läßt man, an Händen und Füßen gefesselt, oft den ganzen Tag hindurch in der glühenden Sonne sitzen, ohne ihnen auch nur einen Tropfen Wasser zu reichen. Es soll vorgekommen sein, daß man auf Raubzügen Müttern ihre Säuglinge entriß und an einem Baum zerschmetterte. Eine zum Tode verurteilte Frau wurde erschossen, nachdem man sie an einen Pfahl gebunden und ihr vorher die Augen ausgestochen hatte. Manche Häuptlinge des Ovambolandes haben in ihren Gehöften eine Anzahl Buschleute. Sehr oft haben diese an einem zum Tode Verurteilten das Urteil zu vollstrecken. So hörte ich von einem Mann, der einst eine Frau an seine Buschleute übergab mit der Weisung: „Bringt mir deren Beinringe." Es handelte sich um die schweren, dicht über den Füßen getragenen Beinspangen. Man hackte der Frau, um diese zu erhalten, mit Äxten die Füße ab und brachte sie erst dann zu Tode. Oft trifft man Frauen, denen an einer, oft auch an beiden Händen der Daumen fehlt. Als Ursache dafür werden sie uns folgendes erzählen: „Wir trugen früher ein großes, spiralförmig gewundenes und vom Handgelenk bis zum Ellenbogen reichendes Armband. Bei einem Überfall wurde uns vom Feinde, damit er dieses Schmuckstück schnell vom Arm über die Hand hinweg abstreifen konnte, der Daumen weggeschnitten."

Voll Abscheu mag sich mancher ob solcher Grausamkeit ganz entrüstet abwenden: „Das ist ja eine furchtbare Roheit! Das sind ja überhaupt keine Menschen, sondern Tiere!" Aber warum diese Aufregung? Welche Ausbrüche bestialischer Roheit und Verkommenheit werden uns oft in den verschiedenen Tages-

zeitungen berichtet und das von Gliedern eines Volkes, welches an der Spitze aller Kulturstaaten steht! —

Der Hang zum Stehlen ist bei vielen stark ausgeprägt, und man mag es oft für ein Unrecht halten, eine sich hierfür bietende, günstige Gelegenheit unbenutzt zu lassen. Mit dem gefaßten Dieb pflegt man freilich nicht sehr zart umzugehen.

Im Lügen findet man wahre Meister, die, wenn auch alle erbrachten Beweise gegen sie sprechen, und ihre Schuld klar zutage liegt, beim Leugnen verharren, oder, wenn dieses vergeblich ist, die Schuld auf andere zu schieben suchen.

Sehr oft macht man auch den Eingeborenen den Vorwurf der Undankbarkeit, und in vielen Fällen nicht mit Unrecht. Undank ist nun einmal der Welt Lohn; wir brauchen uns darum nicht zu sehr zu wundern, diese Untugend auch bei einem tief im Heidentum steckenden Volke zu finden. Man erlebt aber auch immer wieder Fälle von aufrichtiger Dankbarkeit. Viele, welche krank zu mir kamen, habe ich auf meiner Station längere Zeit, bis sie geheilt entlassen werden konnten, behandelt. Sie sahen sich dann als meine direkten Freunde an und unterließen es nie, mich fortan öfters zu besuchen, bei dieser Gelegenheit auch stets irgendein Geschenk als Zeichen ihrer Dankbarkeit mitbringend.

Selten wird jemand ein Ding, was man ihm gibt, annehmen, ohne dafür zu danken, sei es nun ein Stückchen Tabak, Nadel und Faden zum Nähen oder auch Medizin für sich oder einen seiner Angehörigen. Sobald er es empfängt, äußert er auch sein Ijaloo, danke schön, indem er in den meisten Fällen, der Landessitte gemäß, dabei vor Freude in die Hände klatscht. Jedes Ding wird stets mit der rechten Hand in Empfang genommen, wobei die linke den rechten Arm in der Nähe des Handgelenkes eben berührt.

Viele Bewohner des Ovambolandes, besonders auch die Ovakuanjama, besitzen ein sehr hitziges Temperament. Ein böses Wort ruft oft die blutigsten Schlägereien unter ihnen

hervor. Die Aufregung geht dann in dem betreffenden Moment so weit, daß sie sich kaum ihrer Taten und deren Folgen bewußt sind. Auf unserer Station befanden sich in der besonderen Obhut meiner Frau eine Anzahl junger Mädchen. Der Onkel eines derselben wohnte in unserer Nähe und suchte dieses eines Tages zu überreden, nachts mit einer Kameradin heimlich die Station zu verlassen, um ihm bei den Feldarbeiten zu helfen. Am nächsten Morgen waren die beiden denn auch wirklich ausgerückt. Sie waren schon längere Zeit bei uns und, über den Grund ihres Verschwindens benachrichtigt, hielt ich es für geboten, sie zurückzuholen. Ich ritt persönlich zu dem betreffenden Mann und traf ihn auch an. Auf meine Frage nach dem Grunde seines Verhaltens gab er ausweichende Antworten, um bald darauf plötzlich zu verschwinden. Mit den beiden Mädchen versteckte er sich in einem der nächsten Gehöfte. Bald war dieses mit Hilfe meiner Begleiter entdeckt und auch die beiden Flüchtlinge gefunden. Darob geriet nun der betreffende Mann in furchtbare Aufregung. Wütend wie ein Löwe, dem sein Raub entrissen, kam er aus dem Gehöft, welches ich gerade betreten hatte, heraus, und wir zwei stießen in einem engen, mit hohen Palisaden eingefaßten Gang zusammen. Sobald er mich erblickte, ergriff er Bogen und Pfeil und legte, fünf Schritt vor mir stehend, auf mich an, vor Wut und Aufregung am ganzen Körper zitternd. Ruhig schaute ich ihn an und sagte: „Mann, bedenke, was du jetzt tun willst," ihn keinen Moment aus dem Auge lassend. Endlich ließ er seinen Bogen sinken und durchbrach, um ins Freie zu gelangen, die eine Palisadenwand. Nach einigen Tagen kam er auf meine Station und bat demütigst um Verzeihung.

Viele Weiße beklagen sich auch über das unverschämte Betteln der Eingeborenen. Daß sie dieses vorzüglich verstehen, habe auch ich erfahren. Hatte man ihnen irgend etwas versprochen, dann ließen sie auch nicht eher nach, bis sie es endlich bekommen hatten; doch dürfen wir, was das Betteln anbelangt, eins nicht vergessen: für jeden Eingeborenen ist es unumstößliche Wahrheit, daß der Europäer ein unermeßlich

reicher Mann ist, dem man vielleicht nur einen Gefallen tut, wenn man ihm Gelegenheit bietet, auch andern etwas von seinem Reichtum abzugeben. Ich habe es oft erlebt, daß Leute um Gegenstände baten, die ich früher besessen, welche aber augenblicklich nicht mehr vorhanden waren. Ich mochte sie noch so oft darauf hinweisen, daß das Gewünschte nicht mehr da sei, es hieß immer: „Suche nur, du wirst schon noch etwas finden; in einem Hause wie dem deinigen kann doch unmöglich etwas ausgehen." Aber nicht nur die Armen, sondern auch die Häuptlinge und Reichen des Landes verstehen das Betteln. Erfüllt man ihre Wünsche, dann kann man bei letzteren auch ganz ruhig von Zeit zu Zeit einmal den Spieß umdrehen: „Sieh', ich habe dir schon so oft etwas geschenkt, nun könntest du auch einmal zeigen, daß du Freude am Geben hast." Viele pflegen sich auch zu revanchieren, ohne daß sie in irgendeiner Art und Weise darauf aufmerksam gemacht werden.

Was die Sittlichkeit anbelangt, so stehen viele auf einer recht tiefen Stufe, und es ließe sich auch da manches dunkle Bild zeichnen. Erwähnt seien an dieser Stelle auch die vielen im Lande lebenden Omasenge (Sing. Esenge), Frauentracht tragende Männer, welche sich zum Verkehr, Mann mit Mann, hergeben, also passive Päderasten. Wer mag wohl in diesem Stück ihr Lehrmeister gewesen sein? — Wer einmal in den Sumpf sittlicher Verkommenheit einer Großstadt geschaut hat, der wird auch ein tief im Heidentum steckendes Volk wegen der bei ihm sich findenden Sittenlosigkeit nicht zu hart verdammen.

Faulheit, Undankbarkeit, Stehlen, Lügen und Trügen und sittliche Verkommenheit sind die Eigenschaften, die so recht zur schwarzen Haut der Eingeborenen zu passen scheinen, und über die sich viele oft so sehr aufzuregen belieben. Doch eine Frage sei gestattet: Wenn sich gewisse Leute so ungemein über obige Eigenschaften der Eingeborenen unserer Kolonien erregen, was tun sie denn eigentlich dafür, daß diese nun endlich zu besseren Menschen herangezogen werden? — Ist es denn nicht ein höchst unbilliges Verlangen, ernten zu wollen, bevor man gesäet hat?

Groß ist die Zahl derer, die im falschen Rassedünkel dem Eingeborenen überhaupt jedes bessere Empfinden absprechen und ihn einfach mit dem Tier auf eine Stufe stellen. Mögen sie es denn auch durch ihren ganzen Wandel beweisen, daß sie sich nicht nur durch die weiße Haut von diesen unterscheiden, sondern in der Tat in jeder Beziehung bessere Menschen sind.

Vergessen wir es nicht, auch in der Brust des Schwarzen schlägt ein Herz wie das unsrige, und er darf Anspruch darauf machen, auch als Mensch behandelt zu werden. Das ist die erste Hauptbedingung für jede vernünftige Eingeborenenpolitik. Ich entsinne mich noch eines jungen Mannes, welcher längere Jahre in meinen Diensten stand, und der dann später für einige Zeit nach Hereroland ging, um dort zu arbeiten. Früher wie ich dachte, kehrte er zurück und schien in seinen Erwartungen sehr enttäuscht zu sein, am meisten aber über die Art der dort erfahrenen Behandlung. „Weißt du," sagte er zu mir, „wenn der Hund des weißen Mannes stirbt, dann ist dieser traurig und weint; aber wenn sein schwarzer Diener stirbt, so rührt ihn dies nicht, und er schiebt ihn vielleicht noch mit seinem Fuß auf die Seite."

Während meines Aufenthaltes im Ovamboland konnte ich bei Leuten, die bisher wenig oder fast gar nicht mit Europäern in Berührung gekommen waren, immer wieder die Beobachtung machen, daß jeder Weiße ihnen als eine Art höheres Wesen erschien. Nun sollte man aber auch dafür sorgen, daß dieses Prestige gewahrt wird. Wenn wir bisher wenig Glück mit unserer Eingeborenenpolitik hatten, wo werden wir die größte Schuld daran zu suchen haben? Denken wir uns einen Garten mit vielen wilden Pflanzen, welche durch die Hand des Gärtners veredelt und dadurch zu fruchttragenden Bäumen herangezogen werden sollen. Wen wird die Schuld treffen, wenn bei vielen nicht nur der gewünschte Erfolg ausbleibt, sondern sie vielleicht durch das mit ihnen angestellte Experiment verkümmern, wenn nicht gar zugrunde gehen? Doch jedenfalls nur den betreffenden Gärtner, welcher vielleicht mit den Wachstumsbedingungen der zu veredelnden Pflanzen nicht genügend

vertraut war. Wollen wir die wilden Pflanzen gleichenden Eingeborenen unserer Kolonien veredeln und sie zu fruchttragenden Bäumen, das heißt zu brauchbaren Menschen erziehen, also die Rolle eines Gärtners übernehmen, dann müssen wir auch mit den besonderen Wachstumsbedingungen dieser Pflanzen vertraut sein, oder mit anderen Worten: wir müssen solche Leute, ihre besonderen Charaktereigenschaften, ihr Denken, ihre Sitten und Gebräuche genau studieren und vor allem auch ihre Sprache kennen lernen, um so den geeigneten Moment und die passende Stelle zu finden, wo wir unsern veredelnden Einfluß auf sie geltend und wirksam machen können. Ich gebe zu, daß dieser Weg nicht immer leicht sein wird, aber er führt jedenfalls sicherer zum Ziele, als wenn man einem Volke mit Gewalt eine fremdländische Kultur aufzudrängen und es auch mit Gewalt zur Arbeit zu zwingen sucht.

Und wie steht es mit den Bewohnern des Ovambolandes, werden sie sich zu brauchbaren Menschen heranbilden lassen? In der Schule hatte ich reichlich Gelegenheit zu beobachten, wie meine schwarzen Schüler, was Intelligenz anbelangt, wohl kaum hinter vielen ihrer Kameraden in Europa zurückstehen dürften. Ich habe eine Menge Kinder, Knaben und Mädchen, unterrichtet, welche spielend die Kunst des Lesens, obwohl sie früher noch nie einen Buchstaben gesehen hatten, erlernten. Auf die Heranbildung der Leute in den verschiedenen Arbeitszweigen werden wir später bei dem Kapitel „Mission" noch zu sprechen kommen.

Obwohl die Leute sehr fest an ihren Sitten und Gewohnheiten hängen, sind sie gar nicht abgeneigt, die ihnen wertvoll erscheinenden Erzeugnisse einer fremden Kultur anzunehmen. Auch die ganze Lebensart eines Europäers, wie sie diese auf den verschiedenen Missionsstationen zu beobachten Gelegenheit hatten, verfehlt bei ihnen ihren Eindruck nicht. Ich denke an den verstorbenen Häuptling Uejulu, welcher sehr oft die in seinem Lande wohnenden Missionare aufsuchte und mehr als einmal auch zu Mittag unser Gast war. Ich sehe ihn noch zu meiner Rechten sitzen, wie er bei Tisch ganz anständig mit

Messer und Gabel zu hantieren verstand und auch von seiner Serviette den rechten Gebrauch zu machen wußte. Dauerte ihm einmal ein Diner zu lange, dann fragte er wohl ganz bescheiden: „Können wir nicht aufstehen?" Zuweilen konnte er auch seine alte Natur nicht verleugnen, und die Hausfrau mußte es sich schon gefallen lassen, wenn er nicht allen ihren Gerichten sein Lob zollte. Als ich ihm einst die Salatschüssel anbot, meinte er: „Gras esse ich nun doch nicht."

Allzu große Sauberkeit herrscht gerade nicht in den Gehöften der Leute, und es war darum auch keine leichte Arbeit, die auf unserer Station lebenden Knaben und Mädchen daran zu gewöhnen. Aber bald fanden auch manche von ihnen Gefallen an europäischer Sauberkeit, und die schmierigen Töpfe und Schüsseln ihrer Angehörigen wollten ihnen nicht mehr behagen.

Stets befleißigt sich der Bewohner des Ovambolandes seinen Mitmenschen gegenüber einer großen Höflichkeit. Eine besondere Rolle spielt darum bei ihnen die Begrüßung. Die Hauptformen derselben führen wir hier an:

1. Morgengruß.

a) Ua (mua) penduka = bist du (seid ihr) aufgestanden? Gegengruß: Heno, ua (mua) penduka jo = ja, bist du (seid ihr) auch aufgestanden?

b) Ua (mua) pita = bist du (seid ihr) hervorgekommen? Gegengruß: Heno, ua (mua) pita jo = ja, bist du (seid ihr) auch hervorgekommen?

c) Ua (mua) silua = brach für dich (brach für euch) der Tag an? Gegengruß: Heno, ua (mua) silua jo = ja, brach für dich (brach für euch) auch der Tag an?

Oft fügt man auch noch hinzu: Ua (mua) lele po oder ua (mua) nangala po = hast du (habt ihr) eine gute Nacht gehabt? Als Antwort folgt: Heno, nda (tua) lele po; heno, nda (tua) nangalá po = ja, ich hatte (wir hatten) eine gute

Nacht, oder, wenn das Gegenteil der Fall ist: aje hi (ka tu) lele po; aje inandi (inatu) nangala po = nein, ich hatte (wir hatten) keine gute Nacht.

Bei c) fragt man auch oft: Ua (mua) silua peni = wo brach für dich (brach für euch) der Tag an? Antwort: Nda (tua) silua mepia = im Garten brach für mich (brach für uns) der Tag an = wir waren schon im Garten, als es Tag wurde; oder nda (tua) silua mondjila = auf dem Wege brach für mich (brach für uns) der Tag an = ich war (wir waren) schon auf Wanderschaft, als der Tag anbrach; oder nda (tua) silua monduda = im Schlafgemach brach für mich (brach für uns) der Tag an = als es Tag wurde, war ich (waren wir) noch nicht aufgestanden.

2. Tagesgruß.

Mua uxalela peni = wo habt ihr den Tag verbracht? Ua (mua) uxala = verbringst du (verbringt ihr) den Tag? Die Frage vielleicht in der Bedeutung: Erfreust du dich heute (erfreut ihr euch heute) des Daseins? Ua (mua) uxala naua = ergeht es dir (ergeht es euch) wohl heute? Antwort: Heno, ua (mua) uxala jo nàuà = ja, ergeht es dir (ergeht es euch) auch wohl heute? oder: aje, inandi (inatu) uxala po = nein, ich befinde mich nicht (wir befinden uns nicht) wohl heute.

3. Abendgruß.

Ua (mua) tokelua = hat sich über dir (über euch) der Tag geneigt?

Gegengruß: Heno, ua (mua) tokelua jo = ja, hat sich auch über dir (über euch) der Tag geneigt?

4. Nachtgruß.

Nangala (nangaleni) naua = liege (liegt) gut = schlafe (schlaft) gut.

Gegengruß: Heno, nave jo (nanje jo) nangala (nangaleni) naua = ja, auch du (auch ihr) schlafe (schlaft) gut.

Beim Abschied grüßt der Gehende. Er richtet seinen Gruß an die Zurückbleibenden allein oder schließt sich auch in denselben mit ein, z. B.: Uxala naua = möge es dir gut ergehen heute, oder tu uxaleni naua = möge es uns gut ergehen heute. Gegen Abend: Tokelua naua = möge der Tag gut für dich enden, oder tu tokelueni naua = möge der Tag gut für uns enden. Vor dem Schlafengehen: Nangaleni naua = schlaft gut, oder tu nangaleni naua = mögen wir gut schlafen.

Häufig dient auch als Abschiedsgruß an die Bleibenden die Form: Kaleni po naua (wörtlich: bleibt hier gut) = laßt es euch hier gut ergehen; oder auch tu kaleni naua = möge es uns gut ergehen. Gegengruß der Bleibenden: Heno, nave jo inda naua = ja, möge es auch dir auf dem Wege wohl ergehen.

Zu beachten ist, daß man ältere und auch besonders höherstehende Persönlichkeiten nie in der zweiten Person Sing., ua du, sondern stets in der zweiten Person Plur., also mua ihr, anredet.

5. Begrüßung von Gästen.

Nach Landessitte grüßt nicht, wie bei uns, der Ankömmling zuerst, sondern er wartet auf den Gruß des Hausherrn, und erst danach entbietet er diesem seinen Gruß.

a) Gruß des Hausherrn an seine Gäste.

Mue uja po = seid ihr gekommen?
Antwort: heno = ja.

Mua enda naua wörtlich: gingt ihr gut = hattet ihr eine gute Reise?

Antwort: heno ja, oder wenn das Gegenteil der Fall ist: aje, inatu enda naua = nein, wir hatten keine gute Reise.

Inamu mona osiponga = seid ihr von keinem Unfall betroffen worden?

Teil eines Kunene-Kataraks.

Durch den Kunene watende Eingeborene.

Antwort: aje nein, oder: heno, tua mona osiponga = ja, uns traf ein Unfall.

Keumbo ove li naua = ergeht es denen zu Hause gut?

Antwort: heno =ja, oder im gegebenen Fall auch: aje = nein.

Inaku ningua sa = hat sich dort nichts ereignet?

Antwort: aje nein, oder auch: heno = ja.

Inamu mona ovaenda = hattet ihr keinen Besuch?

Antwort: aje nein, oder: heno = ja.

Okua muena filu = ist es dort ganz ruhig geblieben?

Antwort: heno ja, oder: aje nein.

b) Gegengruß der Gekommenen.

Na nje jo opo mu li (wörtlich: und auch ihr, hier ihr seid) = erfreut ihr euch auch des Daseins?

Antwort: heno, opo tu li ja, wir erfreuen uns des Daseins.

Inapa ningua sa = hat sich hier nichts ereignet?

Antwort: aje nein, oder im gegebenen Falle auch: heno, opa ningua sa = ja, es hat sich hier etwas ereignet.

Ovasamane novakulukadi ove li näua = ergeht's den alten Männern und Frauen gut?

Antwort: heno ja, oder auch: aje nein (wie die Dinge nun gerade liegen).

Ounona itau vele = sind die Kinder nicht krank?

Antwort: aje nein, oder: heno ja.

Inamu uda sa = habt ihr keine Neuigkeiten erfahren?

Antwort: aje, inatu uda sa = nein, wir erfuhren nichts, oder auch: heno ja usw.

Je umständlicher die Begrüßung vollzogen wird, um so mehr entspricht sie der Landessitte.

Erscheinen mehrere Gäste, so begrüßt der Hausherr diese gemeinsam, er dagegen wird von jedem einzelnen der Gekommenen begrüßt. Kamen Leute in meine Stube, so nahmen sie, auf meinen Gruß wartend, auf dem Boden in der Nähe der

Türe Platz. Je schneller ich ihnen diesen entbot, um so größer war ihre Freude. Konnte ich zuweilen jemand, weil ich gerade sehr beschäftigt war, nicht sofort begrüßen, dann fragte er ganz beleidigt: „Willst du mich denn heute nicht haben?"

Auch draußen im Freien pflegt man einem herbeikommenden Fremdling, selbst wenn man nicht die geringste Beziehung zu ihm hat, sofort den üblichen Tagesgruß zu entbieten.

Neben großer Höflichkeit beweist der Bewohner des Ovambolandes auch jedem Gast, soweit dieses in seinen Kräften steht, weitgehendste Gastfreundschaft. Fast in jedem Gehöft, welches ich betrat, war es der betreffenden Hausfrau stets eine große Ehre, mir irgend etwas anzubieten, wobei es zwar anfangs eine ungeheure Überwindung kostete, dasselbe zu genießen. Auch der Mann holte meist sofort seine Bierkalabasse herbei — vorausgesetzt, daß diese zu seinem großen Leidwesen nicht schon leer war —, um meinen seiner Meinung nach großen Durst zu stillen. Solche Gastfreundschaft erfuhr ich ebenfalls bei Leuten, welche ich zum ersten Male aufsuchte, und deren Gehöft ich früher noch nie betreten hatte.

Nie wird einer etwas verzehren — mag die betreffende Portion noch so klein sein —, ohne dem in nächster Nähe Stehenden etwas abzugeben, und dieser teilt vielleicht das erhaltene Stückchen wieder mit seinen Kameraden.

Zu jeder Hilfeleistung sind sie stets, ohne sich lange nötigen zu lassen, bereit. Während des Baues meiner Station fehlte es nie an einer großen Schar von Zuschauern. Kamen die mit schwerem Bauholz beladenen Wagen vom Walde zurück, dann bedurfte es nur eines Winkes, die Männer sprangen herbei, und in kurzer Zeit waren die Wagen abgeladen und die Stämme an Ort und Stelle befördert. Ein Stückchen Tabak, welches sie dann als Geschenk erhielten, wurde mit Dank entgegengenommen. Hat sich jemand verirrt, dann kann er sicher sein, daß der erste beste, den er trifft, gleich bereit ist, ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen. Nie fehlte es mir bei den vielen Botengängen, die zu besorgen waren, an den nötigen

Leuten. Waren die eigenen Diener nicht zur Stelle, dann rief ich irgend einen, der vielleicht gerade in der Nähe war, herbei, und anstandslos erledigte dieser den ihm erteilten Auftrag.

Im Verkehr untereinander befleißigt man sich stets eines gewissen Taktes. Alten Leuten begegnet man in den meisten Fällen mit Ehrerbietung. Reicht man jemand zum Gruß die linke Hand, so würde der Betreffende dieses als eine Beleidigung empfinden. Im Ovamboland gehen nicht die Damen, sondern die Herren voran. Werden Gäste in ein Gehöft geführt, so geht der, welcher sie draußen empfing, voran und betritt auch als Erster den Raum, in welchen er sie geleitet. Man pflegt stets hintereinander, aber nie nebeneinander zu gehen. Manche Sitten der Leute wollen uns als direkte Taktlosigkeiten erscheinen. Ich denke an eine Einladung, die meine Frau und ich einst von einer adeligen Dame erhielten und auch dankend annahmen. Nachdem wir empfangen und aufs freundlichste begrüßt waren, wurde bald ein großer Biertopf herbeigebracht. Unsere Gastgeberin übernahm nun persönlich das Geschäft des Einschenkens, und ich war nicht wenig erstaunt, als sie den zuerst gefüllten Becher persönlich leerte und dann erst ihre Gäste bediente. Und aus welchem Grunde? Sie wollte uns damit nur andeuten, daß, weil sie selber zuerst getrunken habe, auch wir das uns angebotene Bier ohne Sorge genießen könnten, also nicht die Gefahr einer Vergiftung zu befürchten hätten. Wie ich später beobachten konnte, wird diese Sitte bei vielen sehr streng befolgt. Man will seinen Gästen eben damit andeuten, daß sich in dem angebotenen Getränk nichts der Gesundheit Schädliches befindet. Im Verkehr untereinander geht diese Sitte sogar soweit, daß der Hausherr aus dem gefüllten Becher, den er seinem Gast reichen will, erst persönlich einen Schluck nimmt, ihn wieder füllt und dann erst dem Betreffenden reicht.

Bei der Unterhaltung liebt der Bewohner des Ovambolandes einen fröhlichen, heiteren Ton. Besonders nach dem Abendessen pflegt man oft bis in die späte Nacht am Feuer zu sitzen, wobei dann jeder nach besten Kräften bestrebt ist, eine

recht lebhafte Unterhaltung herbeizuführen, sei es nun, daß man allerlei Scherze und Witze, die man gerade auf Lager hat, hervorholt, oder auch durch irgendein interessantes Märchen die anderen zu erheitern sucht.

Leute von wirklich festem Charakter, die da wissen, was sie wollen und sich nicht so leicht von irgend einer Seite beeinflussen lassen, sind selten. Man ist stets auf seinen persönlichen Vorteil bedacht und sucht diesen auch bei jeder Gelegenheit, sei es nun mit erlaubten oder unerlaubten Mitteln. In einem Lande, wo die brutalsten Ungerechtigkeiten an der Tagesordnung sind, ist auch die Stellung eines Missionars oft recht schwierig. Wie soll er sich z. B. dem Häuptling gegenüber verhalten, wenn dieser sich selbst die rohesten Gewaltakte erlaubt und seine Großen ihm darin nacheifern? Soll er schweigen in dem Gedanken, er ist ja der Landesherr, er darf tun, was er will? Dann wäre er ein schlechter Friedensbote. Er soll und muß ein solches Verhalten auch an höchster Stelle rügen und dagegen auftreten; die schwierige Frage ist nur das Wie? Im jugendlichen Eifer mag hier schon mancher Fehler begangen sein. Es wird einer nach dieser Seite erst dann vorgehen dürfen, wenn er schon längere Jahre im Lande ist und das Vertrauen des Häuptlings und auch mancher seiner Untertanen schon in etwa gewonnen hat. Ohne weitere Ratschläge in betreff dieses Punktes zu erteilen, beschränke ich mich auf Erzählung einiger Erlebnisse, die ich mit dem Häuptling persönlich und einigen anderen Großen des Landes hatte.

In der Nähe meiner Station wohnte eine von Ondonga gekommene adelige Dame, namens Namupala, welche von ihrer Jugendfreundin Nekoto, des Häuptlings Tante, einen kleineren Bezirk erhalten hatte. In diesem wohnte sie und übte darin auch eine gewisse Herrschaft aus. Mit der Zeit wurden Namupala und ich gute Freunde und standen auch in ziemlich regem Verkehr miteinander. Leider wurde dieses Verhältnis bald durch einen ihrer Söhne in das gerade Gegenteil verkehrt. Auch in Namupalas Bezirk wohnte ein Teil meiner Schuljugend, welche bisher durch nichts an dem regelmäßigen Besuch

der Schule gehindert wurden. Eines Tages nun schien Namupalas Sohn besonderes Vergnügen daran zu finden, diese Kinder zu prügeln und durch allerlei Drohungen von der Schule fernzuhalten. Als ihm dieses wirklich gelang, stellte ich die betreffenden Eltern zur Rede: „Wie kommt es, daß ihr nun auf einmal eure Kinder nicht mehr zur Schule schickt?" „Die Schuld haben nicht wir," antworteten sie, „sondern Namupalas Sohn, welcher dieselben, wenn sie zu dir wollen, immer prügelt." Was war zu machen? Mehrere friedliche Versuche meinerseits mit Namupala, diesem Übelstand abzuhelfen, waren, da auch sie mir gegenüber eine feindselige Stellung eingenommen hatte, vergeblich. Nun war nur ein Ausweg möglich: nach Landessitte den von Namupala bewohnten Bezirk zu kaufen. Ging der Häuptling darauf ein, dann wurde er mein Eigentum, und ich konnte über ihn verfügen, also den Friedensstörern ihre Wohnungen kündigen. Zu meiner großen Freude war der Häuptling Nande sofort bereit, meinen Wunsch zu erfüllen. Ich zahlte einen großen Ochsen, und damit war ich der Herr (Omuene) von Namupalas Bezirk geworden. Dem Häuptling gab ich auch zugleich Auftrag dafür zu sorgen, daß er baldigst von seinem jetzigen Beherrscher geräumt werde. Der königliche Befehl, Namupala möge sofort ihre Wohnung verlassen und sich eine andere suchen, kam denn auch bald. Diese nahm nun ihre Zuflucht zu ihrer Jugendfreundin Nekoto, Nandes Tante. „Daran ist gar kein Gedanke, daß du ausziehst," sagte diese. „Du bleibst, wo du bist, und ich werde auch dem Landesherrn Bescheid schicken, daß er dich in Ruhe läßt." Der Häuptling erhielt dann auch sofort Nachricht: „Namupala soll bleiben, wo sie ist." Als diese keine Miene machte, ihren bisherigen Wohnplatz zu verlassen, ging ich eines Tages wieder zu Nande: „Wie ist das, ich habe dir doch den Bezirk abgekauft und nun, da du die Bezahlung eingesteckt hast, bist du still und unternimmst nichts, damit die Angelegenheit geregelt wird. Ich kann mir nicht durch eine Frau und deren Kinder Schwierigkeiten machen und mein Ansehen bei den Leuten untergraben lassen. Du mußt dafür sorgen, daß diese Per-

son bald entfernt wird." Ich merkte, daß ihm die ganze Sache sehr unangenehm war, und er nach einem Auswege, seiner Verpflichtung loszuwerden, suchte; doch ich ließ nicht nach: „Wenn du als Landesherr keine Macht und keinen Mut hast, eine Frau zum Verlassen ihrer Wohnung zu bewegen, was werden deine Leute von dir sagen und denken; wirst du nicht dein Ansehen selber untergraben?" — „Ja, du hast recht, gehe nur nach Hause, ich werde der Frau wieder Botschaft senden, daß sie weggehen soll." Letzteres geschah auch, aber Namupala, sich in Nekotos Schutz wissend, nahm keine Notiz davon. Die Verhältnisse wurden immer unerträglicher. Zu den umherwohnenden Leuten hatte Namupala sich schon geäußert: „Wir wollen doch einmal sehen, wer am meisten in der Gunst der Häuptlinge steht, ich oder der weiße Lehrer." Eines Tages ritt ich wieder, gerade nicht in der besten Laune, zu Nande, um nun endgültigen Bescheid von ihm zu erlangen. Sofort merkte ich, daß er, vielleicht auch durch einen erneuten Wink von seiner Tante Nekoto darin bestärkt, wenig oder überhaupt gar keine Lust zeigte, sein Versprechen zu halten. Unsere Unterhaltung fand in seinem Garten unter einem Baume, wo uns kein Dritter störte, statt. Nachdem ich eingesehen, daß mit Nande nichts zu erreichen war, erhob ich mich: „Also die Sache ist erledigt. Wenn du versagst und, trotzdem du Bezahlung erhalten, dein Versprechen nicht hältst, dann muß ich eben sehen, was ich mache; aber Namupala wird weichen, das versichere ich dir," sprach's und stieg, ohne ihm den Abschiedsgruß zu entbieten, auf mein Pferd und ritt davon.

Was nun? Ich hätte ja einfach Namupala aus ihrer Wohnung nach Landesgesetz mit Gewalt vertreiben können, doch ein solches Vorgehen hätte einem Missionar wenig Ehre gemacht. Blieb die Frau wohnen, dann würde mein Ansehen bei allen Leuten, welche gespannt auf den Ausgang der ganzen Sache warteten, ungemein gelitten haben. Das eine stand fest, wollte ich die Angelegenheit noch zu einem glücklichen Ende führen, so war dieses nur mit Nekotos Hilfe möglich. Zu hoffen war ja wenig, da ich mir von vornherein sagen mußte, diese

wird sich im gegebenen Falle eher auf die Seite ihrer Jugendfreundin als auf die Seite des weißen fremden Mannes stellen. Ich stand schon längere Zeit mit Nekoto in freundschaftlichen Verkehr, und schon manches Geschenk hatte sie von mir erhalten. Nun mußte es sich zeigen, wie weit unsere Freundschaft ging. Durch einen meiner Leute, welchem ich auch zugleich ein Geschenk für sie mitgab, ließ ich ihr zuerst die ganze Sache vorlegen, besonders darauf hinweisend, daß ich den bisher von Namupala bewohnten Bezirk der Landessitte gemäß vom Häuptling gekauft habe und daher dessen Räumung von der augenblicklichen Besitzerin wünsche. Mit Gewalt wolle ich nicht vorgehen, und sie möge doch nun dafür sorgen, daß die Sache auf friedlichem Wege ihre baldige Erledigung fände. Es dauerte nicht lange, da kehrte mein Bote zurück, und zwar mit dem kurzen Bescheid: „Nekoto dankt für dein Geschenk, läßt dir aber sagen, Namupala könne nicht ausziehen, sie müsse wohnen bleiben." Sehr erbaut war ich nun gerade nicht von einer solchen Nachricht, dachte aber, damit ist die Sache für mich noch nicht erledigt, und Nekoto kommt auch nicht so leichten Kaufes davon los.

Nachdem ich einige Tage gewartet, ritt ich persönlich hin. Bei ihrem Gehöft angelangt, wurde ich gemeldet und auch sofort von ihr empfangen. Wir begrüßten uns wie immer aufs freundlichste, und ich übergab ihr dann ein kleines, für sie mitgebrachtes Geschenk. „Was, vor einigen Tagen hast du mir Perlen geschickt, und heute bringst du mir schon wieder etwas mit?" — „Nun," sagte ich, „das ist doch bei guten Freunden Sitte, daß sie sich häufig untereinander beschenken." — „Ja, da hast du Recht," meinte Nekoto, „wir sind auch gute Freunde." Bei unserer nun folgenden Unterhaltung war eine ganze Anzahl von Nekotos Hofdamen zugegen. Endlich wandte ich mich an sie: „Du, ich habe auch noch einige Worte mit dir allein zu reden." Alle Anwesenden mußten sich entfernen, und wir, Nekoto und ich, blieben allein zurück.

„Nun, was für Worte hast du denn?"

„Du weißt, welche Botschaft ich dir kürzlich gesandt habe.

Es handelt sich um deine Freundin Namupala. Gegen sie persönlich habe ich nichts, aber ihr Sohn ist ein Taugenichts. Die zur Schule kommenden Kinder bedroht und prügelt er, um sie dadurch von meiner Station fernzuhalten; auch sucht er die anderen Leute gegen mich aufzuhetzen. Du weißt, ich bin ein Mann des Friedens und liebe solche Sachen nicht, habe auch keine Lust, mich mit Namupala und ihrem Sohn einzulassen. Um nun das bestehende Ärgernis zu beseitigen, habe ich eurer Sitte gemäß den von deiner Freundin bewohnten Bezirk für einen großen Ochsen von deinem Neffen, dem Häuptling Nande, gekauft. Er wollte auch Namupala auffordern, ihren bisherigen Wohnplatz zu verlassen; aber wie es mir scheint, hat er aus Angst vor dir hierzu nicht den Mut."

„Ja, das ist wahr, ich bin für Namupala eingetreten und wollte nicht, daß sie entfernt würde."

„Das ist ja sehr schön, wenn du deiner Freundin beistehst; aber bedenke, wie die Sachen liegen! Es geht doch unmöglich, daß ein Mann wie ich von einer Frau und ihrem Sohne belästigt wird. Was werden die Leute dazu sagen? Dann wird es schließlich heißen: Mit dem Lehrer in Namakunde kann jeder machen, was er will; denn von den Häuptlingen hilft ihm doch keiner. Dein Land ist groß genug, und es wird dir nicht so schwer werden, für deine Freundin einen anderen Platz zu finden."

Endlich war Nekoto auch bereit, auf meinen Wunsch einzugehen. „Sicher, das sehe ich ein, Namupala und du könnt nicht dicht beieinander wohnen, und ich werde ihr Nachricht schicken, daß sie gehen soll, oder ihr auch persönlich einen andern Bezirk anweisen."

„Das freut mich, daß du die Sache erledigen willst. Heute sehe ich, daß unsere Freundschaft fester ist, wie ich selber dachte. Aber nun halte auch Wort, und mache es nicht wie dein Neffe, der Häuptling Nande."

„Nein, du kannst ohne Sorge sein; morgen werde ich meiner Freundin gleich Nachricht schicken."

Bald verabschiedete ich mich und zu Hause angelangt,

harrte ich der Dinge, die kommen würden. Für Namupala war es unterdessen zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß sie Siegerin bleiben und bei den Leuten dadurch auch in höheres Ansehen als ich kommen würde. Da kam für sie, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, Nekotos Botschaft: „Du mußt deinen Bezirk verlassen, eventuell werde ich dir einen anderen geben." Das hatte sie nicht erwartet. Sollte Nekoto, welche ihr bisher immer beigestanden hatte, nun wirklich die Gesinnung auf einmal geändert haben? Und wenn, aus welchem Grunde? Sofort begab sie sich zu ihrer Freundin: „Ist das wirklich wahr, daß ich nun doch fort soll?" — „Ja, es ist besser, wenn du gehst, damit wieder Frieden wird." Nun legte sich Namupala aufs Bitten und Flehen und suchte durch ihre Tränen Nekoto umzustimmen. Dieses mußte ihr auch wohl gelungen sein, denn sie machte in den nächsten Tagen noch nicht die geringste Miene, den von ihr bisher behaupteten Platz zu verlassen.

Die ganze Angelegenheit hatte schon längere Zeit die Gemüter erregt und mußte endlich zur Entscheidung kommen. Ich ritt also wieder zu Nekoto, um endgültigen Bescheid von ihr zu erlangen. Nach kurzer Begrüßung erklärte ich ihr gleich, warum ich gekommen sei, und bat sie dringend, mir ganz offen zu sagen, was sie zu tun gedenke: „Daß es dir nicht leicht wird, deine Freundin zu vertreiben, kann ich mir denken. Ebenso wirst du verstehen, daß es für mich auch gerade nicht angenehm ist, mir von dieser Frau und ihrem Sohn das Leben verbittern zu lassen. Es ist jetzt deine Sache, wessen Partei du nehmen willst. Ich kann dich nicht zwingen, meinen Willen zu tun, aber das eine muß ich dir sagen: „Läßt du mich im Stich, dann kann unmöglich unsere Freundschaft in der bisherigen Weise fortbestehen, denn damit würdest du vor aller Welt bezeugen, daß dir an Namupalas Freundschaft mehr als an der meinigen gelegen ist." — „Nein," sagte sie, „unsere Freundschaft darf dadurch nicht leiden." Wissend, daß ihr doch sehr viel daran gelegen war, mit mir in Frieden zu bleiben, fuhr ich fort: „Überlege dir doch einmal ganz ruhig, von wes-

sen Freundschaft du den größten Nutzen hast, von der meinigen oder der deiner Freundin? Was hat dir Namupala gegeben?" —

„Nun, die schenkt mir nichts."

„Und ich?"

„Ja, das weiß ich, daß du mir schon viel gebracht hast; noch gerade in diesen Tagen hast du mir ja wieder die schönen Perlen geschenkt."

„Also überlege dir gut, wessen Freundschaft du behalten möchtest. Bleibt Namupala auf deine Veranlassung hin, dann hast du von mir nichts mehr zu erwarten. Die Leute reden jetzt schon davon, daß wir beide keinen Frieden miteinander hätten, und ich muß mich dann einfach ganz von dir zurückziehen."

„Rede nicht solche Worte, die tun mir in der Brust weh. Das ist sicher, wir bleiben Freunde."

„Und Namupala?"

„Die muß fort."

„Und wann?"

„Ich schicke ihr gleich Nachricht, daß sie sofort ihre Sachen ordnen und gehen soll."

Noch vor Sonnenuntergang erhielt sie denn auch erneuten Auftrag, ihre bisherige Wohnung zu verlassen. In der Frühe des nächsten Morgens eilte Namupala wieder zu Nekoto, aber diesmal vermochten auch ihre Tränenströme deren Herz nicht zu erweichen: „Du mußt gehen, gegen den Lehrer von Namakunde kann ich nicht an. Das Land ist groß, du wirst schon einen anderen Platz finden." Das hatte sie nicht erwartet. Ziemlich kleinlaut kehrte sie zurück, nun noch einen letzten Versuch machend, ihren Platz zu behaupten. Am nächsten Tage kam sie, eine große Ziege hinter sich herziehend, auf meine Station. Ich begrüßte sie ganz freundlich, und auf meine Frage hin, was sie denn wolle, erhielt ich die Antwort: „Ich bin gekommen, dir diese Ziege zu bringen und Frieden mit dir zu machen." — „Namupala," sagte ich ihr, „hättest du früher

diese Bescheidenheit gezeigt, dann würde sich vielleicht ein Weg gefunden haben, um die ganze Sache friedlich zu erledigen; aber du glaubtest stärker zu sein als ich und hast mich aus dem Grunde bei vielen Leuten hier lächerlich zu machen und zu verleumden gesucht. Jetzt mußt du gehen, einen anderen Bescheid kann ich dir nicht geben. Mein Haus steht dir nach wie vor offen, und du kannst jeden Augenblick kommen, aber deine jetzige Wohnung mußt du räumen."

Eben hatte die Frau mein Haus verlassen, da erschien einer der Großleute Nandes. Er wünschte gleich vorgelassen zu werden, und auf meine Frage, was er denn wolle, erhielt ich die Antwort: „Ich bin vom Häuptling geschickt." —

„So, und was will er denn?"

„Ich soll zu Namupala gehen und ihr sagen, daß sie sofort auszieht, und dann läßt Nande fragen, ob er dich in den nächsten Tagen besuchen könne."

„Gehe und melde dem Häuptling, daß ich die Sache bereits mit seiner Tante Nekoto erledigt habe und seiner nicht mehr bedürfe. Damals hätte er mir diese versagt, und heute brauche ich sie nicht mehr."

„Soll ich ihm das sagen?"

„Das ist meine Antwort an ihn."

„Und dann will er dir doch einen Besuch machen; was soll ich ihm denn da sagen?"

„Melde Nande, wenn er kommen will, dann ist er jederzeit willkommen, und mein Haus steht ihm nach wie vor offen."

Der Bote ging zurück, und in den nächsten Tagen kam Nande, um seinen versprochenen Besuch zu machen. War er auch anfangs sehr kleinlaut, so kamen wir doch bald in die beste Unterhaltung, bei der ich es sorgsam vermied, auch nur mit einem Wort die Angelegenheit mit Namupala zu erwähnen. Er war zu Mittag unser Gast und blieb auch noch bis zum Nachmittagskaffee, der ihm an diesem Tage besonders zu munden schien. Am meisten war er scheint's darüber erfreut, daß ich ihm nichts nachzutragen schien.

Namupala hat denn gleich in den nächsten Tagen ihren Wohnsitz verlassen, und damit war die Angelegenheit erledigt. Daß sie für mich freilich einen so günstigen Abschluß finden würde, hatte ich nicht erwartet. Mein Ansehen war dadurch nicht wenig gestiegen. Mehr als einmal hörte ich, wie die Leute sich äußerten: „Das hätten wir doch nicht gedacht, daß der Häuptling Nande und vor allem auch seine mächtige Tante Nekoto soviel um die Freundschaft des Lehrers gegeben hätten."

Auch der Verkehr mit Namupala hatte dadurch keinen Schaden gelitten. Es dauerte gar nicht lange, und wir waren wieder gute Freunde. Freilich hatte sie jetzt, um nach meiner Station zu gelangen, einen weiteren Weg als früher zu machen. Zuweilen von mir gefragt, warum sie denn nicht hier geblieben und so weit weggezogen sei, gab sie wohl zur Antwort: „Ach, rede doch nicht mehr davon, diese Sache ist jetzt vorbei."

Eines Tages kam auf unsere Station ein junges Mädchen mit dem Wunsch, bei uns zu bleiben. Auf meine Frage nach ihrer Herkunft teilte sie mir mit, daß sie eine Sklavin Nekotos sei. „Aber wie kannst du es denn wagen, von deiner Herrin wegzulaufen und in einen andern Dienst treten zu wollen?" Sie mochte die Schwierigkeit ihres Vorhabens wohl selber einsehen und kehrte denn auch zu Nekoto zurück. Nach einem halben Jahre erschien sie wieder: „Laß mich doch bleiben, vielleicht wird auch meine Herrin nichts dagegen einzuwenden haben." Ohne deren Einwilligung durfte dies nicht geschehen; aber wie diese erlangen? Ich sandte zu Nekoto und ließ ihr sagen: „Deine Sklavin Ndahambelela ist hier und will bei mir bleiben, was sagst du dazu?" Sie schien gar nicht so abgeneigt, ihre Zustimmung zu geben, rief den von mir gesandten Boten und gab ihm den Auftrag: „Melde dem Lehrer, er sei mein Freund, und darum könne das Mädchen bei ihm bleiben." In demselben Moment kam ihr Mann, namens Haisi, herbei. „Was," sagte er, „auf so etwas willst du dich einlassen? Wenn du das dieses Mal gestattest, werden dir nach und nach alle deine Sklavinnen weglaufen und zum Lehrer

gehen, und du behältst keine einzige Dienerin mehr im Gehöft." — „Ja, das könnte wohl sein," meinte Nekoto; „dann soll sie doch lieber zurückkommen," und sandte auch gleich Leute, um sie zu holen. Schweren Herzens, vielleicht nichts Gutes ahnend, kehrte Ndahambelela mit diesen zu ihrer Herrin zurück. „Was wird jetzt werden," meinte sie, „ich bin fortgelaufen, und da wird es mir sicherlich schlecht ergehen." — „Gehe nur ruhig mit," sagte ich, „gleich in den nächsten Tagen werde ich mich nach dir erkundigen."

Es dauerte gar nicht lange, da kam einer mit der Nachricht, daß sie sofort nach ihrer Rückkehr gefesselt und in den Block gelegt sei, und daß Nekoto nur auf die erste beste Gelegenheit warte, um sie zu verkaufen. Obwohl ich solchen Worten keinen rechten Glauben schenken konnte, ritt ich doch sofort hin, um Näheres zu erfahren. Nachdem Nekoto und ich uns eine Zeitlang unterhalten hatten, fragte ich: „Was macht denn eigentlich die Ndahambelela?"

„Die ist im Garten bei den andern Mädchen beschäftigt."

„Könntest du sie nicht eben rufen lassen, ich möchte sie gern sehen?"

„Das wird kaum gehen, der Garten ist sehr groß, und ich weiß nicht, wo sie gerade steckt."

Alles weitere Bitten meinerseits half nichts; Nekoto blieb bei ihrer Behauptung, sie würde jetzt nicht zu finden sein. Unverrichteter Sache verabschiedete ich mich endlich. Draußen vor dem Gehöft angekommen, traf ich einen alten Bekannten. Halt, dachte ich, der kann mir vielleicht zur Erreichung meines Zieles behilflich sein. Ganz kurz, ohne daß ein anderer etwas davon merkte, teilte ich ihm mit, um was es sich handelte, und bat ihn, doch seinerseits sofort Erkundigungen nach dem Verbleib des Mädchens anzustellen, welches er auch versprach. Schon am nächsten Tage war ich allen Zweifels enthoben, Sie war wirklich gefesselt und auch das Gehöft, in welchem sie gefangen war, wurde mir genannt. Man schien also wirklich die Absicht zu haben, sie bei erster Gelegenheit zu verkaufen. Dieser Plan mußte auf jeden Fall vereitelt werden.

Gleich in der Frühe des nächsten Morgens ritt ich hin und traf Nekoto in Gesellschaft von zwei Hofdamen. Es war ein kühler Morgen, und sie saß darum in einer von der Sonne beschienenen Ecke ihres Gemaches. Meiner früheren Gewohnheit entgegen nahm ich in ziemlicher Entfernung von ihr auf einem am Boden liegenden Baumstamm Platz, ohne sie dabei auch nur eines Blickes zu würdigen. Bald entbot sie mir den üblichen Morgengruß:

„Ua penduka = bist du aufgestanden?" Keine Antwort.

„Ua penduka," klang es zum zweiten Male. Ich verharrte ruhig, ohne mich umzuwenden, in meiner Stellung, mit meiner Reitpeitsche in dem vor mir liegenden Sande Figuren zeichnend.

„Der scheint heute aber sehr böse zu sein," äußerte sich die eine der beiden Hofdamen.

„Geht und holt dem Lehrer Bier," befahl Nekoto, „damit er einmal trinkt, vielleicht wird dann sein Leben (Omuenjo) zurückkommen."

„Ich will dein Bier nicht," erklang es von meiner Seite kurz zurück. Trotzdem wurde dieses gebracht, ich ließ es aber vorläufig unberührt.

„Was mag denn wohl passiert sein," ließ sich jetzt leise die andere der beiden Frauen vernehmen.

Auch Nekoto mochte die Sache ungemütlich werden.

„Ua penduka tate = bist du aufgestanden, mein Vater."

„Sei doch stille; ich bin dein Vater nicht und du bist auch nicht meine Tochter!"

„Aber was ist denn eigentlich los? Hat dich jemand geärgert oder bestohlen, dann sage es mir doch; ich werde dir sofort helfen."

„Ja, es hat mich jemand furchtbar geärgert."

„Und wer hat das gewagt?"

„So fragst du noch? — Das wirst du gerade so gut wissen als ich."

„Wie kann ich das wissen; aber nenne doch den Namen, und dann wollen wir sehen, was zu machen ist."

„Du bist es selber gewesen!"

„Ich! — Aber was habe ich dir denn getan?"

„So magst du wohl fragen, als ob du das nicht wüßtest."

„Aber dann sage es doch, ich weiß wirklich nichts."

„Du weißt nichts? — Du hast mich zum schlechtesten Menschen hier im ganzen Lande gestempelt."

„Was, — wie kannst du so etwas sagen? Wir waren immer gute Freunde und sind es noch."

„Für solche Freundschaft bedanke ich mich bestens."

„Aber dann sage doch endlich, um was es sich handelt, und jage mich nicht so in Angst."

„So höre denn zu, was ich dir zu sagen habe: Deine Sklavin Ndahambelela war an meinem Hause und wollte bei mir bleiben. Ich habe dir Botschaft gesandt, ob das möglich sei. Anfangs warst du damit einverstanden, aber dann hast du dich wieder durch deinen Mann Haisi umstimmen und das Mädchen holen lassen. Zur Strafe dafür liegt es nun im Block und soll verkauft werden. Bin ich denn ein so schlechter Mensch, daß deine Leute nicht einmal mein Haus betreten dürfen, und wenn dies geschieht, sie dann sofort verkauft werden?"

„Aber, wie kannst du so etwas denken? So war das doch nicht gemeint!"

„Ob du das so gemeint hast oder nicht, ist ganz gleich. Ich konnte keinen anderen Grund für dein Verhalten finden, und das ganze Land wird so denken wie ich. Nun wird es überall heißen: Nekoto und der Lehrer von Namakunde haben sich entzweit."

„Aber ich gebe dir die Versicherung, an so etwas habe ich gar nicht gedacht."

„Ist mir ganz gleich, was du gedacht hast; wenigstens hast du mich furchtbar geärgert."

„Aber was soll denn nun werden, und was willst du eigentlich?

„Was ich will, ich will die Ndahambelela haben. Du sollst sie mir geben, und dann wird sie meine Dienerin."

„Gut, ich gebe sie dir."

„Ist das wirklich deine Absicht, und wirst du mich auch nicht belügen?"

„Nein, ich werde Wort halten."

„So," sagte ich, „dann scheinen die Sachen doch anders zu liegen, wie ich zu denken geneigt war. Nun verachte ich auch dein Bier nicht länger," und mit diesen Worten ergriff ich den vor mir stehenden Becher.

„Ah" — ließen sich jetzt die beiden Hofdamen Nekotos vernehmen, „sein Leben ist zurückgekehrt."

Nun spielte ich auch nicht mehr länger den schwer Beleidigten sondern setzte mich, wie früher, etwas näher zu meiner Freundin hin. Sie selber schien auch sehr froh zu sein, daß unsere Unterhaltung nun eine solche Wendung genommen hatte. Wir haben dann noch miteinander über manche anderen Dinge, wieder in vertraulichem Ton wie sonst, geredet. Endlich empfahl ich mich mit den Worten: „Ich muß jetzt nach Hause. Also du wirst mir morgen das Mädchen schicken?"

„Du kannst ohne Sorge sein, ich werde Wort halten."

Es waren unterdessen wieder drei Tage, in denen ich vergeblich harrte, vergangen. Irgend einen Boten zu schicken, wäre zwecklos gewesen. Ich ritt also wieder persönlich hin, um Nekoto an ihr Versprechen zu erinnern. Um eine Entschuldigung war sie gar nicht verlegen. „Weißt du," sagte sie, „ich habe die Sache nicht vergessen, aber ich fand noch keine Zeit und auch keine passende Gelegenheit. Der Mann, bei dem sie gefangen liegt, kommt morgen, und dann soll er sie sofort herbringen, und ich schicke sie." Meine Freundin mußte auch an diesem Morgen manches, was ihr sicher nicht angenehm war, hören. Immer wieder suchte ich dabei an ihr persönliches Ehrgefühl zu appellieren: „Sieh, wenn zwei wie du und ich, auf welche die Augen des ganzen Landes gerichtet sind, keinen Frieden miteinander halten, was für eine Wirkung wird das auf die andern Leute haben. Wir müssen doch vor allen Dingen mit gutem Beispiel vorangehen." — „Ja, da hast du recht," meinte sie, „und du sollst deinen Willen haben."

Das betreffende Mädchen war ja auch für Nekoto ein ziemlich wertvolles Objekt, für welches sie manche von ihr begehrten Dinge einhandeln konnte. Um ihren Schmerz über diesen Verlust etwas zu mildern, sagte ich: „Du wolltest den Menschen verkaufen. Du verkaufst ihn nun an mich, und ich werde dir den geforderten Preis zahlen." — „Was," antwortete sie, „werden wir denn handeln? Ich denke, gute Freunde handeln doch nicht miteinander, sondern beschenken sich gegenseitig." „Auch damit bin ich einverstanden; was willst du haben?"

Nach einer Pause: „Hast du Wein?" — „Ja, ich besitze einige Flaschen, welche ich für Krankheitsfälle aufgehoben habe. Ich werde dir also ein entsprechendes Geschenk bringen und auch verschiedene Flaschen Wein." Beim Abschied erhielt ich wieder das Versprechen: „Das Mädchen wird morgen kommen."

Haisi, Nekotos Mann, war von dem Gang der Dinge wenig erbaut. Da er Ndahambelelas Auslieferung an mich nicht mehr verhindern konnte, wollte er doch wenigstens auch ein gutes Geschäft bei der Sache machen. Unter meinen Kühen befand sich ein aus Hereroland importierter Stier, an dem er ein besonderes Wohlgefallen fand. Mehr als einmal hatte er schon früher den Versuch gemacht, diesen auf die eine oder andere Weise zu erlangen, ohne bisher seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Nun glaubte er den geeigneten Moment hierfür gekommen. Während ich noch immer darauf wartete, daß meine Freundin nun endlich ihr Versprechen erfüllen möge, erschienen eines Morgens zwei Reiter. Nach ihrem Begehren gefragt, hieß es: „Nekoto hat uns gesandt. Sie läßt dir sagen, du möchtest ihr deinen Stier schicken, und sobald dieser ankäme, würde sie die Sklavin herausgeben." Ich war nicht wenig über ihre plötzliche Sinnesänderung erstaunt. Zuerst hieß es: „Gute Freunde werden doch miteinander handeln," und nun forderte sie einen solchen Preis. „Hört einmal," sagte ich zu den Leuten, „ihr seid sicher nicht von Nekoto, sondern von Haisi geschickt." — „Nein, ganz gewiß nicht, Nekoto persönlich hat uns gesandt; sie hat gesagt, sobald der Stier in ihr Gehöft kommt, geht deine Sklavin aus demselben heraus; die

beiden werden sich in dessen Tür kreuzen." — Was nun? Ndahambelela mußte los, auch um einen solchen Preis. Das gewünschte Tier ließ ich sofort holen, sandte aber doch noch einmal zu Nekoto: „Wie verhält sich die Sache? Wie kommt es, daß du heute so ganz anders denkst als vor einigen Tagen, und nun doch einen direkten Kaufpreis forderst?" Bald kehrte mein Bote zurück: „Nekoto läßt dir sagen, sie habe mit der Sache nichts zu tun; es bleibe bei eurer Verabredung." Daß ich nun den betreffenden Stier nicht auslieferte, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Gerade dieser Zug in Nekotos Gesinnung hat mir bei der ganzen Angelegenheit mit die meiste Freude bereitet. Wenn man bedenkt, wie versessen die Leute auf jedes Stück Vieh sind, und wie leicht es in diesem Falle für meine Freundin war, auf leichte Weise an einen Stier, wie sie wohl unter all' ihren Herden keinen besaß, zu kommen, dann muß man sagen: Alle Achtung, daß sie trotzdem der so naheliegenden Versuchung, ihr mir gegebenes Versprechen zu brechen, widerstand.

Aber wer trotzdem nicht kam, war Ndahambelela. Des langen Wartens müde, ritt ich wieder hin, um die Sache nun endlich zur Entscheidung zu bringen. Daß sie mir gegenüber kein gutes Gewissen hatte, merkte ich sofort. Durch alle möglichen Redensarten suchte sie sich zu entschuldigen und meinen Ärger über ihr Verhalten zu beschwichtigen. Ich entgegnete ihr endlich: „Du hast mir gesagt, du würdest mich nicht belügen, aber ich sehe doch, daß du diese Kunst sehr gut verstehst. Heute komme ich zum letzten Male in dieser Angelegenheit. Sage mir jetzt frei heraus, ob du mir das Mädchen geben willst oder nicht?"

„Selbstverständlich bekommst du sie, das haben wir doch längst miteinander abgemacht."

„Nun, dann laß sie sofort rufen, und ich werde hier warten, bis sie kommt und nehme sie gleich mit nach Hause."

„Das geht nicht, aber morgen schicke ich sie bestimmt."

„Was du unter morgen verstehst, habe ich zur Genüge erfahren. Das ganze Land weiß um die Sache, und überall

redet man davon, daß Nekoto und der Lehrer keine guten Freunde mehr sind."

„Laß nur die Leute reden, unsere Freundschaft können sie nicht stören."

„Das mag sein; aber du selber verdirbst sie. Jetzt mein letztes Wort: Ich gehe nach Hause. Morgen sende ich einen Boten, und dem gibst du das Mädchen mit. Willst du?"

„Ja, so wollen wir es machen."

Gleich in der Frühe des nächsten Morgens rief ich einen meiner Leute: „Du gehst nach Nekoto und sagst, ich hätte dich gesandt, um das Mädchen zu holen. Aber untersteh dich nicht, daß du allein zurückkehrst."

An Ort und Stelle angelangt, wurde er nach seinem Begehr gefragt. „Der Lehrer hat mich gesandt, um die Ndahambelela zu holen."

„Geh' nur wieder nach Hause und sage ihm, morgen würde sie kommen."

Mein Bote ließ sich aber nicht abweisen: „Ich darf nicht ohne sie zurückkehren; ich soll hier warten, bis sie mitgeht." Mehrmals aufgefordert, er möge nur gehen, verschwand er immer für eine Weile, um dann wieder als stiller Mahner in Nekotos Nähe zu erscheinen. Die Sonne war unterdessen längst untergegangen. „Aber, willst du denn noch nicht nach Hause zurückkehren? Es ist ja schon Nacht, und die Leute gehen bald schlafen." — „Nein, ich werde hier in deinem Gehöft übernachten." Mein Bote blieb und war am nächsten Morgen einer der ersten, welche Nekoto begrüßte. Sie mochte wohl denken, es wird doch am besten sein, wenn ich endlich die Angelegenheit erledige, damit mich der Mann in Ruhe läßt. Ndahambelela wurde geholt und meinem Boten übergeben, der dann auch bald mit ihr auf meiner Station erschien. „Nun, was hat Nekoto gesagt?" — „Sie hat nicht viel geredet. Nachdem das Mädchen gebracht wurde, rief sie mich: „Bring dem Lehrer diese meine Sklavin und bestelle ihm einen schönen Gruß."

Nun, da ich ein so großes „Geschenk" von meiner Freundin erhalten hatte, war es meine Pflicht, mich bald zu revanchie-

ren. Die Wahl der verschiedenen Gegenstände wurde mir nicht schwer. Neben manchen anderen Dingen wählte ich eine Reisedecke, eine wollene Schlafdecke, an 10 kg einer besonders geschätzten Perlensorte und — fünf Flaschen Sherry. Da Nekoto auch für Brot eine besondere Vorliebe hatte, buk meine Frau einen mächtigen Rosinenstullen, welchen ich dann ebenfalls mitnahm. Zwei meiner Diener wurden mit den Schätzen beladen, die ich persönlich überbringen wollte. An Ort und Stelle angelangt, wurde ich gemeldet und dann sofort vorgelassen. Dieses Mal gestaltete sich unsere Begrüßung besonders freundschaftlich, waren doch alle dunklen Wolken, die unser Verhältnis zu trüben schienen, verflogen, und Nekotos ganzes Hofgesinde und viele Bewohner des Landes hatten es erfahren, daß auch eine so angesehene Person wie Nekoto viel um die Freundschaft des Missionars gab.

„Hier sind meine Sachen, die ich dir gebracht habe."

„Binde los, damit ich sehe."

Mit besonderem Wohlgefallen ruhten ihre Augen auf den verschiedenen Gegenständen, nicht am wenigsten auf den fünf Flaschen und dem Rosinenstullen. „Mache doch eine Flasche auf und schneide ein Stück Brot ab, damit ich sehe, wie die Dinge schmecken." Ihr Wunsch war schnell erfüllt. Nachdem sie den ersten Schluck genommen hatte, meinte sie: „Das ist aber guter Wein," woraufhin ich ihr antwortete: „Denkst du, ich trinke schlechten oder würde dir vielleicht solchen geben?" Das erste Stück Brot war bald verzehrt, und ich mußte ein zweites abschneiden. „Heute hat deine Frau aber besondere Mühe auf die Bereitung desselben verwandt," meinte sie, „denn so gutes habe ich noch nicht gegessen." — „Nun," gab ich zur Antwort, „das hat sie auch nur für dich gebacken; da kannst du sehen, wie lieb sie dich hat."

Wir waren noch in schönster Unterhaltung, als auf einmal ihr Mann Haisi herzukam. Sein böses Gewissen mochte ihm wohl sagen, daß er bei mir auf keinen guten Empfang zu rechnen hatte. „Sieh," sagte ich zu Nekoto, „da kommt der Mann, der bald unsere ganze Freundschaft durch die Sache

mit dem Stier verdorben hätte." Er wehrte gleich ab: „Schweige doch jetzt von diesen Dingen." Nekoto und ich haben dann noch mancherlei miteinander geredet, und als ich mich endlich empfahl, schieden wir voneinander wie die besten Freunde.

Von dem Tage an ist unsere Freundschaft durch nichts mehr getrübt worden. Hatte ich in Zukunft irgendeine Angelegenheit mit ihr zu verhandeln, so wurde diese jetzt in den meisten Fällen schnell erledigt. Zu einem guten Bekannten von mir soll sie sich einmal geäußert haben: „Wenn der Lehrer in Namäkunde etwas will, dann muß ich ihm sofort helfen, denn der Mann läßt mir doch nicht eher Ruhe, bis er seinen Willen hat."

Als ich ihr die Geburt unseres Töchterleins meldete, sandte sie sofort Botschaft: „Die soll nach mir genannt werden," also auch Nekoto heißen. Von ihren Untertanen wurde das als ein besonderes Zeichen ihrer Freundschaft mir gegenüber angesehen. Indem sie unser Töchterlein zu ihrer Namensschwester ernannte, war auch sie persönlich meine Tochter geworden und nannte mich fortan nur noch Täte, mein Vater. Nach einigen Wochen machten wir mit unserer kleinen Nekoto einen Besuch bei ihrer Namensschwester, um ihr diese vorzustellen. Obwohl ihre Freude darüber sehr groß war, wollte ihr ein Ding doch nicht recht behagen. Unsere Kleine war ein echter Flachskopf, und Nekoto meinte: „Diese weißen Haare kann ich nicht sehen, ich werde sicher in dieser Nacht davon träumen."

Als ich Ende 1907 Oukuanjama verließ, mußten wir uns auch von meiner Freundin und Tochter verabschieden, und da zeigte es sich erst recht, wie diese Person an uns hing. Sie hielt meine Hand lange fest und sagte: „Jetzt geht mein Vater fort und wird sicher nicht wiederkommen." Immer wieder mußte ich ihr das Versprechen geben, bald zurückzukehren. Manchen Wunsch hat sie dann noch geäußert, Dinge betreffend, die ich ihr von Europa mitbringen sollte. Mancher wird wohl darüber lächeln, wenn ich selber gestehen muß, daß auch mir der Abschied von Nekoto nicht leicht wurde, ohne freilich an jenem Morgen zu ahnen, daß ich sie nie wiedersehen werde. —

Nun zum Schluß noch ein Erlebnis mit meinem alten Freund Kandjambanga. Dieser wohnte in der Nähe meiner Station und gehörte mit zu den reichsten Leuten des Landes. Gleich bei unserer ersten Begegnung schlossen wir Freundschaft, und von dem Tage an war er ein häufiger Gast in unserem Hause, in dem er so manches Neue sah und hörte. Blieb er längere Zeit, was nicht selten der Fall war, dann mußte man ihm auch, der Landessitte gemäß, irgend etwas anbieten. Besonders dankbar war er immer für einen Becher recht süßen Kaffees nebst einem Stück Brot. Sobald er meine Frau erblickte, war seine erste Farge: „Hast du schon Kaffee für mich gemacht?" Jeder Gegenstand in meiner Studierstube war ihm ein Wunderding, und an Stoff zur Unterhaltung fehlte es nie. Einst schien eine Wandkarte sein besonderes Interesse zu erregen, und er ließ nicht nach, bis ich ihm die Bedeutung dieses Gegenstandes klar machte. „Nein," sagte er, „das hätte ich doch nicht gedacht, daß die Welt so groß wäre und daß es so viel Wasser gäbe." Als ich ihm dann die Reiseroute von Deutschland bis nach Afrika zeigte, meinte er: „Hattest du denn keine Angst, so lange auf dem Wasser zu fahren?" Nun war Gelegenheit gegeben ihn auch darüber zu belehren, was mich diesen weiten Weg hatte machen lassen. Kandjambanga war noch vollständig im Banne des Heidentums gefangen und hatte auch vor den im Lande befindlichen Zauberern keinen geringen Respekt. Als ich ihm zum ersten Male deren verderbliches, auf Lug und Trug beruhendes Treiben aufdeckte, schien er an die Wahrheit meiner Worte noch nicht recht zu glauben. Daß es Ovalodi (s. Seite 210 ff.) und auch Zauberer, welche diese ausfindig machen könnten, gäbe, daran schien er keinen Augenblick zu zweifeln. Er selber hatte schon früher manchen als Omulodi bezeichneten Menschen töten lassen. Als wir eines Tages gerade über dieses Thema wieder längere Zeit verhandelt hatten, sagte ich ihm: „Du magst ja über die Sache denken, wie du willst; aber eins mußt du mir versprechen." — „Und das wäre?" — „Du darfst keinen Omulodi mehr töten lassen, oder du kannst nicht länger mein Freund sein, denn solche Sachen liebe ich

nicht." — „Nein," sagte er schließlich, „ich werde das auch nicht mehr tun; es scheint doch, als ob du recht hast und unsere Zauberer Lügner und Betrüger sind." Fortan versäumte ich keine Gelegenheit, meinen Freund in dieser Ansicht zu bestärken. Eine besondere Freude war es ihm, wenn ich ihn auch zuweilen in seiner Wohnung besuchte, und wir dann gemütlich eine Pfeife miteinander rauchten. Dasselbe Freundschaftsverhältnis entwickelte sich auch bald mit seinem ältesten Sohne Kautuima.

Die Zeit meiner Abreise rückte heran, aber vorher sollte es sich noch zeigen, daß auch der Umgang mit meinem alten Freunde nicht ohne Erfolg geblieben war. Eines Tages ließ sich bei mir ein alter Mann, der mich zu sprechen wünschte, melden. Auf die Frage nach seinem Begehr antwortete er: „Ich bin gekommen, daß du mir helfen möchtest." — „Und womit könnte ich dir dienen?" Der Alte ließ sich auf dem Boden nieder und erzählte mir folgendes: „Meine Tochter war an einen Mann, der außer ihr noch eine andere Frau hatte, verheiratet. Letztere ist vor einiger Zeit gestorben, und mein Kind ist nun als Omulodi bezeichnet und gefangen worden. Ihr Schicksal ist noch nicht entschieden, aber du kannst vielleicht das Schlimmste verhüten." Wohl wissend, wie schwierig es war, einen als Omulodi gefangenen Menschen zu befreien, fragte ich ihn: „Wo befindet sich denn deine Tochter augenblicklich." — „Die ist im Gehöft von Kandjambanga. Er hat sie auch fassen lassen, denn jene Verstorbene, welche meine Tochter behext haben soll, war seine Nichte." Also hatte sich mein Freund trotz seines Versprechens und trotz meiner Bitten wieder verleiten lassen, einen als Omulodi Beschuldigten zu fassen. Jedenfalls mußte, um noch etwas zu erreichen, schleunigst gehandelt werden. „Gehe jetzt nach Hause," sagte ich dem Alten, „ich werde sehen, was ich tun kann."

Noch am Abend rief ich einen meiner Jungen und gab ihm den Auftrag: „Morgen früh, wenn die Hähne zum erstenmal krähen, stehst du auf und gehst zu Kandjambangas Gehöft. Dort erkundest du, ohne dich zu zeigen, ob er zu Hause ist; wenn die Sonne aufgeht, mußt du zurück sein und mir Bescheid

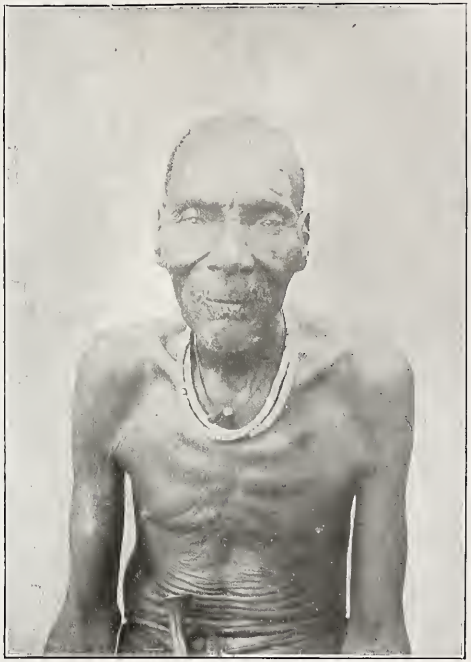
bringen." Gegen 6 Uhr war mein Bote zurück mit der Nachricht: „Kandjambanga ist zu Hause." — „Hast du ihn gesehen?" — „Ja, ich war bei ihm und fragte, ob er wohl heute zu Hause sei, du schienst ihn besuchen zu wollen." — Jetzt hat mir mein eigener Junge durch seine Dummheit vielleicht noch die ganze Sache verdorben, dachte ich, ritt aber trotzdem hin. Kandjambanga erschien auch sofort, und als wir uns als gute Freunde begrüßt hatten, fragte er: „Was suchst du denn heute hier und das in so früher Morgenstunde?" — „Nun, wir haben uns lange nicht gesehen, und ich hatte Sehnsucht nach dir! Darf ich dich denn nicht mehr besuchen?" Kandjambanga warf mir einen Blick zu, als wenn er sagen wollte: Heute hat dich sicher etwas anderes als Sehnsucht nach mir hergetrieben. Wir begaben uns nun in das Innere des Gehöftes und ließen uns auf einen Baumstamm nieder. Bald war die Unterhaltung im besten Gange, wobei freilich mein alter Freund eine etwas gedrückte Stimmung nicht verbergen konnte. Ungeteilte Freude über meinen Besuch schien sein Herz heute nicht zu erfüllen. Endlich sagte er: „Was soll ich dir nun vorsetzen; du bist unangemeldet gekommen, und ich habe darum nicht schlachten können." — „Ein so reicher Mann wie du," erwiderte ich, „wird doch wohl nicht so leicht in Verlegenheit kommen." — „Ich werde dir dann einen Ziegenbock schenken, den kannst du zu Hause schlachten und essen." Mit Dank wurde dieser angenommen und einer seiner Diener mußte ihn sofort nach meiner Wohnung befördern.

„Wir sind doch gute Freunde," meinte Kandjambanga im Laufe der weiteren Unterhaltung, und indem er seine beiden Hände fest zusammenlegte, sagte er: „Sieh, so fest ist unsere Freundschaft. Wie jetzt zwischen meine beiden Hände nichts kommen kann, so kann sich auch zwischen uns beide kein anderer drängen."

„Ja," erwiderte ich, „so müßte es sein; aber wie die Sachen augenblicklich liegen, kann ich an deine Freundschaft nicht mehr so recht glauben."

„Was, ich sollte dich belügen und anders denken, als ich rede!?"

Mutter mit ihrem Kinde.



Freund Kandjambanga.

„Ja, so ist es. Wenn wir zusammen sind, scheint es wirklich, als ob wir gute Freunde wären; aber hinter meinem Rücken tust du doch, was du willst, und auch solche Dinge, von denen du ganz gut weißt, daß sie nicht recht sind und ich sie nicht liebe."

„Aber, wie kannst du mich denn so beschuldigen?"

„Weil es eben so ist."

„Da haben mich sicher gewisse Leute, denen unsere Freundschaft ein Ärgernis ist, bei dir verleumdet."

„Weißt du, warum ich an deine Freundschaft nicht mehr glaube?"

„Und das wäre?"

„Also merke auf, was ich dir zu sagen habe: Du weißt, wie oft du mich in meinem Hause besucht hast und immer aufs freundlichste empfangen wurdest."

„Ja, das ist wahr."

„Denkst du noch daran, wie du fast bei jeder Gelegenheit von meiner Frau einen großen Becher süßen Kaffee und ein großes Stück Brot bekommen hast?"

„Glaubst du denn vielleicht, das hätte ich vergessen. Du weißt doch, wie gut es mir schmeckte, und wie ich immer dafür gedankt habe."

„Entsinnst du dich auch noch meiner Worte? Wir haben oft über eure Zauberer geredet, und da habe ich dir gesagt, daß sie alle Lügner und Betrüger sind. Vor allem habe ich dich immer wieder darauf hingewiesen, daß es keine Ovalodi gäbe, und daß es ein großes Unrecht sei, solche Leute zu fassen und zu töten. Hast du das vielleicht vergessen?"

„Wie könnte ich solche Worte vergessen!"

„Dann bin ich doch sehr erstaunt, daß du trotzdem wieder eine als Omulodi beschuldigte Frau gefangen hast."

„So, — darum bist du gekommen?"

„Ganz recht, nur aus dem Grunde. Mir hast du oft versprochen, keinen Omulodi mehr zu fangen und zu töten, und nun hast du es doch wieder getan. Daß mich ein derartiges Verhalten meines alten Freundes, dem ich solche Dinge nicht

mehr zutraute, sehr betrübt macht, wirst du verstehen können. Nun bin ich persönlich gekommen um dich zu fragen, ob zwischen uns beiden wirkliche Freundschaft besteht, oder ob das alles nur falsches Spiel von dir ist."

„Aber, wie kannst du so etwas denken? Ich habe dir doch noch eben gesagt, wie fest unsere Freundschaft ist!"

„Trotzdem kann ich nicht mehr daran glauben."

„Was willst du denn?"

„Was ich will? Ich will die Frau, welche du gefangen hast, haben."

„Damit du siehst, daß unsere Freundschaft wirklich besteht, werde ich sie dir geben."

„Wann?"

„Morgen werde ich sie bringen."

„Verlangst du vielleicht von mir, daß ich dir so etwas glauben soll? Du willst nur Zeit gewinnen, um die Frau an einer Stelle, wo sie von mir nicht mehr erreicht werden kann, verstecken zu können."

„Nein, du kannst dich auf mich verlassen."

„Du magst noch so ehrlich sein, aber ich gehe darauf nicht ein. Jetzt sofort will ich die Frau haben, um sie mit nach Hause zu nehmen."

„Das ist nicht möglich, denn sie ist nicht hier; aber ich bringe sie morgen ganz bestimmt."

„Gut," erwiderte ich, „ich sehe, daß du nicht willst und habe dir nur noch eins zu sagen: „Von jetzt ab hat unsere Freundschaft ein Ende. Ich komme nicht mehr her, und du sollst auch mein Haus nicht wieder betreten. Sofort schicke auch jemand hinter dem Ziegenbock her, damit er zurückkommt; denn von dir werde ich kein Stück Fleisch mehr annehmen." Damit erhob ich mich um zu gehen. Entsetzt griff Kandjambanga nach meinem Arm und zog mich wieder nieder: „Was, so willst du gehen?"

„Laß mich, ich habe hier nichts mehr zu suchen."

„Nein, so kommst du nicht fort. Bleib sitzen, und wir wollen noch einmal ruhig über die Sache reden."

„Was hilft alles Reden, die Frau will ich haben und keine Worte."

„Du sollst sie ja auch haben, aber sie ist nicht hier, ich muß sie doch erst holen lassen."

Unterdessen war sein Sohn herbeigekommen und hatte schon eine Weile unserer Unterhaltung gelauscht. Auf ihn weisend sagte ich endlich: „Sieh', da sitzt dein Sohn, draußen vor dem Eingang stehen meine Pferde. Befiehl deinem Sohn, daß er mich begleitet, und wir werden die Frau suchen." Kandjambanga machte einen letzten verzweifelten Versuch, mich von meinem Vorhaben abzuhalten. Als auch dieser scheiterte, befahl er endlich seinem Sohne, mich zu begleiten. Als ich mich zum Gehen wandte, meinte er: „Die Frau kannst du haben; aber sage ihren Verwandten, daß sie mir dann wenigstens zwei Ochsen bezahlen." Weil ein Omulodi nur in seltenen Fällen und dann nur gegen ein hohes Lösegeld — 8—10 Ochsen — freigegeben wird, ging ich anstandslos auf Kandjambangas Forderung ein. Die Mühe des Suchens hätte er mir freilich auch ersparen können. Bis zum Morgen dieses Tages war die Frau vorläufig als Gefangene in seinem Gehöft. Sobald er von meinem Kommen Nachricht erhielt, ließ er sie, nichts Gutes ahnend, sofort verstecken.

Nachdem wir eine Stunde geritten und an manchem Gehöft vergeblich angefragt hatten, kamen wir endlich an das gewünschte Ziel. Das Versteck war entdeckt, und der betreffende Hausherr machte auch kein Hehl daraus, daß die Frau mit ihrem Kinde vor kurzer Zeit zu ihm gebracht sei. Auf Befehl meines Begleiters wurde sie sofort herbeigeholt. Ängstlich nach allen Seiten umherblickend, nicht wissend, was mit ihr geschehen sollte, kam sie heran. Kaum hatte sie erfahren, um was es sich handelte, da war alle Ängstlichkeit geschwunden, gleichsam als ob sie sagen wollte: Jetzt, wo dieser Mann über mich zu verfügen hat, brauche ich nichts mehr zu befürchten. Zu Hause angekommen, wurde sie vorläufig in einem Nachbargehöft untergebracht.

Gegen Nachmittag erschien auch ihr Vater um zu hören, was

ich erreicht hatte. „Dein Kind," sagte ich ihm, „kannst du haben, und ihm wird nichts geschehen; aber Kandjambanga verlangt als Lösegeld zwei Ochsen." — „Das werden wir kaum zahlen können, doch ich will zu meinen Verwandten gehen, möglich, daß diese mir helfen," erwiderte der Mann. Er ging und kehrte nach vielleicht vierzehn Tagen mit einem kleinen Kälbchen zurück. „Aber, was willst du denn damit," fragte ich ihn, „du solltest doch zwei Ochsen bringen." — „Das ist alles," gab er zur Antwort, „was ich erlangen konnte; meine Verwandten haben sich zurückgezogen und wollen nicht helfen." — „Ob Kandjambanga für den Preis deine Tochter freigeben wird, ist mir sehr fraglich, doch wollen wir einen Versuch machen." Ich sandte sofort einen Boten und ließ ihn persönlich rufen. Bald war er, begleitet von einer Schar seiner Diener, zur Stelle. Als er Platz genommen hatte, begann, nachdem wir uns begrüßt hatten, folgende Unterhaltung:

„Du hast mir vor einiger Zeit die Frau mit dem Kinde gegeben."

„Ganz recht."

„Als Lösegeld hast du zwei Ochsen verlangt."

„Ja, aber nur deinetwegen wollte ich mit einem so niedrigen Preis zufrieden sein."

„Deine Forderung teilte ich dem Vater der Frau mit. Wie er mir sagte, ist er ein armer Mensch, und seine Verwandten haben ihn auch im Stich gelassen und wollen ihm nicht helfen. Nun ist er heute mit einem kleinen Kälbchen zurückgekehrt, welches er als Lösegeld bezahlen will. Da du schon einen sehr niedrigen Preis gesetzt hast, wage ich es dir nicht anzubieten. Ich gebe meinem Freunde nun folgenden Rat: Ich lasse die Frau mit ihrem Kinde holen, und du bekommst sie zurück. Du kannst dann nach deinem Ermessen mit ihr handeln; entweder läßt du sie erschießen, wie ihr das ja in den meisten Fällen mit Ovalodi zu tun pflegt, oder du verkaufst sie in die Sklaverei. Aber eines bedenke: Es kommt ein Tag, dann werden wir uns wiedertreffen, und auch diese Frau wird zugegen sein. Dann wirst du auch den großen Gott sehen,

von dem ich dir oft erzählt habe, und auf jene Frau weisend, wird er dich fragen: Kandjambanga, warum hast du diese Frau, welche ich erschaffen hatte, getötet oder in die Sklaverei verkauft? Was wirst du dann antworten?"

„Sei doch ruhig," bat mein alter Freund, „und rede nicht wieder von diesen Dingen. Du weißt, ich kann das nicht hören." Und warum nicht?

Für alles, was ich Kandjambanga zu erzählen hatte, fand ich stets ein offenes Ohr und auch in den meisten Fällen großes Interesse. Nur ein Thema liebte er nicht, und sobald ich es berührte, bat er: „Ach, sei doch still davon, ich fürchte mich so." Und was setzte ihn so in Schrecken? Eines Tages fragte ich ihn im Laufe unserer Unterhaltung: „Sag' mal, mein Freund, du bist schon sehr alt; wenn du nun stirbst, wohin wirst du eigentlich gehen?" — „Nun, in die Erde, wo auch alle meine Vorfahren sind," gab er zur Antwort.

„Und was dann?"

„Ich denke, dann ist eben alles vorbei."

„Aber ihr sagt doch selbst, daß nach dem Tode von jedem Menschen ein Omukuamungu zurückbleibt, also der betreffende Mensch doch in gewisser Weise weiterlebt."

„Ja," antwortete er, „so sagt man."

„Sieh," erwiderte ich ihm, „das Wahre an dieser euren Anschauung ist, daß eben mit dem Tode eines Menschen noch nicht alles vorbei ist; aber nun will ich dir einmal erzählen, wie sich die Sache verhält." Es würde zu weit führen, wollte ich den ganzen Inhalt der weiteren Unterhaltung hier anführen; nur die Hauptpunkte derselben seien erwähnt:

„Jeder Mensch hat neben seinem sterblichen Leibe auch eine unsterbliche Seele, die dem Tode nicht verfallen kann. Stirbt ein Mensch, dann nimmt sein Schöpfer diese in besondere Obhut. Es wird ein Tag kommen, wo alle Menschen ohne Ausnahme wieder lebendig werden und dann vor ihrem Gott zu erscheinen haben. Das ist der Tag der großen Abrechnung, dann werden auch du und ich dabei sein."

„Was," unterbrach mich mein alter Freund entsetzt, „wir treffen uns nach dem Tode wieder?"

„Aber was bist du denn so erschrocken? Ich denke, es wird dir eine große Freude machen, deinen Freund wiederzufinden und ihn begrüßen zu können."

„Nein, jetzt sei aber stille; ich fürchte mich so, daß ich sicherlich in der kommenden Nacht nicht schlafen werde."

„Noch einen Moment höre zu. Alle unsere Taten, die wir hier auf Erden vollbringen, unsere Worte, die wir miteinander reden und auch unsere jetzige Unterhaltung sieht und hört Gott. Er sieht dich immer, auch wenn du dich in deiner Hütte in dunkelster Nacht versteckst. Also er weiß, wenn du gelogen, gestohlen, Menschen ermordet oder verkauft hast. Sicher, ihr seid Heiden, die von Gott nichts wissen; aber darum hat er euch nun die Missionare geschickt, um euch zu unterrichten und euch zu besseren Menschen zu machen, aber ihr wollt ja nicht auf sie hören. Und dann vergiß auch nicht das eine: alle die Menschen, denen du Böses getan hast, die werden an jenem Tage auch zugegen sein und sagen: Das ist der Kandjambanga, der uns bestohlen, als Sklaven verkauft und ermordet hat." Mein Freund erhob sich: „Ich muß gehen."

„Bleibe doch noch einen Augenblick hier."

„Aber denn sei auch jetzt ruhig und rede nicht mehr solche Worte."

„Gut," sagte ich, „wir wollen denn heute davon schweigen, aber du denkst einmal zu Hause über diese Dinge nach." Kandjambanga mochte froh sein, als er endlich draußen im Freien war. Nach kaum acht Tagen zog es ihn schon wieder zu meiner Station. „Nun, bist du wieder hier?" — „Ich habe Sehnsucht nach euch; aber heute darfst du nicht schimpfen." Mit dem Schimpfen meinte er unsere letzte Unterhaltung, die doch scheinbar einen tieferen Eindruck, als ich selber vermutete, auf ihn gemacht hatte. Wir begrüßten uns, und er nahm auf dem Boden Platz. Ich bot ihm Tabak an, und als seine Pfeife brannte, begann die Unterhaltung. Obgleich er mich gebeten, heute nicht zu „schimpfen", konnte

er es doch nicht lassen, nach einiger Zeit zu fragen: „Höre einmal, ist das wirklich wahr, was du mir vor einigen Tagen erzählt hast?“ —

„Was für ein Interesse oder welchen Nutzen sollte ich daran haben, dich in dieser Weise zu belügen?“ Es war interessant zu beobachten, wie er sich auf der einen Seite mit Gewalt gegen eine solche Wahrheit zu sträuben schien, andererseits sie aber auch nicht zu leugnen oder abzustreiten wagte.

Doch kehren wir zur Unterhaltung jenes Morgens, an welchem ich Kandjambanga wegen der von ihm als Omulodi gefangenen Frau hatte rufen lassen, zurück. Mein alter Freund war entsetzt über den von mir ihm erteilten Rat. Immer wieder bat er mich, doch nicht solche Worte zu reden. Ich war gespannt, welche Entscheidung er treffen würde. Er hatte es in seiner Gewalt, jene Frau samt ihrem Kinde, falls er erstere der Landessitte gemäß nicht ermorden ließ, zu verkaufen, wodurch er einen hohen Preis erzielt hätte. Ich ließ ihn einen Augenblick allein, und nach einer Weile zurückkehrend, sagte ich: „Mein Freund, du hast vielleicht schon manchen Omulodi verkaufen oder ermorden lassen. Du bist jetzt ein alter Mann geworden, der vielleicht nicht mehr lange zu leben hat. Ist es dir denn so schwer, auch einmal bei einer armen Frau Gnade für Recht ergehen zu lassen?“ Als er noch schwieg, sagte ich: „Ich werde die Frau jetzt rufen lassen; mache mit ihr, was du willst; aber vergiß nicht jenen Tag der Abrechnung.“ „Nein,“ antwortete er, „du rufst sie nicht; ich gebe sie dir. Das Kälbchen, was die Leute gebracht haben, nehme ich mit, und dann ist die Sache erledigt.“

„Ist das dein letztes Wort in dieser Sache?“

„Ja, ich habe nichts mehr zu sagen.“

Noch einmal wandte ich mich an Kandjambanga: „Du weißt, daß ich bald für einige Zeit das Land verlasse, und darum denkst du, ich werde meinem Freunde jetzt seinen Willen tun, und wenn er fort ist, lasse ich die Frau einfach wieder gefangen nehmen.“

„Und so etwas traust du mir zu? Nie wird der Name dieser Frau wieder über meine Lippen kommen."

Zu meiner Freude war die Sache nun wirklich erledigt, und auch mein alter Freund schien erleichtert aufzuatmen. Schnell erhob er sich jetzt, reichte mir noch zum Abschied die Hand und sagte: „Kala po naua, ohandi i keumbo", leb wohl ich gehe nach Hause.

Am Nachmittage ließ ich die Frau rufen. Nachdem sie gekommen war, nahm sie vor mir auf dem Boden Platz, der Entscheidung harrend, die nun über sie gefällt werden sollte. „Du bist jetzt in meiner Gewalt," sagte ich zu ihr, „Kandjambanga hat dich mir übergeben, und ich kann darum mit dir machen, was ich will. Du warst als Omulodi gefangen und du weißt, daß solche Leute in eurem Lande getötet oder verkauft werden. Von mir hast du weder das eine noch das andere zu erwarten. Ich gebe dich hiermit frei, und du kannst nach Hause zu deinen Eltern zurückkehren." Da richtete sie plötzlich ihren Blick auf mich als ob sie fragen wollte: Was hast du gesagt? Sollte das Wahrheit sein? — „Ja, du bist frei," wiederholte ich, „du darfst jetzt wieder nach Hause gehen und brauchst nichts mehr zu fürchten." Da glitt ein Freudenschein über ihr Gesicht: „Ijaloo, ijaloo", danke, danke! — Mit welchen Gefühlen mögen mein alter Freund und diese Frau mit ihrem kleinen Kinde auf dem Rücken an diesem Tage nach Hause gegangen sein? —

Wir kommen zum Schluß dieses Kapitels. Es ist keine leichte Aufgabe, ein nach allen Seiten hin zutreffendes Bild von dem Charakter eines Volkes zu entwerfen. Mit meinen Ausführungen möchte ich nur das eine dartun, daß nämlich der Bewohner des Ovambolandes, trotz seiner schwarzen Haut, ein Mensch ist wie wir und darum den Anspruch erheben kann, auch als ein solcher behandelt zu werden. Was gibt uns ein Recht, die schwarzen Völker Afrikas als eine minderwertige Rasse darzustellen? Was uns von ihnen trennt, sind fast ausnahmslos Kulturunterschiede, betreffend den Grad der Zivilisation und der wirtschaftlichen Entwicklung. — Und dann möge man auch eins nicht vergessen: Nicht die Zugehörigkeit

zur weißen Rasse hat unser deutsches Volk in seine jetzige Stellung gebracht, sondern das Christentum; dieses allein hat es zum Kulturträger gemacht. — Sorgen wir dafür, daß den Völkern Afrikas die Lebenskräfte des Evangeliums gebracht werden, und die segensreichen Folgen einer solchen Eingebornenpolitik werden nicht ausbleiben.

Die Religion.

Gottesbegriff.

Fragt man einen Omukuanjama: „Wer hat die Welt erschaffen?" so antwortet er: „Kalunga". Versucht man nun durch weitere Fragen Näheres über diesen Kalunga zu erfahren, dann erhält man in den meisten Fällen die Antwort: „Ka tu si si", wir wissen es nicht. Schöpfungssagen habe ich bei den Ovakuanjama nie gefunden, und wo man mir solche auf meine Fragen hin erzählte, scheinbar nur aus dem Grunde, um meine Neugier zu befriedigen, erinnerten sie sehr an den biblischen Schöpfungsbericht, waren also diesem nachgebildet.

Wenn nun auch Kalunga als Schöpfer der Welt und der Menschen gilt, so ist doch die Verbindung, welche zwischen ihm und seinen Geschöpfen besteht, eine sehr schwache, und er muß es sich gefallen lassen, daß diese ihm weder Furcht noch Verehrung zollen.

Kalunga ist dem Omukuanjama nicht nur Bezeichnung für eine unsichtbar waltende Kraft, sondern er denkt ihn sich als Person. Zuweilen erscheint er auch in menschlicher Gestalt und tritt dann sogar mit dem einen oder andern in näheren Umgang. So hieß es einmal vor einigen Jahren: „Kalunga okua monika" = Kalunga ist erschienen. In diesem Falle erschien er einem jungen Mädchen, welches gerade aus einem Brunnen Wasser schöpfen wollte. Er soll von ihr die Herausgabe all' ihrer Schmucksachen verlangt und sie dann mit Aufträgen an die Häuptlinge der verschiedenen Stämme gesandt haben. Leider ist es mir trotz aller Bemühungen nicht gelungen, jene Person, um von ihr Näheres über den ganzen Sachverhalt zu erfahren,

zu erreichen, und die Berichte der Leute waren so verschieden und widersprechend, daß sich daraus kein klares Bild gewinnen ließ.

Daß Kalunga, wie schon oben bemerkt, von seinen Geschöpfen weder gefürchtet noch verehrt wird, mag seinen Grund darin haben, daß er sich nach deren Glauben wenig um ihr Wohl und Wehe kümmert. Er ist auch nicht immer der Urheber des unter den Menschen sich findenden Leides und Unglücks; dieses wird in den meisten Fällen auf den Einfluß böser, neben Kalunga existierender Geister zurückgeführt. Bei Leiden, über deren Ursprung man auch mit Hilfe der Zauberer keine Aufklärung erhalten kann, muß es sich Kalunga gefallen lassen, als ihr Urheber bezeichnet zu werden. Mehr als einmal kamen Leute auf meine Station, die mit Wunden, welche schlecht heilen wollten, behaftet waren. Die Kunst ihres Ondudu hatte versagt, nun suchten sie bei mir Hilfe. Auf die Frage, wodurch die betreffende Wunde entstanden sei, folgte stets die Antwort: „Osa Kalunga", sie rührt von Kalunga her, er ist der Schuldige, der mir dieses Leiden zugefügt hat. Sehr oft wird dieser Name auch bei Dankesbezeugungen gebraucht. Beim Tode eines Menschen pflegt man oft zu sagen: „Kalunga okue mu ila" = Kalunga hat ihn geholt.

Geister und Dämonen.

Eine ungemein größere Rolle als Kalunga spielen, sowohl bei den Ovakuanjama als auch bei den anderen Bewohnern des Ovambolandes, verschiedene Geisterarten. Die ersteren unterscheiden deren vier: Ovakuamungu (Sing. Omukuamungu), Ounikifa (Sing. Okanikifa), Oipumbu (Sing. Osipumbu) und Oilulu (Sing. Osilulu). Die beiden erstgenannten sind menschlichen Ursprungs, und unter ihnen haben die Ovakuamungu die größte Bedeutung. Jeder Mensch hinterläßt bei seinem Tode ein Wesen, welches in dieser Welt seinen Aufenthalt hat und auch auf die Lebenden einen Einfluß ausüben kann. Nun gibt es unter den Ovakuanjama eine Klasse von Leuten, welche durch

Zauberer gegen die verschiedensten Arten von Unglück gesichert sind, sogenannte Emule (Sing. Omule). Stirbt ein solcher Mensch, dann bleibt von ihm ein Okanikifa zurück, bei jedem andern hingegen ein Omukuamungu.

Was nun die Ovakuamungu anbelangt, so besitzen sie einen großen Einfluß auf die Lebenden. Sie können in einen Menschen fahren und dadurch Krankheiten der verschiedensten Art hervorrufen. Jeder Omukuamungu kann jedoch seinen Einfluß nur auf die Glieder der Familie, der er entstammt, ausdehnen. Die von Häuptlingen stammenden Ovakuamungu besitzen auch Macht über den Regen. Es liegt in ihrer Entscheidung, ob dieser kommen soll oder nicht.

Von allen Bewohnern des Landes wird diesen Wesen, weil man eben in steter Furcht vor ihnen lebt, große Verehrung erwiesen. Wir erwähnten diese schon früher, wo sie bei Errichtung eines neuen Gehöftes den ersten Anteil von der darin stattfindenden Festmahlzeit erhalten. Alljährlich feiern die Leute eine Art Erntedankfest, Osipe genannt. Bald nach der Ernte wird das neue Getreide gestampft und eine Menge Osifima bereitet. Ist die Mahlzeit fertig, so bringt man sie nach der Hauptfrauenabteilung, wo sich alle Bewohner des Gehöftes versammeln. Der Hausvater nimmt ein Stück des neuen Osifima, taucht es in die bereitstehende Fettbrühe, speit darauf und wirft es nach Osten mit den Worten: „Kuateni Ovakuamungu vokousilo," nehmt, ihr Geister des Ostens. Sodann wird die Handlung nach Westen hin ausgeführt: „Kuateni Ovakuamungu vokouninginino" nehmt, ihr Geister des Westens. Es ist dies ein Dankopfer dafür, daß diese Geister die Menschen während der Bestellung ihrer Felder nicht mit Krankheit heimgesucht und vor allem auch den befruchtenden Regen gespendet haben.

Hier möge auch gleich das Osipe somalodu erwähnt werden, welches man ebenfalls bald nach der Ernte, wenn das erste, vom neuen Getreide gebraute Bier (Omalodu) getrunken wird, feiert. Ist dieser Festtag gekommen, dann nimmt der Haus-

herr einen kreideähnlichen Stein (Omia) und streicht sich mit diesem über Stirn, Wangen und Nasenrücken (Okulipolola). Dann gibt er das Omia an die Frauen weiter, welche seinem Beispiele folgen. Ein mit neuem Bier gefülltes Gefäß wird herbeigebracht. Die Hauptfrau füllt den ersten Becher, auf dessen Inhalt sie etwas feingeschabtes Omia und Omalo (letzteres ein aus der Rinde des Omunamalo-Baumes hergestelltes Pulver) streut und reicht denselben ihrem Herrn Gemahl, welcher ihn in einem Zuge leert. Nun übernimmt dieser das Amt des Schenken, indem er für seine Frauen und für alle seine Kinder den Becher füllt und ihn dann den Seinen reicht. Liegt in einem Gehöft der Vater oder Onkel des jetzigen Besitzers begraben, dann bringt man nach seinem Grabe einen Becher des noch heißen, eben gebrauten Bieres und besprengt damit den Grabhügel.

Die Feier der beiden Arten des Osipe findet in der Hauptfrauenabteilung statt. Nur der, welcher den Akt des Okuhombola vollzogen hat, ist berechtigt, Osipe zu feiern. Unterlassung dieser Feier soll Emiakani, eine sehr schmerzhafte Krankheit, welche die Kniegelenke befällt und das Gehen unmöglich macht, zur Folge haben.

Die Ovakuamungu scheinen ihre Wohnstätten im Westen und Osten des Landes zu haben. Ihr Dasein bekunden sie nur auf vorhin beschriebene Art und Weise, ohne dabei irgend einem Menschen sichtbar zu werden. Anders hingegen ist es mit den Ounikifa, welche ihr Wesen im ganzen Lande treiben, und vor welchen die Leute eine ungeheure Angst haben. Sie sollen nur gegen Abend, bei einbrechender Dunkelheit, zum Vorschein kommen und sobald sie einen Menschen sehen, dessen Verfolgung aufnehmen, wobei sie ein eigentümliches Geschrei erheben. Jeder, der dieses vernimmt, ergreift schleunigst die Flucht, um in irgend ein Gehöft zu gelangen. Hat er ein solches erreicht und eben dessen Eingang passiert, dann ist er in Sicherheit, denn menschliche Wohnstätten soll ein Okanikifa nie betreten. So oft ich auch die Frage stellte: „Wie sieht denn ein Okanikifa aus?“ stets erhielt ich die Antwort: „Ja,

gesehen habe ich sie noch nicht, aber gehört, und da habe ich mich aus Angst gar nicht mehr umgesehen, sondern bin schnell ins nächste Gehöft gerannt. Man sagt (va ti) es seien Wesen, halb Mensch, halb Hund; oben Kopf, Brust und Arme wie bei einem Menschen, nach unten hin jedoch wie ein Hund gebildet." Manch einer erzählte mir, daß, wenn er abends von einem solchen Wesen verfolgt worden sei, er am folgenden Morgen, nachdem er denselben Weg zurückgegangen, deutlich die Spuren des Okanikifa — also den Abdruck seiner Tatzen — gesehen habe.

Weil man vor diesen Wesen große Angst hat, sucht man ihre Vermehrung auf folgende Weise zu verhindern: Ist ein Omule gestorben, dann trennt man Arme und Beine vom Rumpfe ab und entfernt auch die Zunge aus dem Munde. Geschieht dieses gleich nach dem Eintritt des Todes, dann soll es unmöglich sein, daß von diesem Omule ein Okanikifa zurückbleibt.

Über den Ursprung der Oipumbu und Oilulu ist mir bisher noch nichts bekannt geworden, sie existieren eben nach dem Glauben der Leute, welche sich über deren Woher wenig Gedanken machen. Zuweilen erscheinen sie, wie folgendes Beispiel zeigen wird, als eine Art Doppelgänger.

Der Häuptling Haimbili war einst sehr ungehalten darüber, daß trotz seiner vielen Kühe das zur Butterbereitung erforderliche Quantum Milch nur selten vorhanden war. Als er eines Tages seine Hirten darüber zur Rede stellte, gaben ihm diese die Antwort: „Nun, das rührt vielleicht daher, weil du immer die Milch austrinkst." — „Was, ich trinke Milch?" — „Ja, du kommst immer, wenn wir melken, hier in den Kral und trinkst die frisch gemolkene Milch." — „Und mich persönlich habt ihr gesehen?" — „Ja, dich den Häuptling Haimbili haben wir hier an unsern Melkeimern gesehen."

Ganz entsetzt über das Gehörte geht der Häuptling fort. Gleich am nächsten Morgen läßt er einen seiner Vertrauten, Sinjuni, rufen und gibt diesem den Auftrag: „Gehe doch heute abend einmal in meinen Kral und paß auf, wer kommt. Man

sagt, es erscheine dort immer ein Mensch, der mir gleichen und die Milch austrinken soll." Als gegen Sonnenuntergang die Kühe nach Hause kommen, begibt sich Sinjuni sofort in den Kral. Die Hirten beginnen zu melken und entleeren die vollen Melkeimer in eine große, an der einen Seite des Krales stehende Kalabasse. Es dauert nicht lange, da kommt ein alter Mann, der dem Häuptling Haimbili so ähnlich sieht, daß jeder glauben muß, er ist es persönlich. „Wo ist die Milch?", wendet er sich an die Hirten, „ich möchte trinken." Anstandslos überreichen ihm diese, weil jener nach ihrem Glauben der Herr der Kühe ist, das schon ziemlich gefüllte Gefäß. Als der alte Mann seinen Durst gestillt hat, verläßt er, ohne noch mit irgend einem ein Wort zu wechseln, den Kral. Sofort begibt sich Sinjuni nach dem großen Empfangsraum, wo Haimbili auf ihn zu warten scheint. „Nun, wie ist es, war jener Mann heute wieder da?" — „Aber was fragst du, du bist es ja selber gewesen," lautet die Antwort. „So, also heute ist er abermals gekommen. Du, Sinjuni, kannst jetzt nach Hause gehen; morgen werde ich dich rufen lassen."

In der Frühe des nächsten Morgens saß Haimbili, mit einem Riemen in der Hand, vor der Türe seines Schlafgemachs. Einer vorübergehenden Dienerin rief er zu: „Komm, halte mir einmal diesen Riemen an dem einen Ende fest, ich möchte ihn der Länge nach durchschneiden." Nachdem diese Arbeit erledigt war, gab er jener den Auftrag: „Gehe und rufe den Sinjuni und sage ihm, er solle hier an meine Hütte kommen." Bald erschien der Gerufene an der betreffenden Stelle und rief in die Hütte hinein: „Ich bin hier." Alles bleibt still. Als auch auf den zweiten und dritten Ruf keine Antwort erfolgt, wirft Sinjuni einen Blick in das Innere und findet Haimbili erhängt vor. — Stets sind die Oipumbu für den, welchem ihre Erscheinung gilt, die sicheren Vorboten des nahen Todes. Oft nimmt sich dann ein solcher, wie hier Haimbili, selber das Leben. Schon einige Wochen vorher hatten ihm die Oipumbu auf andere Weise einen Besuch abgestattet. Eines Tages erschien in seinem Gehöfte auf einem der Plätze, die zum Mehlstampfen dienten, ein junges Mädchen von auffallend schöner Gestalt, welches

sich gleich zu den Dienerinnen des Häuptlings gesellte und ihnen bei ihrer Arbeit half. Als diese beendigt war, verschwand es im Innern des Gehöftes. Darauf ein Fragen unter allen Anwesenden: „Wer mag das sein, woher kommt sie wohl?" Als am Abend alle versammelt sind, fragt man wieder, wo denn wohl das junge Mädchen geblieben sein möge? Des Häuptlings Frau hört davon und erzählt es ihrem Herrn und Gebieter. Darauf versammelt dieser alle seine Leute, um von ihnen Näheres zu hören, doch er erhält nur die eine Antwort: „Heute Morgen haben wir es beim Mehlstampfen gesehen, aber wir wissen nicht, wohin es gegangen ist." — „Und wie sah es denn aus?" — „Selten haben wir ein so schönes Mädchen gesehen; wir alle glaubten, es würde sicher die Frau unseres Häuptlings werden!" — „He, Okakadona, mua mona, Oipumbu; Efia dange oda fika", so, das Mädchen, welches ihr gesehen habt, das sind die Oimpumbu, mein Tod ist nahe," antwortet Haimbili, und fährt fort: „Die Alten haben es schon gesagt, wenn der Tod des Häuptlings gekommen ist, wird ein Mädchen erscheinen, welches niemand kennt." Bald darauf trat das vorhin erwähnte Ereignis, bei welchem Haimbili ebenfalls Oipumbu vermutete, ein, und darum nahm er sich selbst das Leben.

Von Uejulu, dem vorletzten Häuptling, wird erzählt, daß er kurz vor seinem Tode eines Morgens nicht imstande gewesen sei, sein Schlafgemach zu verlassen. Er war wie mit Blindheit geschlagen, und vermochte nicht den Ausgang zu finden. Mehrere alte Zauberer wurden herbeigeholt, denen es nach allerlei Zeremonien endlich gelang, den Häuptling ins Freie zu bringen. Auch hier vermutete man den Einfluß von Oipumbu und fand diese Vermutung bestätigt, als Uejulu einige Wochen darauf starb. Ich erinnere noch an den zu Anfang erwähnten (Seite 110) Tod des Haitalamuvale, welcher ebenfalls durch Oipumbu herbeigeführt wurde.

Die Oilulu haben ihren Sitz in einem heiligen, bei der alten Residenz der früheren Häuptlinge gelegenen Hain, den sie gegen unberufene Eindringlinge schützen. Betreten wird dieser nur von Zauberern, welche, wenn der Regen zu lange ausbleibt,

hier den Ovakuaṁungu Opfer darbringen. Kommt ein Unberufener an diese Stelle, dann sollen die Oilulu sofort, mit Zweigen bewaffnet, aber stets unsichtbar, über denselben herfallen und ihn dadurch sofort vertreiben. Mehr als einmal bat ich den Häuptling um Erlaubnis, diesen Hain besuchen zu dürfen. Wenn er auch stets bereit war, diese zu erteilen und mir auch Begleiter dorthin geben wollte, so ließ er doch immer das eine durchblicken: lieber ist es mir, wenn du nicht hingehst.

Religiöse Sitten und Gebräuche.

Aus ihrer großen Anzahl erwähnen wir nur diejenigen, auf deren Beachtung man besondere Sorgfalt verwendet. Man bezeichnet diese mit Oidila (Sing. Osidila), eine Sache, welche heilig ist und darum nicht verletzt werden darf. Geschieht dieses doch, so ist Ēṁiakani (oben erwähnte Krankheit der Kniegelenke) die unausbleibliche Folge. Zu den Oidila gehört auch das bereits besprochene Osipe und das den Ovakuaṁungu bei der Errichtung eines neuen Gehöftes darzubringende Opfer.

Das Efifino leengongo (wörtlich: das Aussaugen der Ēngongo-Früchte) findet ungefähr im Februar, wenn die Früchte des Omuongo-Baumes zu reifen beginnen, statt. Eine Frau geht in den Garten, füllt einen Korb mit Bohnenkraut und kocht dieses zusammen mit vier Früchten jenes Baumes. Alles verbleibt über Nacht in dem betreffenden Kochgeschirr, bis es am nächsten Morgen in eine flache irdene Schüssel (Etiti) gefüllt wird. In ein zweites Etiti legt man eine Anzahl ungekochter Früchte und ein Stückchen Oṁia. Dann bringt man beide Schüsseln in den großen Empfangsraum, wo sich der Hausherr mit all seinen Frauen versammelt. Dieser nimmt eine der ungekochten Früchte, entfernt die Schale und nachdem er sie mit feingeschabter Oṁia bestreut hat, reicht er sie seiner Hauptfrau. Zugleich macht er ihr mit Oṁia Striche über Stirn, Wangen und Nasenrücken und spricht ihr dabei seine

Glückwünsche für die kommende Zeit aus: „Mögest du stets gesund bleiben und noch manchem Kinde das Leben schenken; möge dein Garten immer reiche Erträge liefern," und wie die Wünsche nun alle lauten mögen.

Hat die Frau die ihr gegebene Ongongo ausgesogen, dann reicht sie ihrem Manne eine Frucht, macht ihm die weißen Striche über Stirn, Wangen und Nasenrücken, auch ihm dabei alles Gute wünschend: „Mögest du die Gunst des Häuptlings erlangen, so daß er dir einen Teil seines Viehes zum Weiden übergibt (es ist dies mit die größte Ehre, die einem gewöhnlichen Sterblichen von seiten des Landesherrn widerfahren kann); möge sich auch dein eigenes Vieh vermehren und dein Gehöft nie von einem Unglück betroffen werden." Auf dieselbe Weise wird dann auch zwischen dem Manne und seinen übrigen Frauen verfahren.

Nach Beendigung dieser Zeremonie wird das in der einen Schüssel befindliche und mit vier Engongo-Früchten gekochte Bohnenkraut von der Hauptfrau des Mannes zur Osini (Seite 48) gebracht und dort zerstampft. Aus dieser Masse werden kleine, handgroße Kuchen (Omavanda) geformt, welche man an einem geschützten Ort zum Trocknen ausbreitet. Am Morgen des fünften Tages wird, um eine Menge Osifima bereiten zu können, ein großes Quantum Getreide gestampft. Als Zukost dienen, nachdem sie in Fett gekocht sind, obige Kuchen, Fleisch und Milch. Gegen Abend erscheinen die vom Hausherrn geladenen Gäste und bald sitzt man beim fröhlichen Mahle zusammen. Natürlich fehlt auch hierbei nicht das nötige Bier, und erst in später Mitternacht pflegen sich die Geladenen zu trennen, nachdem man sich vorher noch zugerufen hat: „Nena otua lia Omuai, otua tokola omudo", heute haben wir Omuai (Name für obiges Festmahl) gegessen, wir haben das Jahr durchgeteilt.

Hier haben wir also eine Art Silvesterfeier. Man teilt (tokola) das Jahr; das alte ist vorbei, das neue beginnt. Erst wenn diese Festlichkeit stattgefunden hat, darf man die bereits reifen Früchte des Omüongo-Baumes genießen.

Eine ähnliche Sitte besteht in bezug auf das Essen des Omuenge (s. Seite 11). Ist die Zeit hierfür gekommen, dann versammeln sich alle Bewohner eines Gehöftes draußen vor dem Haupteingang. Der Hausherr holt nun eine reife Ähre des Oiliavala, und nachdem diese leicht über einem Feuer geröstet ist, wird sie an die Anwesenden verteilt und sofort verzehrt. Erst wenn dies geschehen ist, kann mit dem Essen des so beliebten Omuenge begonnen werden.

Nichtbeachtung des Omuai und auch des letztgenannten Osidila hat ebenfalls Ēmiakani zur Folge.

Es ist auch verboten, den als heilig geltenden Vogel Epumumu zu töten. Sollte dieses Unglück doch einmal aus Versehen einem Menschen passieren, dann muß er sofort das auch schon erwähnte Outoni (Seite 126) machen und Omisendje, kleine, aus den Wurzeln des Omusendje-Baumes verfertigte Reifen, um Hals und Arme tragen. Unterläßt er dieses, dann soll ihn eine Krankheit, welche den ganzen Körper zusammenschrumpfen läßt und baldigen Tod herbeiführt, befallen.

Als Osidila im strengsten Sinne des Wortes gilt auch das Betreten eines Gehöftes ohne vorheriges Ablegen der Sandalen. Und warum? Bei einer Totenklage verbleiben diese stets an den Füßen, auch wenn man den Raum, wo diese stattfindet, betreten hat. Kommt nun einer in ein Gehöft und vergißt die Sandalen abzulegen, dann ruft man ihm gleich erschreckt zu: „Was, du hast deine Sandalen nicht abgenommen? Du willst uns wohl Totenklage ins Haus bringen!" Man fürchtet also, daß dann in dem betreffenden Gehöft bald einer sterben wird. — Ich habe es immer wieder beobachtet, daß Leute, die mein Haus betreten wollten, vorher ihre Sandalen abnahmen, und dann mit diesen in der Hand hereinkamen.

Beim Versetzen eines Gehöftes läßt man die zur Türe des großen Rinderkrales gehörigen Pfosten stehen, ebenso das Gerüst, in welches man die zur Butterbereitung dienende Kalabasse zu hängen pflegte. Würden diese Dinge doch einmal

aus Versehen entfernt werden, so würde das Vieh sicherlich bald von irgend einem großen Unglück betroffen werden. Letzteres geschieht auch dann, wenn man aus dem Kral des Großviehs den Dung entfernen würde. Dieser verbleibt immer drei bis vier Jahre in dem Raume und darf erst dann entfernt werden, wenn man ein Gehöft auf eine andere Stelle versetzt.

Omifindilo sind heilige Hölzer, welche ein Gehöft vor bösen Geistern und sonstigem Unheil schützen sollen. Sie stehen, gleichsam als Wächter, am Eingang des Gehöftes, an der zur Epata la kula (Wohnstätte der Hauptfrau des Hausherrn) führenden Öffnung und an der Tür des großen Rinderkrales.

Dieselbe Bedeutung haben die Oikonono, ebenfalls heilige Hölzer, welche ihren Platz im großen Empfangsraum, und zwar am Boden, in der Nähe der zum Sitzen dienenden Klötze, haben.

Beim Wohnungswechsel wird folgendes Osidila streng beobachtet: Ist man auf dem Wege zur neuen Wohnstätte und kommt diese endlich in Sicht, dann holt der Mann aus dem nächsten Gebüsch Zweige des Omufiadi-Baumes und belegt mit ihnen ein Stück Weges, worauf er, darüber hinwegschreitend, vorangeht und alle seine Angehörigen ihm folgen. Die Beachtung dieser Sitte soll Glück für die neue Eumbo und ihre Bewohner bringen.

Böse und gute Omina.

Glücklich möchte auch der Bewohner des Ovambolandes sein, und darum tut er alles, was in seinen Kräften steht, um sich die Gunst der von ihm gefürchteten Geister zu sichern, oder sich doch wenigstens vor ihrem bösen Einfluß zu schützen. In seinem Leben trifft er fast täglich Dinge, bei denen er bösen Geisterspuk vermutet, und die ihm die Freude des Lebens rauben. Der Omukuanjama bezeichnet diese mit Oipo (Sing. Osipo), Dinge, welche die Eigenschaft des Okuxuna besitzen, also für den, dem sie begegnen, eine böse Vorbedeutung haben. Aus ihrer großen Anzahl erwähnen wir hier die folgenden:

Osipo sonuedi (Onuedi Stier); wenn ein Stier mit sei-

nen Hörnern den Boden des Krales aufwühlt, steht der Tod des Hausherrn, der ja in diesem Raume sein Grab findet, bald bevor. Man sagt, der Stier gräbt das Grab seines Herrn.

Osipo seoka (Eoka Schlange); geht jemand zu einem Freund oder Bekannten und trifft bei dieser Gelegenheit eine Schlange, welche den zu seinem Ziele führenden Weg kreuzt, so ist dies ein Zeichen dafür, daß dieser Weg bald versperrt wird; sei es nun, daß Streitigkeiten zwischen den beiden Freunden entstehen, oder daß ein baldiger Tod einen von ihnen hinwegrafft.

Osipo sonuti (Onuti Taube); wenn sich eine Taube während der Nachtzeit auf den vor dem Haupteingang eines Gehöftes stehenden Baum setzt und hier ihre Stimme hören läßt, so werden in diesem Gehöft bald die Stimmen der Totenklage erklingen.

Osipo sexuvi (Exuvi Eule); oft umkreisen diese Vögel abends oder nachts die Wohnstätten der Menschen und lassen sich zuweilen auf den verschiedenen Palisadenwänden eines Gehöftes nieder, wobei dann stets ihr eigentümlicher Ruf erklingt. Gehört der Baum, auf dem ein solcher Vogel sich niederläßt, zu einer der verschiedenen Frauenabteilungen, so wird deren Herrin bald sterben. Ist es aber ein zu dem großen Empfangsraum gehöriger Baum, so ist das ein Zeichen dafür, daß der Tod des Hausherrn nicht mehr fern ist.

Osipo sonjamanjama (Onjamanjama Erdferkel); dieses Osipo ist eins der gefürchtetsten. Gehe ich z. B. zu meinem Freunde und treffe einen von diesem Tiere frisch aufgeworfenen Erdhügel, so wird einer von uns beiden in kurzer Zeit sterben. Ein guter Bekannter, den ich kurzweg A nenne, erzählte mir folgenden Vorfall: Eines Tages ging er zu seinem Freund, den wir B nennen wollen, um ihm einen Besuch abzustatten. Auf dem Wege dorthin fand A einen durch ein Onjamanjama eben frisch aufgeworfenen Erdhügel. Trotzdem setzte er seinen Weg fort und kam zu B, dem er im Laufe der Unterhaltung Mitteilung davon machte. „Nun," sagte B zu

A, „dann wirst du wohl bald sterben müssen." Nach einiger Zeit war A nochmals genötigt, B zu besuchen. Sein Erstaunen war nicht gering, als er auf dem Wege wieder einen frischen Erdhügel obiger Art fand. Auch diesmal ließ er sich nicht beirren und setzte seinen Weg fort. B war nun auch gerade nicht sehr von dem, was A ihm zu berichten hatte, erfreut, und beide begaben sich bald an Ort und Stelle. „Ja, das ist wahr," sagte B zu A, „das von uns so sehr gefürchtete Osipo ist da, aber ich glaube sicher, es gilt dir." Man trennt sich, und jeder geht nach seiner Wohnung. Nach wenigen Tagen erhält A Nachricht, daß sein Freund B erkrankt ist, und bald darauf trifft die Todesnachricht von ihm ein.

Später kam A und erzählte mir den Vorfall. „Weißt du," sagte er, „ich glaube ja nicht mehr an solche Dinge, aber diesmal bin ich doch stutzig geworden." Wer will ihm das verargen? Würde es wohl vielen Weißen anders ergangen sein?

Osipo sonua (Onua Aasgeier); schwebt dieser Vogel längere Zeit über einer menschlichen Wohnstätte, dann wird darin bald ein Toter (oft auch mit Omudimba Aaas bezeichnet) sein.

Osipo somuku (Omuku Maus); auch diese Tiere sind oft Vorboten des nahen Todes. Wird in dem großen Empfangsraum eine tote Maus gefunden, so bedeutet dies den nahe bevorstehenden Tod des Hausherrn. Findet man sie in einer Frauenabteilung, so hat es für deren Herrin dieselbe Bedeutung. Es heißt dann, Oipumbu oder Ovalodi (der letzte Name bezeichnet Menschen, welche auf andere bösen Zauber ausüben und dadurch deren Tod herbeiführen können) hätten die tote Maus herbeigebracht.

Da unter den verschiedenen Frauen eines Mannes auch nicht immer holder Friede herrscht, so ist mit diesem Osipo ein Mittel gegeben, unbeliebte Persönlichkeiten leicht zu entfernen. Haben sich verschiedene Frauen verschworen, eine Nebenbuhlerin zu vertreiben, so verschaffen sie sich sehr oft, wie mir erzählt wurde, eine tote Maus und legen diese der betref-

fenden Person entweder vor die Türe ihres Schlafgemaches, oder auch in den von ihr zum Mehlstampfen benutzten Mörser. Sobald jene diese findet, wird sie Hab und Gut zusammensuchen und auch durch die lockendsten Versprechungen ihres Mannes nicht zum Bleiben zu bewegen sein.

Osipo sokimbi (Okimbi Chamäleon); läuft dieses Tierchen vor einem Menschen quer über den Weg, so soll einer seiner nächsten Verwandten, Bruder oder Schwester, bald darauf sterben. Treffe ich ein Okimbi gerade in dem Moment, wo es ein Loch in die Erde scharrt, dann ist es der Vorbote meines nahe bevorstehenden Todes. Sein Scharren im Boden deutet an, daß mein Grab bald hergestellt wird. Glück hingegen prophezeit dieses Tierchen für den Fall, wenn es einen Menschen bei seiner Wanderung auf dem von ihm begangenen Wege trifft und für eine Weile mit ihm die gleiche Richtung verfolgt.

Osipo seengobe (Engobe Rinder); wenn die Kühe gemolken werden und die Milch in den hölzernen Melkeimern, während diese noch im Kral stehen, sauer wird. Dieses geschieht zuweilen in der heißen Jahreszeit und kommt auch bei schlecht gereinigten Gefäßen vor. Es hat für die betreffenden Tiere böse Vorbedeutung, indem man glaubt, daß sie nun nicht mehr lange in dem Gehöft sein, sondern bald geraubt werden.

Osipo solukateko (Olukateko Besen); ist dieses Werkzeug verloren gegangen, dann heißt es: Ovalodi oder Oipumbu hätten es geholt. Man lebt nun in steter Angst, daß diese ihr Wesen in dem betreffenden Gehöft treiben und sich unter den Bewohnern desselben eine Person als Opfer ihrer Ränke ausersehen haben.

Einige Oipo sind besonders von den Häuptlingen sehr gefürchtet:

Osipo sondjaba (Ondjaba Elefant); wenn ein solcher einmal den Wald verläßt und das Stammesgebiet durchquert, so bedeutet dies den nahen Tod des augenblicklichen Regenten.

Osipo sonosi (Onosi Löwe); verirrt sich einmal ein sol-

cher und kommt bis in die Nähe der Residenz (Ouhamba), dann ist er der Vorbote für den bald zu erwartenden neuen Häuptling, und der augenblicklich regierende hält sein Ende für gekommen.

Osipo sohani ja ningina molutenda = Mondfinsternis.

Osipo sonjofi jomusila (Onjofi jomusila, Stern mit Schweif = Komet); jede der beiden Naturerscheinungen rufen die größte Bestürzung hervor und prophezeien den baldigen Tod eines der verschiedenen Häuptlinge des Ovambolandes.

Osipo sokavandje (Okavandje Schakal); kommt dieses Tier mit lautem Geheul vom Walde her und nimmt seinen Weg in das Stammesgebiet hinein, so wird in kurzer Zeit einer der Großen des Landes sterben. Bewegt es sich aber, ebenfalls unter lautem Geheul, nach dem Walde hin, so ist von dort her bald ein feindlicher Einfall zu erwarten.

Osipo sepumumu (Epumumu großer schwarzer Vogel mit rotem Kopf und weißen Flügelspitzen); dieser Vogel gilt als heilig. Läßt er am späten Abend oder auch zur Nachtzeit in der Nähe menschlicher Wohnungen seinen dumpftönenden Ruf erklingen, so tut er damit kund, daß man im Lande bald einen der Großen beweinen wird, und die Leute, welche zu dessen Totenklage gehen, nehmen ihren Weg an dem Gehöft vorbei, wo jener Vogelruf gehört wurde.

Osipo soxuxua (Oxuxua Huhn); versucht ein Huhn das Krähen des Hahnes nachzuahmen, so kann dies für seinen Besitzer eine doppelte Bedeutung haben: gehört das Tier einer Frau oder einem jungen Mädchen, dann wird diese Person noch in eine angesehene Stellung gelangen, vielleicht die Hauptfrau eines reichen Mannes werden; ist dagegen der Besitzer ein Mann, dann werden sowohl er als auch alle seine männlichen Verwandten unter die Herrschaft der Frauen kommen.

Osipo sanaṁe (Onaṁe grauer Vogel); trifft jemand auf seinem Wege diesen meist laut schreienden Vogel zu seiner Linken, so ist er für ihn ein Unglücksbote. Würde z. B. einer zum Häuptling gehen, um mit ihm eine Angelegenheit zu erle-

digen, und träfe er unterwegs auf seiner linken Seite obigen Vogel, so stände es gleich bei ihm fest, daß seine Angelegenheit nicht den gewünschten Erfolg haben würde. Anders hingegen verhält es sich, wenn der Oname auf seiner rechten Seite erscheint. In diesem Falle ist er stets ein Glücksbote.

Osipo sembungu (Embungu. Hyäne); erscheint dieses Tier während der Nachtzeit in dem zu einem Gehöft führenden breiten Eingang und scharrt in dessen Boden Löcher, dann glaubt man, daß die Stelle bald von vielem Vieh betreten wird, sei es nun, daß der Herr des Gehöftes dieses erwirbt oder auch nur von anderen zum Weiden erhält.

Als eine Art Osipo gilt auch das sogenannte Omutilo. Es ist dies ein starkes Zucken in den Muskeln an den verschiedensten Stellen des Körpers. Je nach der Stelle, an der es auftritt, ist auch seine Bedeutung. Verspürt man es in der Nähe der Augen, dann soll starkes Weinen bevorstehen. Omutilo in der rechten Hand prophezeit, daß man mit ihr bald ein Geschenk in Empfang nehmen wird; tritt es in den Mundwinkeln auf, dann wird man in nächster Zeit an einer wohlschmeckenden Mahlzeit teilnehmen.

Sehr gefürchtet (Osipo) ist auch ein Stück Vieh — Ochs oder Kuh —, welches an seiner Kehle einen kleinen weißen Flecken (Okangulila) hat. Entdeckt ein Mann unter seinen Tieren ein solches Exemplar, dann wird er für seine schleunige Entfernung sorgen, andernfalls steht sein Tod durch Erdrosselung bevor. Einst war ich, als ein Omukuanjama von einem andern eine Kuh für einen großen Ochsen eintauschen wollte, zugegen. Man war schon handelseinig, als der Besitzer des letztgenannten Tieres an dem Halse der Kuh das so gefürchtete Okangulila erblickte und dann auch nicht mehr zu bewegen war, jenes so sehr begehrte Tier anzunehmen. „Inandi hala okupondua", ich will nicht erdrosselt werden, sagte er, und zog mit seinem Ochsen schleunigst davon.

Oft befindet sich auch unter dem Vieh eines Mannes eine heilige Kuh oder ein heiliger Ochse (Ongobe odilika); solche Tiere dürfen nicht geschlagen werden. Geschieht es doch ein-

mal, auch wenn aus Versehen, so würde dieses für das ganze Vieh das größte Unglück bedeuten.

Zauberer und Zauberei.

Im politischen, sozialen und vor allem im religiösen Leben der Ovakuanjama spielt eine Klasse von Leuten, die Endudu (Sing. Ondudu Zauberer), eine ungemein große Rolle. Sie zerfallen unter sich wieder in eine Anzahl verschiedener Klassen, in berühmte und weniger berühmte. Wir beginnen mit den berüchtigtsten, mit denen, die am meisten Unheil unter dem Volke anrichten.

Nach Anschauung der Ovakuanjama werden Krankheit und Tod durch den Einfluß gewisser Menschen herbeigeführt. Diese geheime Macht (Okuloa omuñu, einen Menschen behexen), welche letztere besitzen, bezeichnet man mit Ouuanga. Trotz all' meiner vielen Fragen nach deren Herkunft konnte ich nie befriedigende Antworten erhalten. Bei Frauen, welche Ouuanga besitzen, ist es möglich, daß diese auf ihre Kinder, während sie noch an der Mutterbrust sind, auf diesem Wege übertragen wird.

Die schlimmste Art von Ouuanga ist die, mittels welcher ein Mensch so auf den anderen einwirken kann, daß dieser krank wird und stirbt. Man nennt dies Okulia omuñu = einen Menschen essen. Viele, meist tödlich verlaufende Krankheiten werden, besonders bei Adeligen und Reichen, auf den Einfluß von Ouuanga eines ihrer Diener oder Dienerinnen zurückgeführt. Mehr als einmal hörte ich von Fällen, wo die Häuptlingstante Nekoto erkrankte. Ein Ondudu erschien, der den Urheber der Krankheit suchen mußte. Hatte er ihn gefunden, so wurde er kurzerhand abgetan. Eine andere Art von Ouuanga ist die, mittels welcher der mit ihr Behaftete auf im Garten stehende Gewächse so einwirken kann, daß diese bei der Ernte nur sehr geringe Erträge liefern. Als Besitzer von Ouuanga gelten auch diejenigen, welche in den Gärten und Gehöften der Menschen allerlei geheime Dinge vergraben, wodurch sowohl Mißwachs als auch Krankheiten unter

Menschen und Vieh entstehen, welches mit Okupateka eumbo bezeichnet wird.

Jeder Todesfall ist also durch den Einfluß von Ouuanga herbeigeführt, und in jedem einzelnen Falle sucht man den Übeltäter (Omulodi), welcher die Schuld daran trägt, zu ermitteln. Von den Verwandten des Verstorbenen wird zu dem Zweck ein Ondudu, der diese Kunst (Okunjanekela) versteht, herbeigerufen. Ist er erschienen, dann gilt es in erster Linie festzustellen, wo der Verstorbene in der letzten Zeit seiner Krankheit oder auch vor seinem vielleicht plötzlichen Tode am meisten verkehrt hat. Können die Verwandten hierfür nicht den geringsten Anhaltspunkt geben, dann muß auch dies vom Ondudu festgestellt werden, wobei sich dieser eines einfachen Messers (Okañuedi, Stierchen) bedient. Er bereitet ein kleines Feuer und legt die Klinge seines Messers, um diese heiß zu machen, hinein. Will er zuerst herausfinden, in welchem Bezirk der Verstorbene zuletzt am meisten verkehrt hat, so nimmt er das Messer, nachdem es heiß geworden ist, in seine Rechte, hebt es empor und sagt zu diesem: „Zeige mir an, ob es der Bezirk ist, in dem wir uns hier befinden!" und fährt dann mit der heißen Klinge über die innere Fläche der linken Hand. Gleitet das Messer bei mehrmaligen Versuchen stets glatt über diese hinweg, so ist das ein Beweis dafür, daß der genannte Bezirk nicht in Betracht kommt. Nun wandert das erkaltete Messer wieder ins Feuer. Der Ondudu ergreift es nach einer Weile zum zweiten Male, nennt den Namen des Nachbarbezirkes, zeigt mit dem Messer nach dessen Richtung und fragt: „Ist es dieser vielleicht?" Gleitet nun das Messer nicht, wie vorhin, glatt über die Hand hinweg, sondern bewegt es sich nur ruckweise vorwärts, bei allen Berührungspunkten mit der Hand Brandspuren zurücklassend, so ist das für den Ondudu und auch für die um ihn her sitzenden Verwandten des Verstorbenen das sicherste Zeichen, daß dieser Bezirk in Betracht kommt.

Aber damit ist man noch lange nicht am Ziele. In einem Bezirk befinden sich viele Gehöfte mit vielen Bewohnern. Nun

muß zuerst das Gehöft, in welchem sich der Omulodi befindet, ermittelt werden. Man erkundigt sich genau nach dem Namen der verschiedenen Gehöftbesitzer. Nehmen wir an, es handle sich um fünf Personen, die in Betracht kommen, und nennen wir diese A, B, C, D, E. Der Ondudu nimmt sein unterdessen wieder heiß gewordenes Messer, hebt es mit den Worten: „Sage mir, ob der Omulodi im Gehöft des A ist!" empor und streicht damit, wie früher, über die linke Handfläche. Zeigen sich nun, so oft er den Versuch wiederholt, nicht die geringsten Brandspuren, auch bei B und C nicht, so ist das für ihn ein Zeichen, daß sich der Gesuchte nicht in deren Gehöft befindet. Zum vierten Male ergreift der Ondudu sein heißes Messer: „Aber jetzt sage mir, wo sich der Schuldige befindet! Ist er im Gehöft des D?" Zeigen sich nun, sobald sein Messer die Hand berührt, die verdächtigen Brandspuren, auch bei wiederholtem Versuch, so weiß er, daß der Omulodi im Gehöft des D zu suchen ist.

Man ist wieder einen guten Schritt weiter, aber noch nicht am Ziele. Es gilt nun, unter den Männern und Frauen, die das Gehöft des D bewohnen, den Schuldigen zu finden. Kinder kommen hierbei nicht in Betracht. Die nächste Frage ist die: Ist der Schuldige ein Mann oder eine Frau? Auch dies ermittelt das heiße Messer. Der Ondudu streicht damit über die äußerste Kante des Zeigefingers seiner linken Hand. Zeigen sich dabei Brandspuren, so ist der Omulodi ein Mann, wenn nicht, eine Frau. Im letzten Falle dreht er die Hand herum und fährt mit dem Messer über die äußere Kante des kleinen Fingers, wo dann auch gleich das heiße Messer seine Spuren hinterläßt.

Nun folgt der letzte Versuch. Er hat bereits festgestellt, daß der Omulodi eine Frau ist. In den meisten Fällen sind in einem Gehöft mehrere Frauen, und unter ihnen muß die Schuldige gefunden werden. Wir nehmen an, es handle sich wieder um fünf Personen. Einer von den Verwandten des Verstorbenen macht vor dem Zauberer, welchem die Personen, um die es sich handelt, in den meisten Fällen unbekannt sind,

fünf Striche in den Sand, von denen jeder den Namen der Frau, für welche er bestimmt ist, trägt. Der Einfachheit halber nennen wir auch diese A, B, C, D, E. Das Messer des Ondudu ist wieder heiß geworden. Um ihn her sitzen, in größter Spannung, die Verwandten des Verstorbenen. Endlich kommt der entscheidende Moment. Der Ondudu nimmt das Messer aus dem Feuer und redet ihm zu: „Gib mir (= zeige mir) den Omulodi!" Dann zeigt er mit dem Messer auf den ersten, vielleicht für A gemachten Strich und fährt, wie bei allen früheren Untersuchungen, mit demselben über die innere Fläche der linken Hand. Trotz öfteren Versuches zeigt sich nicht die geringste Brandspur. A ist also unschuldig. Nachdem das Messer zum zweiten Male heiß geworden, verfährt der Zauberer bei dem für B gemachten Strich genau wie bei dem des A. Hinterläßt nun das Messer, indem es sich nur ruckweise vorwärts bewegt, an der Berührungsstelle mit der Hand Brandspuren, so ist der Beweis geliefert, daß B schuldig sein kann. Sind weitere Versuche mit C, D, E ohne Erfolg, so wird der Ondudu, nachdem er für seine Mühe bezahlt ist, entlassen.

Nun wird ein zweiter herbeigerufen. Nachdem man wieder fünf Striche in den Sand gemacht hat, wird von diesem vielleicht E für schuldig befunden. Was nun, da B und E beide beschuldigt werden? Um einen von beiden muß es sich also handeln, einer wird sicher der gesuchte Omulodi sein. Auch der zweite Ondudu geht, nachdem er seinen Lohn empfangen hat, damit endlich ein dritter das letzte Urteil spreche.

Man schneidet nun für B und E zwei Hölzchen von vielleicht 8—10 cm Länge und steckt diese vor dem Ondudu in den Boden. Jetzt ist die Spannung der Anverwandten des Verstorbenen aufs höchste gestiegen. Wer wird es unter diesen beiden sein? Das Messer ist in der Hand des Ondudu: „Gib mir den Omulodi!" Seine Spitze berührt das für B gemachte Hölzchen, um darauf glatt über die Hand seines Herrn, auch beim zweiten und dritten Male, hinwegzugleiten. Damit ist die Sache schon entschieden. Dennoch wird das Messer noch einmal heiß gemacht, um, nachdem es auch das für E gemachte

Hölzchen berührt hat, die Hand des Ondudu mit vielen Brandspuren zu bedecken. Jetzt ist die Sache endgültig entschieden. Auch der letzte Ondudu wird entlassen, und das für E gemachte Stäbchen, welches also den Omulodi bezeichnet, nehmen die Verwandten des Verstorbenen an sich. Die betreffende Persönlichkeit, in diesem Falle durch E bezeichnet, ahnt nichts von dem ihr drohenden Unheil.

Bevor man jedoch weitere Schritte tun darf, muß die ganze Angelegenheit dem Häuptling unterbreitet werden. Die Anverwandten des Verstorbenen begeben sich mit jenem Stäbchen zu dessen Gehöft. Ist man vorgelassen, so heißt es: „Tatekulu (Ehrenname für den Häuptling), der Unsrige (Omukuetu) ist gestorben und hier — indem man das Stäbchen vorzeigt — ist der Omulodi, welcher ihn gegessen hat. Jetzt sind wir zu dir gekommen, daß du uns sagest, was wir tun sollen." Der Häuptling läßt nun seinen, sagen wir Hof-Ondudu, rufen, damit dieser die ganze Sache nochmals prüfe. Die Gekommenen gehen mit ihm auf eine abgelegene Stelle. Der Ondudu zündet ein Feuer an und macht, während man das den Omulodi bezeichnende Stäbchen vor ihm in den Sand steckt, sein Messer heiß. Dann hält er es in seiner Rechten empor und ruft ihm zu: „Zeige mir, ob dies ein Omulodi ist!" Nachdem seine Spitze flüchtig das diesen bezeichnende Hölzchen berührt hat, versucht es der Ondudu über die innere Fläche seiner linken Hand zu führen. E scheint in der Tat schuldig zu sein, denn auch dieses Messer bewegt sich nur ruckweise vorwärts und hinterläßt in der Hand dessen, der es führt, viele Brandspuren. Es besteht kein Zweifel mehr; E ist wirklich der gesuchte Omulodi, der den Verstorbenen „gegessen" und dadurch sein eigenes Leben verwirkt hat. Der Häuptling hat unterdessen schon das von den Verwandten des Verstorbenen mitgebrachte Geschenk, bestehend aus einem großen Ochsen, erhalten, und nachdem ihm der Urteilsspruch seines Ondudu bekannt wird, gibt er Erlaubnis, den Schuldigen zu fassen.

Dies geschieht, sobald sich eine günstige Gelegenheit hierfür bietet, welche in den meisten Fällen nicht lange auf sich

warten läßt. Über seine Gefangennahme ist die Betreffende, die wir auch fernerhin E nennen, nicht wenig erregt. „Was wollt ihr denn eigentlich von mir? Sofort laßt mich wieder los!" — „Was wir wollen? Der Unsrige ist gestorben, und du bist der Omulodi, du hast ihn gegessen." — „Was, ich ein Omulodi?! Ich besitze keine Ouuanga, ich kann keinen Menschen essen!" — „Nun, wir werden schon gleich sehen." Man nimmt zwei starke Hölzer von vielleicht 50—60 cm Länge, von denen das eine quer vor die Stirne und das andere auf den Hinterkopf gelegt wird, so daß der Kopf zwischen diese beiden Hölzer zu liegen kommt. Die Enden derselben werden mehrmals mit starken Bogensehnen verbunden, und zwischen die einzelnen Sehnen steckt man, um diese straff anspannen zu können, kleine Stäbchen, ähnlich wie bei einer Spannsäge. Nun beginnt man die Sehnen mit Hilfe der zwischen ihnen befindlichen Stäbchen stramm zu spannen, wobei der Kopf fest zwischen den beiden Hölzern zusammengepreßt wird. Man fragt: „Bist du der Omulodi?" — „Nein." Man dreht und dreht immer weiter, fortwährend die Gequälte fragend: „Bist du der Omulodi?" bis dann endlich die Augäpfel anfangen, aus ihren Höhlen hervorzutreten, und die Gefolterte ruft: „Ich bin der Omulodi!" — „So, dann ist's gut." Das gewünschte Ziel ist erreicht. Sie wird losgebunden und ins nächste Gebüsch geführt und hier erschossen oder mit Speeren niedergestochen. Ihr Leichnam darf nicht beerdigt werden. Er bleibt im Walde liegen, ein Fraß der Hyänen und Schakale. —

Das ist auch eine Illustration zu dem vielgepriesenen „Glück der Heiden", von dem so viele „Kenner" der afrikanischen Völker heute noch reden und es dabei lieben, die Missionare als Störer und Vernichter dieses Glückes an den Pranger zu stellen. —

In Oukuanjama werden täglich viele Leute, die als Ovalodi beschuldigt sind, auf obige Weise hingemordet. Man mache sich das einmal nur recht klar: Bei jedem Menschen, der stirbt, muß einer vorhanden sein, der ihn behext oder, wie die Leute sagen, gegessen hat! Ein solcher wird dann auch gesucht

und ums Leben gebracht. Wie viele kostbare Menschenleben fallen da täglich infolge des furchtbaren Aberglaubens!

In früheren Jahren soll dieser, wie mir erzählt wurde, nicht in solchem Umfange verbreitet gewesen sein wie heute. Viele Schuld daran tragen die Häuptlinge. Sie haben es immer noch in der Hand, ob einer, der als Omulodi bezeichnet ist, getötet wird oder nicht. Jede Erlaubnis, die sie geben, bringt ihnen ein Stück Großvieh, und eben aus diesem Grunde wird sie stets ohne Bedenken erteilt. Menschen haben sie ja genug, und ein Ochse repräsentiert für sie einen größeren Wert als ein Menschenleben.

Während der Regierungszeit des anfangs erwähnten Haimbili, dessen Bestreben es stets war, jedem seiner Untertanen Recht und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, herrschte der Glaube an Ouuanga nicht in dem Maße wie heute; da waren es überhaupt nur Adelige und Angesehene, bei deren Tode man einen Omulodi suchte. Hatten auch andere Sterbliche einmal bei dem Tode eines Angehörigen einen solchen entdeckt und wollten nun Haimbilis Erlaubnis zur Beseitigung desselben durch einen großen Ochsen erlangen, dann erledigte dieser Häuptling die Angelegenheit auf folgende Weise: Waren die Verwandten des Verstorbenen mit dem den Omulodi bezeichnenden Stäbchen erschienen, dann rief Haimbili zehn bis zwölf von seinen eigenen Leuten herbei, und jeder bekam ein Hölzchen. Eins der zwölf Stäbchen wurde dann als Omulodi bezeichnet. Nun ging der Häuptling, nachdem er seinen Hof-Ondudu hatte rufen lassen, zu den Gekommenen. Alle nahmen vor dem Ondudu Platz. Man versuchte diesem nun das mitgebrachte Stäbchen zu geben, aber Haimbili wehrte ab: „Laßt nur, ich habe hier selber solche gemacht. Eins ist der Omulodi; trifft es der Ondudu, dann könnt ihr ihn fassen." Selten geschah es, daß bei der Menge der Stäbchen das als Omulodi bezeichnete getroffen wurde, und nachdem es der Ondudu bei den meisten der Stäbchen versucht hatte, pflegte Haimbili zu sagen: „Euer Omulodi brennt nicht." — „Ja," hieß es, Tatekulu, dann muß es eben bleiben." — „Und wie ist es denn

mit dem Ochsen, den ihr mitgebracht habt?" — „Nun, den lassen wir hier." Unverrichteter Sache mußte man abziehen und hatte noch dabei das mitgebrachte Tier verloren.

In welcher Weise Ouuanga oft nach dem Glauben der Leute wirksam sein kann, mögen folgende Fälle zeigen: Ein Mann ging eines Tages nach Swakopmund, um dort zu arbeiten. Nachdem er längere Zeit fortgewesen war, kamen vom Hererolande Leute zurück mit der Nachricht, daß jener gestorben sei. Bei den Verwandten des Verstorbenen stand es natürlich gleich fest, daß der Totgesagte behext worden sei und darum seinen Tod in Swakopmund gefunden habe. Der Zauberer fand den Schuldigen auch bald heraus, und zwar war es in diesem Falle eine seiner Frauen. Kraft ihrer Ouuanga sollte sie den Mann bewogen haben, daß er in das ferne Land gehen und dort sterben mußte. Die Frau wurde gefaßt und mit Erlaubnis des Häuptlings ermordet. Nun geschah es eines Tages, daß jener Mann frisch und wohlbehalten zurückkam. Darob natürlich großes Entsetzen bei seinen Verwandten, und als der Betreffende hörte, was geschehen, wußte er gleich, was nun zu erwarten war. Obwohl sich die ganze Familie des Zurückgekehrten durch schleunige Flucht in den Nachbarstamm zu retten suchte, wurde doch einer von ihnen gefangen und von den Verwandten der ermordeten Frau umgebracht.

In einem Garten arbeiteten zwei Frauen, A und B, von denen A im Besitze einer Schnupftabakdose war. Mit ihrer gütigen Erlaubnis durfte B der Dose eine Prise entnehmen. Nun wollte es das Unglück, daß A erkrankte und schon während ihrer Krankheit die Vermutung aussprach, daß sie jedenfalls von B behext worden sei. Diese habe vor einiger Zeit ihre Schnupftabakdose benutzt und vielleicht bei der Gelegenheit kraft der Ouuanga, welche sie wohl besitzen müsse, irgend etwas hinein getan, das sie nun krank mache. Bald darauf starb A und ihre Verwandten, welche von dem Vorfall mit der Schnupftabakdose unterrichtet waren, ließen sofort die nötigen Zauberer kommen. Das Ende vom Liede war, daß B beschuldigt wurde, Ouuanga zu besitzen, wodurch sie A behext

habe. Die Beschuldigte war die Tante eines auf meiner Station wohnenden jungen Mannes, der nun zu mir kam, um meine Hilfe in dieser Angelegenheit zu erbitten. Ich ließ B nach Rücksprache mit dem Häuptling zu diesem bringen, und dessen Hof-Ondudu erklärte sie für unschuldig, wodurch dieser Fall erledigt war.

Als ich einst des Häuptlings Tante, Nekoto, besuchte, traf ich dort eine Frau, deren Gesicht noch eine Menge frischer Wunden trug. Auf meine Frage, wer diese Person sei, sagte Nekoto: „Diese Frau war beschuldigt, ein Kind, welches gestorben ist, behext zu haben. Sie war schon bereits gefangen genommen, und da habe ich sie, weil es eine Bekannte von mir war, wieder befreien lassen." Und wie lagen hier die Dinge? Das betreffende Kind war, um Wasser zu schöpfen, in einen tiefen Brunnen gestiegen. Da löste sich vom Brunnenrande ein schwerer Lehmklumpen, der das im Brunnen befindliche Kind so unglücklich traf, daß es bald darauf starb. Die Untersuchung ergab, daß auch hier die Ouuanga eines Menschen im Spiele war, und obige Frau wurde als Omulodi festgestellt. Man hatte sie gefaßt, gefesselt und suchte sie durch vorhin beschriebene Art der Folterung zum Geständnis zu bringen. Noch im letzten Augenblick erhielt Nekoto Kenntnis davon und ließ sie sofort befreien.

Ein Großmann des Häuptlings, Liengolo, hatte ein Pferd. Dieses ging an der im Ovamboland häufig auftretenden Pferdesterbe ein. Von Liengolo nach der Todesursache seines Pferdes gefragte Zauberer erklärten, es könne nur durch Einfluß von Ouuanga eingegangen sein. Der Omulodi des Pferdes, in diesem Falle wieder eine Frau, wurde auch bald gefunden und — niedergeschossen.

Obiger Liengolo war einer der berüchtigtsten Menschen des ganzen Landes, der unzählige Menschenleben auf dem Gewissen hatte. Mehr als einmal hatte ich ihn auf meiner Studierstube, wo er manches, was ihm nicht angenehm war, hören mußte. Auch kurz vor seinem letzten Besuche hatte er einen Menschen,

der Ouuanga haben sollte, ermorden lassen. „Wundere dich nicht, Liengolo," sagte ich zu ihm, „wenn du einmal ein gleiches Ende nehmen wirst, denn womit jemand sündigt, damit wird er auch gestraft." Bald darauf rüstete der Häuptling Nande zu einem großen Raubzug, an welchem auch mein Freund, ein Elenga mit Namen Naujoma, und Liengolo teilnahmen. Man hatte schon viele Beute in Sicherheit, als Naujoma von einem giftigen Pfeile getroffen wurde. In kürzester Zeit erlag er der gefährlichen Wunde. Bei seinen Verwandten bestand kein Zweifel darüber, daß auch dieser Todesfall durch Ouuanga irgend eines Menschen verursacht sei, und nun galt es, diesen ausfindig zu machen. Und wer wurde als Omulodi bezeichnet? Eben jener Liengolo, ohne daß er die geringste Ahnung davon hatte. Nun handelte es sich für die Angehörigen Naujomas darum, sich seiner Person zu bemächtigen, welches, da Liengolo einen großen Anhang hatte, nicht so leicht war. Eines Tages wurden dessen Ochsen geraubt, und er verfolgte diese bis zum späten Abend. Auf der Rückkehr führte ihn sein Weg an dem Gehöfte eines Neffen Naujomas vorbei, und ahnungslos kehrte er in demselben ein, wo er auch gleich aufs freundlichste empfangen und bewirtet wurde. Kaum hatte er Platz genommen, da krachte auch schon aus nächster Nähe ein Schuß. Schwer verwundet versuchte Liengolo aufzuspringen, aber in dem Moment richtete obiger Neffe Naujomas sein Gewehr auf ihn und streckte ihn mit einem zweiten Schuß zu Boden — So manchen Menschen hatte Liengolo früher der Ouuanga beschuldigen und ihn aus diesem Grunde ermorden lassen. Nun mußte auch er als Omulodi endigen.

Auf einem andern Kriegszuge, der ebenfalls von Nande arrangiert war, wurde der Anführer vom Blitz erschlagen. Es ist unglaublich, welche Macht man einem Omulodi zutraut. Auch bei diesem Todesfalle wurde einer vermutet, der die Ursache war, daß jener Anführer gerade an der Stelle, wo der Blitz einschlug, sein mußte. Es dauerte nicht lange, und man hatte ihn ausfindig gemacht. Noch im letzten Augenblicke erhielt dieser Kunde von dem ihm drohenden Verhängnis, und es

gelang ihm, eine der früher erwähnten Freistätten, wo auch ein Omulodi vorläufig sicher ist, zu erreichen. Es war das Grab des Häuptlings, wohin er sich rettete. Manchen Tag und manche Nacht hat er an diesem, von seinen Feinden bewacht, zugebracht. Endlich gelang es ihm, zur Nachtzeit während eines unbewachten Augenblickes zu entfliehen und den Nachbarstamm Evale zu erreichen. Doch hier traf ihn das Verhängnis. Selbst dem Häuptling Nande war viel daran gelegen, daß ein so gefährlicher Omulodi beseitigt werde. Er sandte an den Beherrscher von Evale als Geschenk ein Pferd, worauf dieser den Schuldigen in seinem Lande festnehmen und ihn an Nande ausliefern ließ, der ihn dann sofort den Händen seiner Mörder übergab.

Erhält ein als Omulodi bezeichneter Mensch früh genug von dem, was seiner wartet, Kunde, dann gelingt es ihm zuweilen, sich für längere Zeit den Händen seiner Feinde zu entziehen. In der Regel verwenden sich dann dessen Angehörige für ihn beim Häuptling mit der Bitte, es doch durch seinen Hof-Ondudu feststellen zu lassen, ob der Betreffende wirklich schuldig ist. Die Kosten eines solchen Verfahrens betragen einen großen Ochsen, den der Häuptling erhält. Wohl in den meisten Fällen wird der Beschuldigte vom Verdacht entlastet und darf nun nicht mehr von den Verwandten des Verstorbenen, den er behext haben soll, gefaßt werden.

Einst erschien auf meiner Station eine junge Frau, die, weil sie als Omulodi verfolgt wurde, bei mir Schutz suchte. In ihrem Gehöft hatte sie als Dienerin ein junges Mädchen, eine Verwandte ihres Mannes. Dieses erkrankte am Fieber und starb bald darauf. Nun wurde ihre Herrin beschuldigt, das Mädchen gegessen, also behext zu haben. Auch die herbeigerufenen Zauberer bezeichneten sie als schuldig. Was war zu machen? Ich ließ einen Ondudu rufen, um vor den Augen der Leute die Angelegenheit öffentlich zu prüfen. Beigefügtes Bild stellt diese Szene dar. Am Boden, zwischen den beiden Palmen, sitzt der Ondudu, mit wichtiger Miene gerade das heiße Messer über die Handfläche führend. Ihm gegenüber, das Gesicht dem Ondudu zugewandt, finden wir die beschuldigte

Frau; ihr rechter Fuß berührt beinahe die Feuerstelle. Die Blicke aller Anwesenden sind voll Spannung auf das Messer in der Hand des Zauberers gerichtet. So oft er es auch über seine Hand führt, stets gleitet es glatt darüber hinweg, bis er endlich erklärt: „Es ist unmöglich, daß diese Frau ein Omulodi ist, sie hat keine Ouuanga.“ Natürlich wurde der ganze Vorfall bald bei den Verwandten des verstorbenen Mädchens bekannt. Da die Angelegenheit bei dem Lehrer, einem Freunde des Häuptlings, verhandelt worden war, und die Frau von dem durch jenen herbeigerufenen Zauberer als unschuldig erklärt wurde, wagte es keiner, sie anzutasten.

Die Kosten dieses Verfahrens hatte ich zu entrichten. Nachdem der Ondudu auf mein Studierzimmer gekommen war und seinen Lohn erhalten hatte, bat ich ihn, mir doch einmal das geheimnisvolle Messer zu zeigen. Da kein anderer seiner Landsleute zugegen war, erfüllte er meinen Wunsch. „So,“ sagte ich zu ihm, „nun lege es einmal dorthin und rufe ihm, ob es wohl auf dich hören wird und sich bewegt.“ Da sah mich Haimbili — so hieß der Mann — an, als ob er fragen wollte: Bist du denn so dumm, daß du glaubst, das wäre möglich? Seine Gedanken erratend, sagte ich zu ihm: „Du hast doch vorhin da draußen mit dem Messer geredet, hast es aufgefordert, dir zu zeigen, ob die Frau schuldig sei oder nicht, also muß das Ding doch wohl hören können.“ Haimbili besann sich einen Augenblick und sagte dann: „Nein, das ist nicht möglich, das kann mein Messer nicht.“ — „Ja, dann kann ich nicht verstehen, daß du es aufforderst, dir irgend etwas anzuzeigen!“ Der Alte schwieg einen Augenblick und meinte: „Doch, das Ding besitzt geheime Kraft; es zeigt mir immer an, wenn es sich um einen Omulodi handelt.“ Ich sagte ihm dann schließlich: „Dein ganzes Treiben ist Lug und Trug. Wenn du es willst, dann führst du das Messer so, daß es Brandspuren hinterläßt. Das hängt nur von dir ab, ob einer schuldig oder unschuldig befunden wird. Und all' die Menschen, die du als schuldig erklärst und die dann hingemordet werden, die hast du auf dem Gewissen, deren Blut mußt du einst bezahlen.“

Ein Ondudu bei seiner Tätigkeit.

Angenehm waren Haimbili die Worte, welche er von mir zu hören bekam, jedenfalls nicht, und er mag froh gewesen sein, als er endlich wieder draußen im Freien war. Trotzdem hat er mich später noch sehr oft mit seinem Besuche beehrt, und wir wurden dabei immer bessere Freunde. Er selbst fand immer weniger Gefallen an seinem früheren Treiben, bis er mir eines Tages, nachdem wir wieder eine längere Unterredung über das ganze Treiben der Zauberer gehabt hatten, erklärte: „Von heute an werde ich es nicht wieder tun." Darauf sagte ich zu ihm: „So lange du im Besitze deines Messers bist, wirst du es doch nicht lassen; ich gebe dir darum den guten Rat, du bringst dasselbe her, und ich werde es dann behalten." Mein alter Freund besann sich einen Augenblick: „Gut," sagte er, „morgen bringe ich es dir." Er hat Wort gehalten. Am nächsten Tage war das Messer in meinem Besitz. Heute befindet es sich im Berliner Museum für Völkerkunde.

Es ist keine Frage, daß sich unter den Zauberern viele befinden, die — wie mir mancher, nachdem er sein verderbliches Handwerk eingestellt hatte, bekannte — es wissen, daß ihr ganzes Treiben auf Lug und Trug beruht; doch gibt es auch eine Menge, bei denen das Gegenteil der Fall ist. Sehr oft habe ich mit meiner Freundin Nekoto über Ouuanga verhandelt. Sie war felsenfest von dem Vorhandensein dieser bösen Macht überzeugt, und durch nichts konnte man sie in ihrem Glauben wankend machen.

Unsere Leute wissen es, daß der weiße Mann ihnen in allen Dingen überlegen ist. Besonderes Vergnügen bereitete es immer, wenn entfernt wohnende Leute, welche vielleicht vorher mit keinem Weißen in Berührung gekommen waren, uns auf der Station besuchten. Wie haben sie da gestaunt, wenn man ihnen eine Uhr zeigte und ihnen diese erklärte. Und nun erst ein Harmonium! Von allen Seiten wurde es betrachtet, ob man nicht die Wesen, welche diese wunderbaren Töne hervorbrachten, ermitteln und sehen könne. Unser Töchterchen hatte eine Puppe, die, nachdem sie aufgedreht war, in der Stube umherlief. Kein Ende wollte das Erstaunen der

Leute über diese wunderbaren Dinge nehmen. Mehr als einmal hieß es dann nach einer solchen Vorstellung: „Ihr seid wie Gott, ihr vermögt alles, auch das Wunderbarste!" Bei all meinen vorhin erwähnten Verhandlungen mit Nekoto habe ich mir diese Ansicht der Leute zunutze gemacht indem ich sagte: „Sieh, du weißt, wie groß der Verstand der weißen Leute ist. Wenn es wirklich Ouuanga gäbe, dann müßten wir das Vorhandensein dieser Macht doch irgendwo entdecken, aber auch bei uns in Deutschland gibt es so etwas nicht. Du kannst sicher sein, deine Zauberer belügen und betrügen dich, und du läßt dann einfach die Menschen hinmorden." Nekotos Antwort war dann stets: „Mag sein, daß du nicht weißt, woher Ouuanga stammt, und daß sie auch in eurem Lande nicht gefunden wird; aber wir haben sie, und ich werde sehr oft von Leuten, welche sie besitzen, behext."

Merkwürdig ist die Behauptung der Ovakuanjama, daß Ouuanga nicht in jeder Familie (Epata) vorkommen soll. Nach ihrer Anschauung sind es eben ganz bestimmte Kreise, in denen sie gefunden wird. Auf all' meine Fragen, wo ich um Erklärung dieser merkwürdigen Anschauung bat, erhielt ich die Antwort: „Ja, das ist eben so; woher es kommt, wissen wir nicht."

Zuweilen kommt es vor, daß man beim Tode eines Kindes die eigene Mutter als Omulodi bezeichnet. Von ihren Verwandten wird dann nur das eine verlangt, daß sie ihre Schuld eingesteht. Ist dies geschehen, dann bleibt sie unbehelligt. Man sagt: es ist ihr eigenes Kind; sie hat es mit Schmerzen geboren, und darum ist es ihre Angelegenheit, wenn sie das Kind durch ihre Ouuanga ums Leben bringt. Freilich steht eine solche Person für ihr ganzes späteres Leben stets in Gefahr, beim Tode eines Menschen, mit dem sie in nähere Berührung kam, als Omulodi bezeichnet und dann ermordet zu werden.

Nicht selten geschieht es, daß beim Tode eines Menschen dessen Angehörige den vom Ondudu als Omulodi Bezeichneten nicht in ihre Gewalt bekommen können. Vielleicht ist es ein Mann, der ein gewisses Ansehen genießt, und an den man sich aus diesem Grunde nicht heranwagt. Aber auch ein solcher muß

beseitigt werden, und man hat auch dazu Mittel und Wege gefunden. In dem Nachbarstamme Evale wohnen Zauberer, welche den Namen Ovatikili (Sing. Omutikili) haben, die also das Okutikila verstehen. Man verfährt dabei wie folgt:

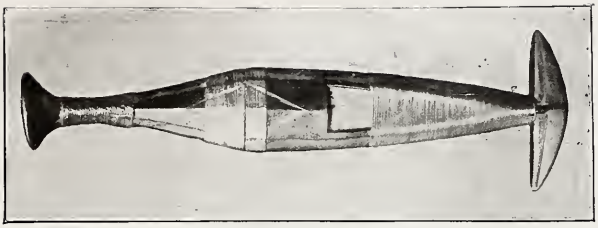
Nachdem die Betreffenden zu dem Omutikili gekommen sind und ihr Anliegen vorgebracht haben, erkundigt sich dieser ganz genau nach dem als Omulodi Beschuldigten: „Wie sieht er aus? Ist es ein Mann? Ist es eine Frau?" und was er sonst alles fragen mag. Dann holt er ein mit Wasser gefülltes Gefäß. Vor diesem nimmt er, den Dolch in der Rechten, auf dem Boden Platz. Unverwandt schaut er hinein, bis dann auf einmal mit Blitzesschnelle der Dolch in das Wasser fährt. Vorsichtig wird nun das Gefäß bedeckt und an einen sicheren Ort gestellt. Für die Gekommenen wird eine Mahlzeit bereitet, und während man sich diese wohlschmecken läßt, bemüht sich einer der Diener des Zauberers, schnell etwas Blut herbeizuschaffen, sei es nun von einem Huhn oder von einem anderen Tiere, welches bald zu erreichen ist. Das Blut bringt man in den mit Wasser gefüllten Behälter.

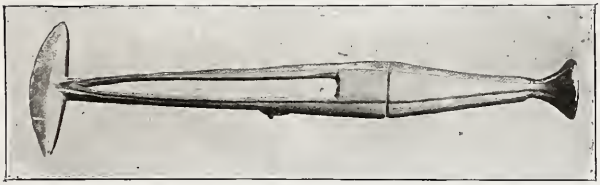
Nachdem sich der Omutikili noch eine Weile mit seinen Gästen unterhalten hat, und diese die für sie bereitete Mahlzeit verzehrt haben, werden sie wieder nach dem Raume, in dem sich das Gefäß befindet, geführt. „Nehmt den Deckel weg und seht nach," befiehlt der Omutikili. Vorsichtig wird dieses ausgeführt. „Ja," heißt es, „er hat ihn wirklich getroffen, das Wasser ist ganz blutig geworden." Man glaubt nämlich, der Omutikili könne das Bild des Omulodi in dem Wasser des Gefäßes hervorzaubern, und sobald es darin erscheint, ihm den tödlichen Stoß versetzen. Das blutgefärbte Wasser ist ja der sicherste Beweis dafür, daß er diese Kunst versteht. Jetzt erhält er seine Bezahlung, bestehend aus einem Stück Großvieh. Dann entläßt er seine Gäste mit den Worten: „Geht nur ruhig nach Hause; dieses Jahr wird der Omulodi nicht mehr zu Ende bringen." Wie mir ein zuverlässiger Mann erzählte, soll es oft vorgekommen sein, daß ein Omulodi in der von

dem Omutikili angegebene Zeit starb, wodurch dessen Ansehen aufs neue gehoben wurde.

Hat nun ein Omulodi durch Oñiko (von Okutikila), also auf vorhin beschriebene Weise, sein Leben eingebüßt, dann bedeutet dies für alle Glieder seiner Familie (Epata) ein großes Unglück. Die Wirkung des Oñiko soll auch auf seine Verwandten übergehen, so daß auch sie einem baldigen Tode verfallen sind; darum gilt es, dies Unheil möglichst schnell abzuwenden, welche Kunst nur sehr wenige unter den Zauberern verstehen. Ist ein solcher Ondudu benachrichtigt, so bestimmt er einen Tag, an dem er zu kommen gedenkt, wo dann alle Angehörigen des durch Oñiko Gestorbenen in dessen Gehöft zu erscheinen haben. Man schlachtet einen schwarzen Ochsen, auf dessen Haut sich auch nicht der kleinste andersfarbige Fleck befinden darf. Das Tier wird zu Tode gebracht, indem man es erdrosselt. Am nächsten Tage vor Sonnenaufgang wird in einer Ecke des Gartens ein Loch von vielleicht $1^1/_2$—2 m Durchmesser gegraben, in dessen Mitte der Zauberer ein Feuer anzündet. Um diese Grube hocken nun alle Verwandten des Verstorbenen, das Gesicht dem Feuer zugewandt. Die frisch abgezogene Haut des geschlachteten Tieres ist in der Hand des Ondudu, welcher sie jedem einzelnen über Rücken und Kopf legt und ihm dabei eine aus geheimen Kräutern bereitete Medizin zu trinken gibt. Auf diesem Rundgange begleitet ihn sein kleiner Diener, der in jeder Hand eine eiserne Hacke hält und beide fortwährend aneinanderschlägt. Ist der erste Rundgang beendet, dann reibt der Ondudu beim zweiten Gange den Rücken der am Boden Hockenden mit einer von ihm bereiteten Mischung, bestehend aus Kräutern und Fett, ein. Nun dürfen sich alle, das Gesicht von der Grube abgewandt, erheben. Die am Körper befindlichen Kleidungsstücke werden abgestreift und an der Stelle, wo man steht, zurückgelassen. Völlig nackt läuft man davon, während die anwesenden Männer und Knaben noch einige Pfeile, ohne sich dabei umzusehen, in jenes Loch schießen.

Man eilt in das Gehöft zurück, neue Kleidungsstücke werden angelegt, und der Zauberer bereitet Leber und Galle des





Dolche.

Osiva.

Haimbilis Okaĥuedi.

geschlachteten Tieres. Die Speise wird von allen Anwesenden, mit Ausnahme dessen, der sie bereitet hat, verzehrt. Das andere Fleisch ist Eigentum des Ondudu. Es bildet einen Teil seines Lohnes; außerdem erhält er noch eine große Menge Getreide und eine Schnur des sehr geschätzten Ondjeva, die so lang ist, daß sie sich einmal um jene Grube legen läßt. Alle an derselben zurückgelassenen Kleidungsstücke fallen ihm auch zu. Also ein ganz anständiges Honorar.

Von der Hinterlassenschaft des an Oñiko Gestorbenen werden seine Erben nicht eher etwas anrühren, als bis alles mit den geheimen Kräutern des Ondudu bestreut worden ist. Durch dieses Verfahren wird jedes Erbstück gereinigt.

Oft kommt es vor, daß einer der Verwandten bei der ganzen Verhandlung nicht zugegen war. In dem Falle stellt der Zauberer ein von ihm bereitetes Getränk bereit. Kehrt jener heim, so nimmt er sofort jenes Getränk, und dann erst darf er mit seinen Angehörigen reden. Nun ist jeder böse Bann des Oñiko gebrochen, und man kann sich wieder seines Lebens freuen.

Besonderes Ansehen genießen auch die Zauberer, welche die Menschen durch Verleihung einer geheimen Kraft (Oupule) gegen die verschiedensten Arten von Unglück zu schützen vermögen (Okupulika). Am gesuchtesten ist die Oupule, welche ihren Besitzer (Oñule) vor feindlichen Geschossen sichert. Diese kann auf verschiedene Weise verliehen werden. An erster Stelle steht diejenige, welche man durch Tragen eines Osiva, eines großen, am Halse hängenden Amuletts erlangt. Oft läßt der Häuptling eine ganze Anzahl solcher Amulette für sich und seine Leute durch einen eigens zu diesem Zwecke aus dem Nachbarstamm gerufenen Ondudu — denn nicht alle verstehen diese Kunst — anfertigen. Der betreffende Zauberer umgeht zuerst das Gebiet des Häuptlings, der ihn rief. Ist er endlich bei diesem angekommen, dann wird ein Stier geschlachtet, und dessen Haut in schmale Streifen — 1—1,50 m lang — zerlegt, welche zur Anfertigung jener Amulette dienen. Eine Anzahl von des Häuptlings Leuten wird auf die Jagd geschickt um Stein-

böcke zu erlegen, damit dem Zauberer die nötige Anzahl von Geweihen verschafft werde. Die Bereitung der Amulette findet ganz im geheimen statt, denn der Ondudu darf dabei von keinem Menschen beobachtet werden. In der Mitte des Osiva wird ein kleines Hörnchen, das offene Ende nach unten, befestigt, ebenso ein kleines Stäbchen. In ersteres füllt der Ondudu eine aus feiner Asche und Fett bereitete Masse, Oumuiko. Als Verschluß dient ein aus Tierhaut verfertigter Stöpsel.

Ist der Zauberer mit seiner Arbeit fertig, dann tut er dies dem Häuptling kund, und die Leute, für welche die neuen Amulette bestimmt sind, werden herbeigerufen. Jeder nimmt vor dem Ondudu, mit geschlossenen Augen, auf dem Boden Platz. Dieser faßt das Osiva, fährt damit mehrere Male um den Kopf des vor ihm Sitzenden und hängt es darauf um seinen Hals. Nun folgt der zweite, und so geht es fort, bis die Dekoration aller beendet ist. Zum Schluß erhält jeder eine Anzahl Oidila, Verbote, gewisse Fleischarten betreffend, die er fortan nicht mehr genießen darf. Der Ondudu befiehlt: „Von heute ab eßt ihr keine Mäuse und keine Hähne, kein Herz eines Tieres, keinen Kopf einer Ziege," und wie die verschiedenen Oidila alle heißen mögen.

Bei Nichtbeachtung eines dieser Verbote würde das Osiva für seinen Träger die geheime Kraft verlieren. Und worin besteht diese?

Eine Hauptrolle spielt dieses Amulett im Kampf. Hat man den Feind vor sich, dann hängt es stets auf der Brust. Alle auf den Träger eines Osiva gerichteten Pfeile und Kugeln sollen ihr Ziel verfehlen und diesen nicht treffen können. Auf der Flucht wirft man das Osiva schnell nach hinten, so daß es auf den Rücken zu liegen kommt, um so vor den nachgesandten Pfeilen und Kugeln sicher zu sein.

Jeder Besitzer eines Osiva hat, wie schon vorhin erwähnt wurde, eine Anzahl Oidila streng zu beachten. Legt er dieses Amulett an, dann muß er es stets mit einem frischen Blatt des Omufiadi-Baumes beschenken (Okujamba). Dies ist auch

der Fall, wenn er einmal aus Versehen damit an einen Brunnen geht, um dort zu trinken, was streng untersagt ist. Ein Osiva wird in einem besonderen Raume aufgehoben, der von keiner Frau betreten werden darf. Geschieht dies doch, dann würde dadurch die Kraft des Amuletts zerstört werden.

Eine besondere Bedeutung hat auch das in dem Hörnchen befindliche Oumuiko. Jedesmal, wenn der Besitzer eines Osiva, ein Omule, in den Kampf eilt, nimmt er etwas von demselben und streicht es auf Nasenrücken, Wangen und Zunge. — Ich entsinne mich eines alten Mannes, der eines Tages zu mir kam und um ein Hemd bat. Da ich seinen Wunsch nicht erfüllen wollte, sagte er: „Du mußt es mir geben, du kannst es nicht abschlagen." — „So, was sollte mich dazu zwingen?" — „Onde ku lila Oumuiko", ich habe für dich Oumuiko gegessen. Wenn nämlich der Besitzer eines Osiva, ein Omule, zu irgend einem Menschen mit der Absicht geht, ihn um ein Ding zu bitten, so ißt er vorher etwas von dem Oumuiko, weil er dadurch über jenen eine solche Macht gewinnen soll, daß dieser ihm nichts abschlagen kann. Im gegebenen Falle hielt ich es nun doch für geboten, den Bittsteller ohne das gewünschte Hemd abziehen zu lassen um ihm zu zeigen, daß sein Oumuiko keine Macht über die Willensbestimmung eines weißen Mannes habe.

Arrangiert der Häuptling einen Kriegszug, dann gibt er dem Anführer sein eigenes Osiva, welchem stets besondere Kraft zugeschrieben wird. Man hat außerdem noch zwei Arten dieses Amulettes, welche gerade bei Kriegszügen eine besondere Rolle spielen. Das eine ist Osiva jokutukula Omepo, ein Osiva, durch dessen Kraft der Wind erregt wird, so daß es zu stürmen beginnt. Dieses wird bei Raubzügen angewandt und soll verhindern, daß der Hilferuf der Bedrängten weitergetragen, ihnen also von keiner Seite Unterstützung gebracht wird. Es befindet sich meist im Besitze eines alten Mannes, der den Kriegszug begleitet. Sobald der Kampf beginnt und die ersten Hilferufe der Bedrängten erklingen, setzt er schleunigst das offene Ende des am Osiva befindlichen Hörnchens an seine Lippen und bläst aus

Leibeskräften. Sofort erhebt sich nun ein sturmartiger Wind; die Hilferufe der Überfallenen sind kaum hörbar, und da sie eben aus diesem Grunde keine Unterstützung erhalten, und der Gegner vielleicht in zehnfacher Übermacht ist, werden sie leicht bewältigt und nebst ihrem Hab und Gut gefangen genommen. Va ti = man sagt so.

Die zweite Art kommt auf seiten der Überfallenen zur Anwendung; es ist dies das Osiva jokukuengula Oita, ein Osiva, welches die Scharen der Krieger in Verwirrung bringt. Wenn z. B. ein Gebiet überfallen wird, und der Feind schon im Begriff ist, mit seiner Beute abzuziehen, dann erscheint oft im letzten Augenblick ein Ondudu mit einem solchen Osiva. Mit aller Macht bläst er in das am Amulett befindliche Hörnchen, und sofort entsteht in den Reihen des schon abziehenden Feindes eine große Verwirrung. Jeder ist plötzlich von solchem Schrecken befallen, daß er nicht mehr an seine Beute denkt und diese einfach fahren läßt. Bei vielen ist die Bestürzung so groß, daß sie sich überhaupt nicht mehr vorwärts bewegen können und darum von ihren Verfolgern gefangen genommen werden. Einst unternahm Nekoto einen Raubzug gegen die Ovambalantu. Bald kamen ihre Scharen, bedeutend dezimiert und ohne Beute, zurück. Und was ließ den Zug mißlingen? Man hatte schon reichlich Menschen und Vieh erbeutet, und wollte gerade den Rückzug antreten, als ein Ondudu der Ovambalantu mit einem Osiva jokukuengula Oita erschien, wodurch der schon bereits gewonnene Sieg völlig vereitelt und auch viele von Nekotos Leuten, wenn nicht erschossen, so doch gefangen genommen wurden. Wir setzen auch hier ein va ti = man sagt so, es heißt so.

Außer den schon beschriebenen Arten des Osiva gibt es auch vereinzelte, die ihren Träger nicht nur gegen feindliche Geschosse sichern, sondern ihm auch Mut und Tapferkeit verleihen. Bei diesen befinden sich in dem Hörnchen neben dem Oumuifo noch ganz kleine Stückchen eines menschlichen Herzens. Und woher stammen diese? Während der Regierungszeit des Osi-

pandeka machten die südlich wohnenden Ovandonga häufig räuberische Einfälle in sein Land, wobei sie einen seiner Tapferkeit wegen weit und breit berühmten Anführer, namens Ndobuele, hatten. Trotzdem wurde dieser eines Tages von den Ovakuanjama gefangen genommen und im Triumph zur Residenz des Osipandeka gebracht. Hier wurde er getötet und sein Fleisch, nachdem es mit dem eines Stieres vermengt und gekocht war, verzehrt. Ndobueles Herz wurde getrocknet, in kleine Teile zerlegt, und diese dann an des Häuptlings Großleute, welche sie sorgfältig in ihrem Osiva aufhoben, verteilt. Dadurch glaubte man etwas von dem Mut und der Tapferkeit des Ndobuele auf sich übertragen zu können. Sein Schädel war mehrere Jahre eine besondere Zierde der Häuptlingswerft, wo er auf einem Baume, gleich am Haupteingange, befestigt war.

Sonst ist der Genuß von Menschenfleisch bei den Bewohnern des Ovambolandes verpönt, und nie scheint Kanibalismus unter ihnen geherrscht zu haben. Bei meinen Fragen in betreff dieser Sache gaben mir viele entsetzt zur Antwort: „Nein, Lehrer, wir essen, wie du weißt, fast alles; aber Menschenfleisch würden wir nie anrühren!" Obiger Fall ist der einzige dieser Art, der mir im Laufe der Jahre bekannt wurde.

Etwas Ähnliches ist folgendes: Zuweilen hörte ich von Leuten, die ein Ehrfurcht gebietendes Äußere besitzen sollten. Diese Eigenschaft wird mit Esusu bezeichnet. In ihren Besitz waren die Betreffenden durch das Essen von Löwenmark gelangt. Wie vor der Majestät des Löwen jedes andere Wesen erzittert, so glaubt man, durch den Genuß seines Knochenmarkes auch eine solche Gewalt über die Mitmenschen erlangen zu können.

Neben dem Tragen eines Osiva gibt es noch eine Menge anderer Mittel und Wege, um Oupule zu erlangen. Sehr gesucht ist das Okupulika nonuedi. Hierbei muß ein Stier sein Leben lassen. Hat sich jemand, der Besitzer dieser geheimen Macht werden möchte, mit dem betreffenden Ondudu verständigt, dann

begibt er sich in aller Stille, nachdem er schon vorher einen Stier dorthin geschickt hat, nach dessen Wohnung. Das Tier wird getötet, und der Ondudu bereitet nun ein Essen. Er verwendet hierzu einen Teil von dem Blut des geschlachteten Tieres, Stücke von den Hoden, die Zungenspitze und etwas Fleisch, und unter das Ganze mengt er seine Kräuter. Dieses wird, nachdem es genügend lange gekocht hat, von dem Betreffenden verzehrt. Dann nimmt der Ondudu den auf dem Nasenrücken des Stieres sitzenden Hautstreifen (Omupolo), zerschneidet ihn in kleine Stücke und reiht letztere auf drei Schnüre, welche er am Halse und an den Handgelenken befestigt. Den Schluß macht ein kleines, ebenfalls am Halse getragenes Osiketi, welches die Bedeutung eines Amuletts hat. Ein solcher, mit dem auf diese Weise verfahren wurde, soll nicht nur gegen jedes feindliche Geschoß sicher sein, sondern auch dadurch den Mut eines Stieres erlangen. Beim Abschied entläßt ihn der Ondudu mit den Worten: „Von heute an wirst du keinen Stier mehr mit deinen Augen erblicken. Der erste, den du sehen solltest, ist ein Vorbote deines nahen Todes." Diese Tiere sind nach dem Glauben der Leute für einen solchen Omule unsichtbar. Würde er doch eines Tages einmal einen erblicken, dann wäre dieser der Vorbote seines nahen Todes.

Zu erwähnen ist noch folgender ähnlicher Brauch, den man mit Okuhaka Okaana bezeichnet: Möchte ein Vater, daß sein jetzt noch kleiner Sohn später ein mutiger und tapferer Mann wird, dann schlachtet er ebenfalls einen Stier, nimmt die auf dem Nasenrücken des Tieres sitzende Haut, schneidet sie in kleine Stücke und zieht sie dann auf drei Schnüre, welche er am Halse und an den Handgelenken seines kleinen Sohnes befestigt. Ein solches Kind soll dann als Erwachsener den Mut eines Stieres zeigen.

Zuweilen beobachtete ich Leute, welche beim Essen jeden Bissen, bevor er in den Mund wanderte, fallen ließen. Und warum? Sie besaßen die Oupule uokulila posi, eine Oupule, bei der man nur auf obige Weise essen darf. Auch diese soll vor jedem

feindlichem Geschoß sichern. Ihrem Besitzer wurde vom Ondudu, der sie verliehen hatte, befohlen: „Von heute ab ißt du nur noch vom Boden" (posi), bedeutet also, daß jeder Bissen, der in seinen Mund wandert, erst zu Boden fallen soll. Wird er dieses streng befolgen, dann werden alle auf ihn gerichteten Geschosse nicht treffen. Wie jene Speiseteile vor ihm zu Boden fallen, so werden auch sie vor ihm zur Erde sinken.

Solche Leute nehmen auch nie etwas aus der Hand eines andern. Reicht man ihnen ein Ding, dann lassen sie es absichtlich zu Boden fallen, um es dann gleich wieder aufzuheben; ebenso werden auch sie nie einem andern etwas mit der Hand reichen. Nachdem ich Kenntnis von dieser Oupule erhalten hatte, wurde mir auch das Verhalten eines Häuptlings, mit dem ich einst zusammentraf, klar. Dieser wollte während unserer Unterhaltung seine Pfeife anzünden und bat mich um Feuerzeug. Ich glaubte dieses schon in seiner Hand, als er sie plötzlich wegzog, so daß es zu Boden fiel. Im nächsten Augenblick hatte er es wieder aufgehoben. Nachdem er seine Pfeife in Brand gesetzt hatte, legte er die Streichholzdose auf den Schaft seines Gewehres und gab sie mir so zurück. Und der Grund dieses mir im ersten Augenblicke sonderbar erscheinenden Verhaltens? Er besaß eben jene zuletzt beschriebene Art von Oupule, nur daß sie bei ihm noch weiter ausgedehnt war und sich auf alle an ihn herankommenden Gegenstände bezog.

Ärmere Leute, die nicht in der Lage sind, dem Ondudu ein hohes Honorar zu zahlen, und die auch keinen Stier schlachten können, gelangen auf folgende Weise in den Besitz der Oupule, die vor feindlichen Geschossen sichert: Man geht zum Ondudu und bringt sein Anliegen vor. Der Betreffende erhält dann von ihm nebst einem Zaubertrank verschiedene Oiketi, kleinere Amulette. Bevor ihn der Ondudu entläßt, nimmt er den Bogen des Gekommenen und schießt einen Pfeil in die Luft, ohne daß einer der beiden beobachtet, wo dieser zu Boden fällt. „So," sagt der Ondudu, „nun gehe, die gewünschte Oupule habe ich dir gegeben. Aber wisse, des Tages, an dem du einen mit der Spitze im Boden steckenden Pfeil findest, daß es dieser

ist, den ich abgeschossen habe, und dein Tod ist dann nicht mehr fern."

Ferner gibt es eine Art Oupule, mittels derer sich ein Mensch plötzlich seinen Verfolgern entziehen kann, so daß er für diese nicht mehr zu finden ist, und zwar kann dies auf dreifache Weise geschehen:

Er kann sich, wenn seine Verfolger ihm dicht auf den Fersen sind und ein Entrinnen unmöglich ist, plötzlich in einen Termitenhügel, oder in einen Busch, oder auch in einen großen schwarzen Vogel, der, wenn die Verfolger in der Nähe sind, auf- und davonfliegt, verwandeln.

Vergeblich habe ich nach einem Omule dieser Art, der mir jenes Experiment einmal vorführen sollte, gesucht. Immer wieder sagte man mir: „Weißt du, diese Oupule kann man nur gegen sehr hohe Bezahlung erlangen; nur wenige besitzen sie, und diese sagen es nicht. Bei einem in Oumbuela wohnenden Zauberer, so erzählen die Leute, würde diese Kunst geholt."

Das Non plus ultra von Oupule ist jedoch folgende: Geht der Besitzer dieser wundersamen Kraft auf Wanderschaft in irgend ein fremdes Land und legt sich abends draußen schlafen, dann kann er seinen Körper auseinander nehmen. Er holt den Kopf herunter; ebenso kann er Arme und Beine abnehmen, und dann legt er jeden der einzelnen Körperteile an einen besonderen Ort, um so ungestört der Nachtruhe pflegen zu können. Er sagt sich mit Recht: diese Körperteile wird sicher keiner, der hier vorbeikommt, anrühren, und darum kann ich ohne Sorge schlafen. Am nächsten Morgen wird dann die ganze Sache wieder ineinander gefügt. Es soll nur einen Ondudu gegeben haben, der diese Kunst verstand. In einem fast stets verschlossenen Raume seines Gehöftes übte er sie aus. Hatte nun einer den Wunsch, diese besondere Oupule von ihm zu erhalten, dann begab sich der Ondudu mit ihm in sein Geheimgemach, in dessen Mitte ein gewaltiger Topf stand. Er trennte nun den Kopf des Betreffenden, sowie die Arme und Beine vom

Rumpfe und legte alles zusammen in jenen Topf, welcher vorsichtig zugedeckt wurde. Nachdem der Ondudu den Raum verlassen hatte und nach einiger Zeit zurückkehrte, war sein Topf leer, und der andere saß wieder munter und vergnügt auf dem Boden. Von jetzt an war er in der Lage, sich jeden Augenblick in seine verschiedenen Teile zu zerlegen. — Als ich den Mann, der mir dies ganz im Vertrauen erzählte, auslachte und fragte: „Aber könnt ihr denn so etwas glauben?", sagte er: „Ja, daß die Sache sehr schwierig ist, glaube ich ja auch." Doch: „Va ti" = man sagt so, es wird so erzählt.

Es gibt ferner eine Oupule uoilia, welche ihrem Besitzer reiche Getreideerträge garantieren soll. Möchte einer in ihren Besitz gelangen, dann ruft er den Ondudu, der für diese Art Oupule in Betracht kommt. Ist er erschienen, dann erbittet er sich von dem Hausherrn zuerst Fett, in welches er seine mitgebrachten Kräuter mengt. Auch das in dem Jahre zur Aussaat dienende Getreide wird ihm gebracht, und er bestreut es mit seinen geheimen Medikamenten. Zum Schluß wird der Besitzer des Gartens vom Ondudu mit dem vorhin erwähnten Fett eingerieben und erhält ein Osiketi, welches er von nun an stets an seinem Halse tragen muß. Dieses wird an der Sehne eines kürzlich geschlachteten Ochsen befestigt.

Ähnlich wird auch bei der Oupule ueengobe verfahren. Die Wirkung dieser Oupule soll darin bestehen, daß das Großvieh dessen, dem diese Kraft mitgeteilt ist, sich schnell vermehrt, vorzüglich gedeiht und vor allem Unglück bewahrt bleibt.

Wenn auch jeder Besitzer von Oupule fest an dessen Wirkung glaubt, so ist, wenn man einmal die Probe aufs Exempel machen will, nie einer dafür zu haben. Ich denke an meinen Freund und Nachbar Salikosi, der sich auch zu den großen Zauberern des Landes zählte und mich oft mit seinem Besuche beehrte. Eines Tages erschien er auch wieder. An seinem Halse hing ein mächtiges Osiva und noch einige Oiketi der verschiedensten Arten. „Nun, was hast du da wieder für Plunder an deinem Halse hängen?" fragte ich ihn. „O, sage das nicht; weißt du, wenn ich diese Sachen trage, gehe ich ruhig

zwischen den Leuten, wenn sie sich gegenseitig beschießen, hindurch, und keiner wird mich treffen." Ohne ein Wort zu sagen, nahm ich mein Gewehr, lud es vor seinen Augen und sprang dann schnell, auf ihn anlegend, zehn Schritte zurück, indem ich sagte: „Das will ich doch sehen, ob du wirklich vor Kugeln sicher bist!" Aber da kam mein Salikosi in große Not! Weil er nicht die geringste Deckung finden konnte, bat und flehte er, doch nicht zu schießen. „Aber du hast mir doch eben gesagt, daß dir keine Kugel etwas anhaben kann, und das möchte ich jetzt ausprobieren; also stillgestanden!" Es war ergötzlich anzusehen, wie wenig Vertrauen Salikosi in diesem Moment zu seiner Oupule hatte, und immer wieder versprach er, mir all sein Hab und Gut geben zu wollen, wenn ich nicht schießen würde. Nach dem Grunde seiner Angst trotz des Osiva und der vielen Oiketi von mir gefragt, gab er zur Antwort: „Weißt du, das gilt nur bei uns Schwarzen, deine Kugeln halten sie nicht ab." Ich gab dann einem meiner Jungen das Gewehr und sagte: „So, es soll denn einer von deinen Landsleuten schießen." Nun suchte Salikosi hinter mir Deckung. — „Aber was machst du denn? Du versteckst dich ja wieder!" — „Vor deinem Gewehr habe ich Angst, bring das Ding doch jetzt weg." — Wer den Schaden hat, braucht auch in Oukuanjama nicht für den Spott zu sorgen, und Salikosi wurde von den Umstehenden tüchtig ausgelacht; aber er ließ sich dadurch nicht im geringsten beirren. Nach wie vor war er ein großer Ondudu.

Bei einer späteren Gelegenheit erschien er mit einem Amulett ganz besonderer Art, welches mir sofort auffiel. „Was hat das Ding zu bedeuten?", fragte ich ihn. „Das hat ganz besondere Kräfte," antwortete mein alter Freund. „Und welche?" — „Sieh, sobald einer sein Gewehr auf mich richtet, oder überhaupt schießen will, greife ich gleich nach diesem Osiketi, und wenn nun jener wirklich losdrückt, versagt der Schuß oder — die Waffe bricht in Stücke." Ich holte wieder mein Gewehr — einen Doppellauf — herbei und steckte nur in den einen Lauf eine Patrone. „So," sagte ich, „jetzt wollen wir einmal versuchen," mich dabei dicht an Salikosis Seite stellend, welcher

gleich sein Osiketi krampfhaft festhielt. Zuerst drückte ich den ungeladenen Lauf ab, und nur ein Knacken des Hahnes war hörbar. „Du scheinst wirklich recht zu haben, der Schuß ist nicht losgegangen.“ — „Hab' ich es dir nicht gesagt!“ Ich machte Bemerkungen, als ob ich schon in etwa an seine Kunst zu glauben schien; dann schlug ich ihm vor: „Wir wollen es noch einmal mit dem zweiten Lauf versuchen.“ Salikosi ergriff, schon ziemlich siegesgewiß, sein Osiketi. Im nächsten Moment krachte auch schon der Schuß, und mein Freund zur Rechten sprang ganz erschreckt auf die Seite. „Sieh,“ sagte ich zu ihm, „mein Gewehr ist, trotzdem der Schuß losging, ganz unversehrt!“ — „Aber der erste Schuß versagte doch!“ — Ich öffnete das Gewehr und zeigte ihm, daß der eine Lauf überhaupt nicht geladen war. In der Nähe standen einige Zuschauer, die unserm Treiben gespannt folgten. „Nun,“ sagte ich zu ihm, „siehst du jetzt, daß es mit euren Amuletten nur Schwindel ist.“ — „Sei stille,“ gab er zur Antwort, „hier standen so viele Leute, und da wollte ich dich doch nicht blamieren, daß dein Gewehr vor ihren Augen zerbrach und alle Menschen nachher sagten: ‚Der Lehrer von Namakunde ist der Oupule des Salikosi unterlegen.‘“ —

Jetzt noch ein drittes Stückchen von meinem Freunde. Ich erinnere an meine anfangs erwähnte Begegnung mit Löwen auf der großen Steppe. Als wir von der Reise zurückgekommen waren, wurde jenes Ereignis durch mein Wagenpersonal bald überall bekannt, und auch Salikosi hörte davon. Nach einigen Tagen kam er und sagte: „Ich habe gehört, was für Osiponga (Unglück) du auf deinem Wege gehabt hast, und daß einer deiner besten Zugochsen vom Löwen zerrissen wurde. Warum bist du nicht, ehe du auf die Reise gingst, zu mir gekommen?“ — „Wolltest du mir vielleicht noch Wegzehrung mitgeben?“ — „Das nicht; aber ich hätte dir etwas Wichtigeres geschenkt.“ — „Und das wäre?“ Darauf holte mein Freund aus seiner Tasche ein Amulett, wie mir bisher noch keins zu Gesicht gekommen war. Es bestand aus einem einfachen, aus Sehnen gedrehten Knäuel, welches wiederum an einer dünnen Sehne

befestigt war, mittels welcher es am Halse befestigt wurde. „Und so ein Ding wolltest du mir mitgeben? Das würde ich gar nicht angenommen haben!" — „Sei stille, sage so etwas nicht. Ich werde dir gleich erklären, was es zu bedeuten hat." — „Vielleicht schützt es auch so vor Kugeln, wie deine anderen Amulette." — „Rede nicht solche Worte, höre zu! Wenn du das Ding bei dir getragen hättest, dann wären die Löwen nicht an deinen Wagen gekommen. Sobald man diese Tiere merkt und hat ein Osiketi, wie dieses hier, dann brennt man es schnell ein wenig am Feuer an und hält es nach der Richtung, wo man Löwen vermutet. Sein Geruch verbreitet sich sehr schnell, und sobald die Löwen ihn wittern, laufen sie fort." — Auch eine Art von Oupule. Trotzdem das so wichtige Osiketi mir von Salikosi freundlichst überlassen wurde, habe ich auf meinen späteren Reisen nie mehr Gelegenheit gehabt, mich persönlich von der Wirkung dieser Art Oupule zu überzeugen.

Ein anderer Bekannter von mir, Sipiki, war ebenfalls im Besitze eines Osiva und nicht wenig stolz darauf. Einst wurden in seiner Nähe Rinder geraubt. Als er die ersten Hilferufe seiner überfallenen Landsleute hörte, warf er sofort sein Osiva um den Hals und eilte, um ihnen beizustehen, mit seinem Gewehr davon. Kaum hatte er den Kampfplatz erreicht, als auch schon eine der ersten feindlichen Kugeln ihm das rechte Bein zerschmetterte. Mehrere Monate lag er dann schwerkrank in seinem Gehöfte. Endlich erschien er eines Tages wieder auf meiner Station und von mir nach der Ursache seines verkrüppelten Beines gefragt, erzählte er seine ganze Leidensgeschichte. „Aber du hattest doch ein Osiva?" — „Ach, rede doch nicht davon; es scheint, du hast doch recht, daß alle unsere Zauberer Schwindler und Betrüger sind." —

So begehrt auch die Oupule einerseits ist, so gefürchtet ist oft andererseits ihr Besitzer, besonders wenn er noch dazu ein guter Schütze ist. Eine von einem Omule (Besitzer von Oupule) erhaltene Schußwunde (Oluta) ist nach dem Glauben der Leute unheilbar. Ich entsinne mich noch eines Mannes, eines Omumbandja, der die stattliche Länge von 2,10 m

hatte. Dieser erschien einst auf meiner Station und nach der Ursache seines Kommens gefragt, erzählte er, daß sich an seinem rechten Oberarm ein Oluta befinde, welches er vor ungefähr zwei Jahren von einem Omule erhalten habe. Obwohl er bedeutende Doktoren seines Landes konsultierte und dabei das anständige Honorar von zehn großen Ochsen zahlen mußte, war seine Wunde bisher noch nicht geheilt. Auch das letzte Mittel hatte, wie mir der Mann erzählte, versagt. Und das war? Heilung einer solchen Wunde kann nur der Ondudu herbeiführen, welcher jenem Omule, von dem die Schußwunde stammt, die Oupule verliehen hat. Durch ein besonders hohes Geschenk läßt sich dieser zuweilen bewegen, jenem die Oupule wieder zu entziehen. Nur dadurch ist vielleicht noch eine Heilung der Wunde möglich. Bei obigem Manne hatte, obgleich er diesem Ondudu noch drei große Ochsen gegeben hatte, auch dieses letzte Mittel versagt. Nun kam er zu mir. Nachdem ich ihn einige Zeit in meiner Behandlung gehabt hatte, war Hoffnung vorhanden, ihn bald völlig geheilt zu entlassen. Da erhielt er eines Tages Botschaft, sofort in sein Land — er war aus dem Nachbarstamm Ombandja — zurückzukehren. Dort waren unterdessen Unruhen ausgebrochen, und sein Onkel, der Häuptling des Landes, hatte ihn deswegen rufen lassen. Nach einiger Zeit traf ich ihn wieder, und da berichtete er mir mit besonderer Freude, daß sein Oluta beinahe geheilt sei.

Sehr begehrte Leute sind auch die Zauberer, welche es verstehen, einen Mann zu einem guten Schützen, dem kein Schuß mehr fehl geht, zu machen. In diesem Falle ist der Ondudu eine Frau. Ist einer als guter Schütze bekannt, dann heißt es: „Okua lia Okasisilila", er hat Okasisilila gegessen. Und was besagt dieses Wort? Zuerst sei bemerkt, daß es ein dreifaches Okasisilila gibt. Das erste und wichtigste verleiht seinem Besitzer die Kunst, jedes aufs Korn genommene Lebewesen in den Kopf zu treffen, es also mit einem Schuß zu Boden zu strecken. Durch die zweite Art des Okasisilila ist einer imstande, jedem lebenden Wesen, auf das er sein Gewehr anlegt, irgend ein Glied zu zerschmettern. Okasisilila Nr. 3 wird nur

selten verlangt, da man mit diesem nur leichte Wunden beibringen kann. Hat nun jemand den Wunsch, Okasisilila zu erhalten, dann begibt er sich mit seinem Gewehre zu der Zauberin, die dieses bereiten kann und erklärt ihr, welches Okasisilila er wünscht. Die Ondudu ladet das Gewehr des Gekommenen und befiehlt ihm: „Gehe hin und schieße einen Lungada — kleiner grauer Vogel — und bringe ihn her.“ Ist er zur Stelle, so nimmt die Zauberin erst dessen Krallen ab und kratzt dem Besitzer des Gewehres damit über Zunge, Nasenrücken und Hände. Dann werden einige derselben von ihr am Gewehre, in der Nähe des Hahnes befestigt. Das Fleisch des Vogels wird von dem Eigentümer der Waffe, nachdem es mit Ochsenfleisch gekocht ist, verzehrt. Darauf erhält er mehrere Oiketi, kleinere Amulette, welche am Halse und an den Handgelenken zu tragen sind, und an denen auch die noch übrigen Krallen des erlegten Vogels angebracht werden. Bevor er entlassen wird, nennt ihm die Ondudu noch mehrere Oidila, gewisse Fleischarten betreffend, die er von jetzt an nicht mehr genießen darf.

Ist von guten Schützen die Rede, dann hört man immer wieder die Behauptung: „Die haben Okasisilila gegessen, und darum geht ihnen kein Schuß fehl.“ Hat ein solcher von seinem Gewehr längere Zeit keinen Gebrauch gemacht, dann soll er in den Händen und in der Herzgegend sehr starkes Jucken (Oxuexue) verspüren, das so lange anhält, bis er wieder den nächsten glücklichen Schuß getan hat.

Neben den bisher erwähnten Zauberern, deren Macht sich nur auf ihre Mitmenschen erstreckt, gibt es auch solche, welche auf die nach Anschauung der Leute existierenden Geister einen gewissen Einfluß haben.

In Jahren, wo der sehnlichst erwartete Regen ausbleibt, schickt der Häuptling des Landes diesen Zauberern Botschaft, um sofort die Ursache festzustellen, die den Regen am Kommen hindert. Bald erhält er die Nachricht: „Die Ovakuamungu halten den Regen fest.“ Nun sucht man diese durch ein Opfer zu versöhnen, damit sie den Regen loslassen. Dieses

geschieht in einem heiligen Hain, namens Ombala, und man verwendet hierzu eine schwarze säugende Kuh, welche auf ihrer Haut nicht den geringsten Flecken haben darf. Das Tier wird mit seinem Kalbe in den Hain getrieben, wobei man dafür sorgen muß, daß die in dem Euter befindliche Milch während des Gehens herausgeholt wird, damit das Tier mit dieser den Weg, den es getrieben wird, benetzt. Nahe am Ziele angelangt, nimmt man das Kalb weg und treibt die Kuh allein in jene Ombala, wo sie geschlachtet und zerlegt wird. Ihr Fleisch wird an den umherstehenden Bäumen für die Ovakuamungu aufgehängt, damit diese es hier in Empfang nehmen können und sich dadurch bewegen lassen, den Regen freizugeben. Angenommen wird dies Opfer stets, indem einige Zauberer in der Dunkelheit herbeikommen und es nach ihren Wohnungen schaffen, um es sich dort gut schmecken zu lassen. Ist das Fleisch am nächsten Morgen verschwunden, dann heißt es: „Die Ovakuamungu haben es geholt und wir werden nun bald Regen bekommen." In den meisten Fällen wird mit der Darbringung dieses Opfers so lange gewartet, bis sich Regen verheißende Wolken bilden, und man mit ziemlicher Sicherheit annehmen kann, daß der Regen bald kommen muß. Oft wird auch am Grabe des zuletzt gestorbenen Häuptlings geopfert. Die Ombala ist die frühere Residenz der Regenten Oukuanjamas, und es befinden sich auch dort mehrere Häuptlingsgräber. Die Ovakuamungu sind, wie schon früher bemerkt wurde, Geister der Verstorbenen; aber nur die Geister der Häuptlinge haben Gewalt über den Regen. Daher erklärt es sich auch, daß nur bei ihren Gräbern diese Opfer gebracht werden.

Sehr oft geschieht es auch, daß nach dargebrachtem Opfer sich jeden Tag die schönsten Wolken zeigen und doch kein Tropfen Regen fällt. Die Ovakuamungu müssen dann wohl in besonders böser Laune sein. Was nun? Im Nachbarstamm Evale wohnt ein Ondudu, der mit diesen Geistern in einem besonderen Bunde steht, und dem es auch in den meisten Fällen gelingt, sie zu überreden. Der Häuptling schickt nun diesem Zauberer Botschaft, damit er den nötigen Regen

(Odula) herbeischaffe. Das hierfür zu entrichtende Honorar, meist 8—10 Stück Großvieh, wird gleich von den Boten des Häuptlings mitgenommen, da jener Ondudu nur für eine direkte und reichliche Bezahlung seine Tätigkeit ausübt. Werden zu wenig Tiere gebracht, dann sagt der Regenmacher: „Weil ihr mir nur einen geringen Lohn gebt, bekommt ihr auch wenig Regen.“ Und auf welche Weise holt er ihn herbei? Zuerst reibt er seinen Körper gründlich mit Olukula ein und nimmt dann mehrere Zweige des Omupalala-Baumes, die er zu einem großen Büschel zusammenbindet. Einer seiner Diener hat ihm unterdessen ein großes, mit Wasser gefülltes Gefäß herbeigeholt. Der Ondudu stellt sich davor, und um ihn her sitzen seine Leute und die Gekommenen. Den in seiner Rechten befindlichen Büschel taucht er in das mit Wasser gefüllte Gefäß und streicht sich dann damit über Gesicht und Brust. Nun steckt er ihn zum zweiten Male in das Wasser, zieht ihn wieder heraus und besprengt seine um ihn her sitzenden Leute. Wie von einem plötzlichen Regenschauer überrascht, springen diese auf und eilen davon mit dem Rufe: „Odula oje uja, oje uja,“ der Regen ist gekommen! ist gekommen! — „So, jetzt geht nur nach Hause,“ sagt der Ondudu, „und meldet eurem Häuptling, daß der Regen nicht mehr lange auf sich warten läßt.“

Merkwürdig ist der Umstand, daß dieser Regenmacher in Evale zugleich Häuptling des Landes ist. Der vorletzte war Mbinga. Wie mir erzählt wurde, soll er das Glück gehabt haben, daß seine meisten Regenprophezeiungen eintrafen, oder besser gesagt, er richtete es immer so ein, daß sie sich bald erfüllen mußten. Kamen z. B. die Gesandten eines Häuptlings mit der Botschaft: „Du sollst Regen machen,“ und waren der Himmel und die gerade wehenden Winde nicht sehr Regen verheißend, dann soll er sie immer so lange hingehalten haben, bis sich endlich Wolken, die baldigen Regen hoffen ließen, zeigten. Auf Mbingas Tod folgte eine außergewöhnlich starke Regenzeit. „Seht ihr,“ sagten die Leute, „der Regen weint so sehr, weil sein Herr gestorben ist.“ Man pflegte Mbinga direkt als Omuene uodula, Herr des Regens, zu bezeichnen.

Frauen beim Wasserschöpfen.

Passieren des Kunenes mit Ochsenwagen.

Die Ovakuamungu spielen, wie schon bemerkt, im Leben der Ovakuanjama eine große Rolle. Meistens ist es ein böser Einfluß, den sie auf die Lebenden ausüben, und durch den sie Krankheiten mannigfachster Art unter ihnen hervorrufen. Diesen bösen Einfluß zu beseitigen, ist wieder Sache der Zauberer, und damit kommen wir zu der Klasse von Leuten, die wir als die Doktoren des Landes bezeichnen können.

Bei jeder Krankheit sucht man zuerst ihre Ursache festzustellen. Diese Praxis (Okupupula) üben Frauen aus. Wird nun eine solche Ondudu von einem Kranken konsultiert, dann erkundigt sie sich zuerst nach dem Befinden desselben und darauf nach dem Sitz der Krankheit. Angenommen, es handle sich um ein latentes Beinleiden, welches dem Patienten das Gehen unmöglich macht. Auf die Frage der Ondudu: „Oto vele peni", wo bist du krank? würde sie die Antwort erhalten: „Momaulu", in den Beinen. Sie läßt sich nun ein Körbchen mit Asche bringen und setzt sich dicht vor dem Patienten auf den Boden. Dann nimmt sie etwas von der Asche, streut diese in die linke Hand und verreibt sie tüchtig zwischen den Handflächen. Von Zeit zu Zeit prüft sie die darin sich bildenden Formen, den Patienten dabei scharf ansehend und ihn immer wieder fragend: „Also in den Beinen bist du krank?" Sie reibt weiter; nach einem Augenblick prüft sie wieder die Flächen der beiden Hände: „Ja, das stimmt, die Krankheit hat dort ihren Sitz." Nun muß sie feststellen, wodurch das Leiden verursacht worden ist. Sie nimmt aufs neue Asche und verreibt sie zwischen den Handflächen. Glitt bisher die rechte Hand glatt über die linke hinweg, so bemerkt man jetzt, wie sie unter sichtlicher Anstrengung nur noch ruckweise vorwärts bewegt werden kann. Was mag das zu bedeuten haben? Der prüfende Blick der Ondudu ruht längere Zeit auf den beiden Handflächen, dabei auch mehrere Male den Kranken flüchtig streifend. Sie versucht es mit neuer Asche und, siehe da, es zeigen sich dieselben Erscheinungen wie vorhin. Langsam sinken die Hände der Ondudu auf den Boden, ihr Blick ruht einen Augenblick auf dem Patienten, der voller Spannung ihr Urteil erwartet.

„Jetzt weiß ich, was dich krank macht.“ — „Nun, was ist es denn?“ — „Ou novakuamungu“, du hast Ovakuamungu, also jene Geister sind in dich gefahren und machen dich krank. „Sollte das wirklich möglich sein?“ erwidert der Patient, „prüfe doch die Sache noch einmal.“ Eine neue Untersuchung ergibt dasselbe Resultat.

Bei den meisten Krankheiten handelt es sich um eine zweifache Ursache. Entweder sind Ovakuamungu im Spiele, oder sie ist durch Ouuanga, also durch einen Omulodi hervorgerufen. Die Ondudu hätte also auch im vorhin beschriebenen Fall Ouuanga als Ursache der Krankheit feststellen können.

Was nun? Man ruft einen Ondudu, der die Kunst, die Ovakuamungu zum Verlassen des Kranken zu bewegen oder auch den schuldigen Omulodi zu suchen, versteht. Letzteres geschieht auf die im Anfange dieses Kapitels beschriebene Weise. Ovakuamungu geben den unter ihrem Einfluß stehenden Menschen nur gegen ein Opfer, Oxula genannt, frei. Es muß nun festgestellt werden, welches Oxula von den Ovakuamungu gewünscht wird. Folgende Arten kommen zur Anwendung:

Oxula jomia	Kreideopfer,
Oxula joxuxua	Huhnopfer,
Oxula josikombo	Ziegenopfer,
Oxula jombua	Hundeopfer,
Oxula jongobe	Ochsenopfer.

Die Zauberin fragt: „Ovakuamungu, omua hal' Oxula joxuxua?“ Ovakuamungu, wollt ihr ein Huhnopfer? und reibt die beiden Handflächen gegeneinander. Ist dieses ohne die geringste Anstrengung möglich, dann weiß man, daß das genannte Oxula nicht gewünscht wird. Ein neuer Versuch wird gemacht: „Ovakuamungu, omua hal' Oxula josikombo?“ Ovakuamungu, wollt ihr ein Ziegenopfer? Nun geht das Reiben der Handflächen nicht so glatt von statten wie beim ersten Male. Man kann es nur mit einiger Anstrengung bewerkstelligen und erkennt daran, daß die Ovakuamungu bereit sind, dies Opfer anzunehmen. Je reicher der Patient ist, um so höhere Anfor-

derungen werden natürlich gestellt. Bei ganz armen Leuten begnügen sich die Ovakuamungu schon mit einem Huhn oder einem Stückchen Kreide. Der Kranke erhält von dem geschlachteten Tiere etwas Blut, die Leber und ein Stückchen Fleisch. Einen Teil des Oxula wirft der Zauberer nach Osten mit den Worten: „Kuateni Ovakuamungu vokousilo," nehmt, ihr Geister des Ostens, sodann nach Westen: „Kuateni Ovakuamungu vokouninginino", nehmt, ihr Geister des Westens. Alles übrige Fleisch des geschlachteten Tieres, auch wenn es ein Ochse ist, gehört dem Ondudu.

Ist ein Patient zu schwach, um etwas zu genießen, dann nimmt man seine Zuflucht zu dem Oxula josidimba. Die vom Ondudu mitgebrachten Kräuter werden auf eine heiße Scherbe gelegt und diese dem Kranken vor das Gesicht gehalten, so daß er den Rauch der langsam verkohlenden Kräuter einatmen kann; ebenso vor die Ohren, da man glaubt, daß der Rauch auch durch diese in den Körper gelangen könne.

Kommt das Oxula jomia zur Anwendung, das auch von den Verwandten des Kranken gemacht werden kann, dann streicht man mit der kreideähnlichen Masse über Stirn, Wangen und Arme des Patienten und gibt ihm ein Stückchen Kreide in den Mund. Ebenso müssen auch die Ovakuamungu vokousilo novokouninginino, die Geister des Ostens und Westens, ihr Teil bekommen.

Hat ein Patient das Oxula erhalten, dann nehmen ihn seine Angehörigen sofort von der Stelle, wo er es zu sich nahm und bringen ihn an einen anderen Ort. Es geschieht dies darum, weil man glaubt, daß in dem Moment, wo der Betreffende aufgehoben wird, ihn die Ovakuamungu verlassen, noch einen Augenblick auf der Stelle verweilen und dann verschwinden.

Einmal traf ich eine der vorhin beschriebenen Zauberinnen in der Nähe meines Hauses. Sie befand sich auf dem Wege zu einem entfernt wohnenden Kranken, zu dem sie gerufen war. Da ich das größte Interesse daran hatte, diese Person näher kennen zu lernen, lud ich sie ein, für einen Augenblick

in meinem Hause einzukehren. Zeigte sie auch im Anfang wenig Lust, meiner Einladung zu folgen, so ließ sie sich schließlich doch hierzu überreden. In meiner Stube angelangt, nahm sie gleich auf dem Boden Platz, und ich ließ mich auf einen Stuhl in ihrer Nähe nieder. Nach der landesüblichen Begrüßung sagte ich zu ihr: „Deiner ganzen Kleidung nach scheinst du eine berühmte Zauberin zu sein, oder irre ich mich vielleicht darin?" — „Nein, da hast du recht gesehen; ich übe meine Praxis schon sehr lange und bin auch überall als Ondudu inene (große Zauberin) bekannt. Heute bin ich zu einem reichen Manne, der krank ist, und bei welchem ich den Grund seiner Krankheit suchen soll, gerufen worden." — „So, du verstehst also wirklich deine Sache?" — „Ganz gewiß, frage nur die Leute, die mich kennen." — „Da bin ich ja froh, daß du gekommen bist; bei mir ist auch etwas nicht in Ordnung, und da könntest du gleich nachsehen, wo es fehlt." — „Bist du denn krank?" — „Krank bin ich eigentlich nicht, aber ich habe so ein Gefühl, als ob irgend etwas nicht so sei, wie es müsse; nun kannst du mir einmal eine Probe deiner Kunst geben." Man mußte ihr ein Körbchen mit Asche bringen. Sie bestreute damit die linke Hand und begann, die Asche zwischen den Handflächen zu verreiben, mich dabei immer sehr scharf fixierend. Mehrmals wurde Asche genommen, bis endlich die Bewegung der Hände immer langsamer wurde. Die Frau warf einen prüfenden Blick auf ihre Handflächen, um dann wieder ihren Blick auf mich zu richten. „Weißt du," sagte sie endlich, „was dir fehlt?" — „Und das wäre?" — „Du bist behext, es ist irgend ein Omulodi vorhanden, der seinen bösen Einfluß auf dich ausübt." — „Was," rief ich, entrüstet von meinem Stuhl aufspringend, „wer sollte das wagen?" „Gedulde dich noch einen Augenblick, du sollst es gleich erfahren." Nachdem sie ihre Linke aufs neue mit Asche bestreut und diese verrieben hatte, wobei sie mit sich selber leise zu reden schien, sagte sie endlich: „Der Omulodi befindet sich in deinem Gehöft, es ist einer von deinen Dienern." Ein erneuter Versuch bestätigte ihre Aussage. Also ich war wirklich von einem auf meiner Station lebenden Menschen behext worden. —

Die Frau schwieg, der Dinge harrend, die nun kommen würden. Sie schien sicher auf Anerkennung ihrer Kunst von seiten des weißen Mannes zu rechnen, und die habe ich dir nicht versagt.

„Nun höre einmal, was ich dir zu sagen habe. Sieh, ich bin augenblicklich so gesund, wie nur einer sein kann. Ich wollte dir nur zeigen, daß eure vielgerühmte Kunst Lug und Trug ist, und daß auch du als Ondudu inene gar nicht wissen kannst, was einem Menschen fehlt, und was die Ursache seiner Krankheit ist.“ War sie auch im ersten Moment etwas verwirrt, so faßte sie sich doch bald wieder und sagte: „Mag sein, daß meine Kunst bei euch Weißen versagt, aber bei meinen schwarzen Landsleuten versagt sie nie.“ Da ging die Tür auf, und herein trat ein guter Bekannter von mir, der früher längere Zeit mit zu den berühmtesten Zauberern zählte. Er hatte noch die letzten Worte der Frau gehört und sagte: „Was, deine Kunst soll bei uns Schwarzen nie versagen! Sieh, früher war ich auch ein Ondudu, und aus eigenster Erfahrung weiß ich, daß alles Schwindel ist, und das weißt auch du ganz gut.“ Jetzt wagte sie ihre Kunst doch nicht länger zu verteidigen. Da ich der Sache doch einen guten Abschluß geben mußte, unterhielt ich mich noch einige Zeit mit der Frau, und als ich sie verabschiedete, schenkte ich ihr zum Trost ein größeres Stück Tabak. Da sah sie mich ganz beglückt an — vielleicht hatte sie noch nie ein solches Stück besessen —, und mit einem „Ijaloo, ua ninga naua!“ danke schön, das hast du gut gemacht, verließ sie das Haus. —

Zum Schluß seien noch drei Arten von Zauberern erwähnt, die auch oft sehr begehrte Persönlichkeiten sind. Die erste Art wohnt in einem Nachbarstamm und wird vom Häuptling gerufen, wenn dem Lande Gefahr droht. Es sind die, welche die Anfertigung der Oukulukadi (Sing. Okakulukadi, wörtlich übersetzt: kleine alte Frau) verstehen. Diese werden an Wegen, auf denen gefürchtete Feinde herankommen könnten, errichtet. Der zu diesem Zweck Gerufene umgeht zuerst das ganze Stammesgebiet und begibt sich dann an die gefährdete Stelle, um

ihr durch seine Oukulukadi eine Art Oupule zu verleihen. Und wie sieht solch ein Ding aus? Der Fremdling kann an ihm vorbeikommen, ohne daß es seine Aufmerksamkeit erregt. Der Ondudu schlägt mit seiner Axt von den umherstehenden Bäumen eine Anzahl starker Äste ab und zerkleinert sie in kurze Stücke, welche er alle auf einen Haufen legt und dazwischen seine Zauberkräuter streut. Ein solches Okakulukadi hat eine Höhe von vielleicht 70 und einen Durchmesser von 50—60 cm. Jeder, der daran vorbeikommt, muß ein Stück frisches Holz zulegen. Und was soll ein solches Ding bezwecken? Man sagt, sobald der Feind, für den es gemacht ist, in dessen Nähe kommt, werden seine Reihen in Verwirrung geraten. Seine Pferde werden stürzen und die Beine brechen; den Kriegern wird der Mut entsinken, und von unheimlicher Angst überfallen werden sie es nicht wagen, weiter vorzugehen, sondern schleunigst die Rückkehr antreten. —

Handelt es sich um einen Diebstahl innerhalb eines Gehöftes, und vermutet man den Dieb unter dessen Bewohnern, dann wendet man sich an einen Ondudu, der die Kunst versteht, einen Dieb ausfindig zu machen. Nachdem der Zauberer mit seinem Kuddu- oder Gemsbockhorn (Oluvinga) erschienen ist, führt man ihn in den großen Empfangsraum, wo sich alle Bewohner des Gehöftes versammeln müssen. Der Ondudu steckt sein Horn mit dem unteren Ende in den Boden, so daß es aufrecht stehen bleibt. Die Versammelten müssen nun zu zweien antreten, vor dem Horn auf dem Boden Platz nehmen und dieses mit beiden Händen fassen. Bleibt es unbeweglich, so sind die beiden, die es halten, unschuldig und dürfen zurücktreten, um den nächsten beiden Platz zu machen. Sobald das Horn von einem Diebe berührt wird, bewegt es sich heftig nach allen Seiten, bleibt in seiner Hand und er kann es nicht wieder loslassen. Endlich schleudert es ihn zu Boden. —

Will jemand die in seinem Garten stehenden Früchte gegen Diebe sichern, dann ruft er einen Ondudu, der die Kunst des Okusaeka versteht. An Ort und Stelle angekommen, umgeht dieser mehrmals den Garten und durchkreuzt

ihn nach den verschiedensten Richtungen, indem er dabei überall seine Zauberkräuter versteckt. Ist die geheimnisvolle Arbeit beendet, dann geht er zu dem Besitzer des Gartens und sagt: „Dein Wunsch ist erfüllt, die Früchte des Gartens habe ich mit meinem Bann belegt; nun sorge dafür, daß es überall bekannt wird." Und was ist die Bedeutung dieses Okusaeka? Würde jemand die Früchte eines solchen Gartens genießen, so würden seine Lippen sofort zu schwellen beginnen, wenn nicht schon seine Hand, indem er sie nach dem fremden Gut ausstreckt, daran haften bleibt, so daß es ihm unmöglich ist, sie zurückzuziehen. Keiner wird es wagen, auch wenn Hunger und Not noch so groß sind, die Früchte eines solchen Gartens zu berühren, selbst nicht der eigene Besitzer. Ist die Erntezeit gekommen, dann wird jener Zauberer wiederum gerufen, um nun dem Garten seinen Bann zu nehmen; erst wenn dieses geschehen ist, können seine Früchte eingeerntet werden. —

Wir setzen auch hier ein Va ti, man sagt so, und beschließen dieses Kapitel mit den Worten meines Freundes Kaukungua, welcher früher einer der ersten Zauberer war, heute aber ein überzeugter Christ ist: „Weißt du, Lehrer, als Heide wundert man sich darüber, wenn die Leute euren Worten glauben. Jetzt, wo mir Gott geholfen hat Christ zu werden, kann ich es nicht verstehen, wie man all' die vielen unter unserm Volk befindlichen Dinge glauben und für wahr halten kann." —

Durch diesen Ausspruch hat es ein gewesener Heide aus persönlicher Erfahrung bezeugt, daß die finsteren Mächte des Heidentums nur durch eine höhere Macht überwunden werden, durch die Lebenskräfte des Wortes Gottes. — Darum treiben wir Mission, weil wir es wissen, daß nur Gottes Wort die Macht hat, das finstere Heidentum mit all seinen Greueln zu überwinden und wahrhaft neue Menschen zu schaffen. Es sei darum gestattet, nun noch zum Schluß einen kurzen Überblick über die Arbeit der Mission im Ovamboland zu geben.

Die Mission im Ovamboland.

Geschichte.

Es war im Jahre 1857, als die im Hererolande stationierten rheinischen Missionare Hahn und Rat, begleitet von dem englischen Händler Green, die erste Untersuchungsreise nach dem Ovambolande antraten. Nach einer sehr beschwerlichen Fahrt — an vielen Stellen mußte erst ein Weg durch dichte Dorngebüsche gebahnt werden — kamen sie endlich nach vier Wochen in dem südlichst gelegenen Stamme Ondonga an. Der scheinbar freundliche Empfang des Häuptlings Nangolo ließ sie das Beste hoffen, doch folgte nur zu bald bitterste Enttäuschung. Nangolos Freundlichkeit verkehrte sich bald in offene Feindschaft, und er verbot den Missionaren einfach die bis zum Kunene geplante Weiterreise. Nolens volens mußten sie bald die Rückreise antreten. Kaum war dieses Vorhaben bemerkt, da wurden sie von einer Kriegerschar, welche nach mehreren Hunderten zählte, und an deren Spitze sich Nangolos Sohn befand, angegriffen. Ein Versuch Hahns, den wütenden Haufen, welchem er unbewaffnet entgegenging, zu beschwichtigen, war ohne Erfolg. Durch Greens Warnung ließ er sich endlich bewegen, den Wagen zu besteigen. In demselben Augenblicke wurde ein Diener des ersteren von Nangolos Sohn mit einem Speer durchbohrt, worauf der Verwundete noch mit seinem Gewehr sowohl Nangolos Sohn als auch einen seiner Begleiter zu Boden streckte. Der Wagen bewegte sich langsam vorwärts; Green, zu Pferde sitzend, feuerte unaufhörlich in den dichten Haufen der Feinde, und keine seiner Kugeln verfehlte ihr Ziel. Die großen Verluste machten die Ovandonga

stutzig und ließen sie für eine Weile zurückweichen, wodurch die Bedrängten mit ihrem Wagen einen kleinen Vorsprung gewannen. Bald nahm die wütende Menge die Verfolgung wieder auf und wer weiß, wie die erste Untersuchungsreise jener Missionare nach dem Ovamboland geendet wäre, wenn nicht die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Häuptlings Nangolo — ein Schlaganfall soll seinem Leben ein Ende gemacht haben — die nach dem Blute der Weißen lechzende Schar zurückgerufen hätte. Damit war vorläufig jede Möglichkeit, daß Missionare das Ovamboland betreten und sich darin niederlassen konnten, völlig ausgeschlossen.

Nangolos Bruder und Nachfolger in Ondonga war Sikongo. Den Weißen gegenüber freundlicher gesinnt als sein Vorgänger, sandte er Hahn Botschaft und lud ihn zu einem zweiten Besuche in Ondonga ein. Im Jahre 1866 wurde dieser Einladung Folge geleistet. Sikongo empfing Hahn sehr freundlich, und letzterer hatte nun auch Gelegenheit, die Nachbarstämme Oukuambi und Oukuanjama aufzusuchen und sogar bis zum Kunene vorzudringen. Überall fand er freundliche Aufnahme, und Sikongo gab ihm später sogar seine beiden Söhne zur Erziehung mit nach Hereroland.

Der geeignete Zeitpunkt, auch im Ovambolande mit der Missionsarbeit zu beginnen, schien gekommen zu sein; doch woher die nötigen Arbeiter nehmen? Die Rheinische Mission war auf anderen Gebieten so sehr in Anspruch genommen, daß sie keine Mittel und Wege fand, diese neue Aufgabe zu übernehmen. Gerade zu der Zeit suchte die Finnische Missionsgesellschaft (Sitz Helsingfors) nach einem Arbeitsfeld. Durch Missionar Hahn nach Ovamboland gewiesen, zögerte sie keinen Augenblick, dieser Weisung zu folgen.

Am 9. Juli 1870 kamen die ersten finnischen Missionare, von mehreren Handwerkern begleitet, in Ondonga an. Neben diesem Gebiete wurden auch bald die Nachbarstämme Oukuambi, Ongandjera und Oukuanjama besetzt, doch mußte in den drei letztgenannten Stämmen die eben begonnene Arbeit nach Verlauf von zwei Jahren schon wieder eingestellt werden. Das

Hauptarbeitsgebiet der Finnischen Mission blieb nun vorläufig Ondonga. Im Laufe der Zeit wurden folgende Stationen gegründet: Omandongo, und zwar am 9. Juli 1870, woselbst die erste Taufe von 17 Personen am 25. März 1883 stattfand; Olukonda, am 29. Juni 1871; nach dreizehnjähriger Arbeit wurden hier am 11. Juni 1884 vier Personen getauft. Ondjumba, angelegt am 10. September 1872, mußte bald wieder aufgegeben werden. In Omulonga, welche Station am 31. Juli 1874 gegründet wurde, konnte man am 6. Januar 1883 die ersten sechs Personen taufen. Onipa wurde 1872 Missionsstation, aber schon nach vier Jahren wieder verlassen. Oktober 1888 konnte dieser Platz zum zweiten Male durch einen Missionar besetzt werden. Station Ondangua besteht seit dem 25. Juni 1890. Neueren Datums sind die beiden Stationen Ontananga und Onajena; erstere wurde 1900 und letztere 1902 gegründet.

Auch in den beiden Nachbarstämmen Ongandjera und Oukuambi konnte die so bald unterbrochene Arbeit wieder aufgenommen werden. Im erstgenannten Stamme wurde 1902 die Station Rehoboth und in dem letzteren 1908 die Station Elim gegründet. Ein neues Arbeitsgebiet besitzt die Finnische Mission seit 1909 in dem westlich gelegenen Stamm Oukualudi.

Endlich war der Zeitpunkt gekommen, wo auch die Rheinische Mission die Arbeit im Ovambolande beginnen konnte, und sie entsandte zu diesem Zweck im Jahre 1890 die beiden Missionare Wulfhorst und Meisenholl nach dort mit dem Auftrage, sich in dem Stamm Ongandjera niederzulassen. Der Weg zu diesem Stamme führte durch Oukuambi, dessen Häuptling Negumbo aber den Missionaren den Durchzug durch sein Land versagte. Hätte man auf einem anderen Wege das gewünschte Ziel zu erreichen versucht, dann wären sicherlich kriegerische Verwickelungen zwischen den beiden letztgenannten Stämmen unvermeidlich gewesen. Ongandjera konnte also unter solchen Verhältnissen vorläufig nicht besetzt werden. Doch wohin nun die Schritte lenken? Man sollte nicht lange in Ungewißheit bleiben. Uejulu, der Häuptling des mächtigen Nachbarstammes Oukuanjama,

hatte von den neuangekommenen Missionaren und auch von ihrem gescheiterten Vorhaben, in Ongandjera sich niederzulassen, gehört und sandte sofort Nachricht, sein Land stände ihnen offen, sie möchten, ohne zu säumen, sofort kommen. Was konnte willkommener sein als eine solche Botschaft! Bald hatten Wulfhorst und Meisenholl alles zur Reise gerüstet, auf welcher sie der finnische Missionar Pettinen, um ihnen in den ersten Wochen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, begleitete. In den nächsten Tagen erschien auch schon ein zweiter Bote Uejulus: „Der Häuptling läßt euch sagen, ihr möchtet schnell, Tag und Nacht fahren, damit ihr bald zu ihm kommt." An der Grenze Oukuanjamas wurden sie von zwei Großleuten Uejulus, welche dieser ihnen entgegengesandt hatte, begrüßt und empfangen und von ihnen nach der Residenz geleitet. Dort trafen sie am 4. September 1891 ein. Kaum waren die Wagen ausgespannt, da erschien auch schon ein Gesandter des Häuptlings, welcher seine Gäste sofort sehen und begrüßen wollte. Sie wurden nach seiner Wohnung geleitet, dort aufs freundlichste empfangen und auch ihre für den Landesherrn mitgebrachten Geschenke mit besonderem Danke von diesem angenommen. Bald erhob sich Uejulu mit seiner ganzen Umgebung, um nun den beiden Missionaren bei ihrem Wagen, an welchem sich schnell ein reges Leben und Treiben entwickelte, einen Gegenbesuch zu machen. Die Nachricht von ihrer Ankunft hatte sich bald verbreitet, und immer neue Trupps Neugieriger kamen herzu, um diese zu sehen. Froh und dankbar war man, als endlich die Sonne im Westen verschwand, wodurch sich die neugierigen Scharen an die Heimkehr mahnen ließen. Noch in später Abendstunde erschien Uejulu zum zweiten Male, um sich nun ungestört eine Weile mit seinen Gästen zu unterhalten. Uejulu machte den Missionaren gegenüber gar kein Hehl daraus, daß sich in seinem Lande, besonders unter den Alten, viele befänden, welche keine Lehrer in ihrem Stamm dulden wollten; doch er würde sie schützen, damit ihnen nichts geschehe.

Die Regenzeit stand bevor, und man mußte, um nicht während derselben nur auf den engen Raum des Wagens ange-

wiesen zu sein, an den baldigen Bau eines kleinen Hauses denken. Auf den ausdrücklichen Wunsch des Häuptlings wählte man hierfür einen Platz in dessen nächster Nähe. Von der Finnischen Mission stand eine Anzahl geschickter Arbeiter zur Verfügung; die ersten Luftziegel waren bald fertig, und der Bau eines kleinen, nur aus einem Raume bestehenden Hauses begann. Endlich war dieser unter Dach und konnte bezogen werden. So war denn ein Platz vorhanden, wohin man sich zuweilen, besonders auch bei den täglichen Mahlzeiten, vor den lästigen Blicken der vielen Zuschauer zurückziehen konnte. Ein Ding an dem Hause schien das besondere Interesse der Leute zu erregen, nämlich die Fensterscheiben. Die Folge war, daß die verschiedenen Fenster den ganzen Tag über von Neugierigen belagert wurden. Man mußte schließlich, um auch diesen Andrang etwas abzuwehren und vor allem, um die besonders im Ovamboland teuren Fensterscheiben zu sichern, diese mit einem Holzgitter versehen. Sofort wurde auch mit dem Bau eines größeren Wohnhauses, welches vorläufig nur drei Räume enthalten sollte, begonnen, und es gelang, auch dieses noch vor dem Eintritt der Regenzeit unter Dach zu bringen.

Damit war die erste Missionsstation in Oukuanjama, Ondjiva, angelegt. Gab es auch manche Schwierigkeiten zu überwinden, so wurde der Anfang doch ungemein durch die schon 21jährige Tätigkeit der finnischen Mission im Nachbarstamm Ondonga erleichtert. Durch den regen Verkehr der beiden Stämme Ondonga und Oukuanjama untereinander waren Missionare und Christentum bei manchen Gliedern des letzteren Stammes keine Fremdlinge mehr. Jedenfalls hatte sich auch der Häuptling Uejulu, bevor er die Missionare in sein Land rief, genauer nach diesen Leuten im Nachbarstamm Ondonga erkundigt.

Große Hilfe fanden Wulfhorst und Meisenholl auch an Missionar Bernsmann, welcher, nachdem er längere Zeit im Hereroland in der Arbeit gestanden hatte, die beiden auf ihrer Reise nach Ovamboland begleitete und ihnen auch in den ersten vier Monaten ihres Dortseins treulich zur Seite stand.

Schon im folgenden Jahre 1892 konnte man an die Gründung der zweiten Station denken. War Uejulu auch anfangs wenig für einen solchen Plan zu haben, so gab er doch endlich nach und gestattete die Wahl eines hierzu geeigneten Platzes. Dieser wurde, drei Stunden südlich von Ondjiva, in Omupanda gefunden, woselbst sich Missionar Wulfhorst am 19. August niederließ. Sofort wurde auch hier mit der Errichtung eines kleinen Wohnhauses begonnen, welches schon Ende Oktober soweit fertig war, daß es bezogen werden konnte. Da trat ein Ereignis ein, welches die Arbeit der letzten Monate mit einem Schlage vernichtete. Das Dach des Hauses geriet in Brand, und nach wenigen Stunden stand man vor einem rauchenden Trümmerhaufen. — Wie es dem betreffenden Missionar dabei zumute war, läßt sich wohl kaum in Worte fassen. Manche kostbaren Gegenstände, wie Hausgeräte, Kleidungsstücke, Medizine und chirurgische Instrumente waren mitverbrannt.

Was nun? Die Arbeit mußte aufs neue begonnen werden, denn die nahe Regenzeit drängte unerbittlich dazu. Mit Hilfe der Leute wurde noch vor dem eintretenden Regen ein kleines schützendes Obdach, in welchem einige Kisten und Feldstühle das einzige Mobiliar bildeten, errichtet. Die folgenden Monate brachten mancherlei Nöte, und auch die Bedeutung des Wortes „Malaria" blieb den im Lande lebenden Missionsleuten nicht unbekannt. 1903 konnte mit der Errichtung eines neuen Wohnhauses und bald darauf auch mit dem Bau einer Schule begonnen werden.

Trotz der vielen äußeren Arbeiten wurde auch die eigentliche Missionstätigkeit an den Leuten nicht versäumt. Bald war es weit und breit bekannt, daß die Lehrer (Ovahongi, Sing. Omuhongi) bessere Medizin als die im Lande lebenden Zauberer hatten, und Tag für Tag erschienen mit mancherlei Krankheiten Behaftete, um sich in die Behandlung des weißen Mannes zu geben. Langsam fing man an, zu diesen Fremdlingen Vertrauen zu fassen. Sowohl in Omupanda als auch in Ondjiva wurde an den Sonntagen regelmäßiger Gottes-

dienst gehalten. Bald meldeten sich auch die ersten Schüler, und der Unterricht konnte mit diesen begonnen werden.

Freilich fehlte es im Lande nicht an solchen, welche jeden, auch den kleinsten Fortschritt der Missionare mit Neid und Mißgunst verfolgten. Vor allem waren es die Alten, welche ihr politisches, soziales und auch religiöses Leben durch diese fremden Weißen bedroht sahen, und neben ihnen die große Schar der Zauberer. Immer wieder suchte man den Häuptling Uejulu gegen die Missionare aufzuhetzen. Ihnen gab man auch Schuld an der großen, in den Jahren 1893 und 1894 herrschenden Dürre. Die Macht des Heidentums regte sich überall. Es war darum ein besonderer Freuden- und Dankestag, als im Jahre 1895 in Omupanda die ersten 13 Personen getauft werden konnten.

Missionar Meisenholl war leider keine lange Arbeitszeit im Lande beschert. Sowohl er persönlich als auch seine Frau hatten ungemein unter der Malaria, welche ihnen auch ihr erstes Kind raubte, zu leiden. Schon Ende 1894 mußten sie das Land für immer verlassen. An ihre Stelle trat im folgenden Jahre Missionar Stahlhut.

In Ondjiva war das Missionshaus in nächster Nähe der Häuptlingswerft angelegt worden. Dieses hatte später manche Übelstände zur Folge, und Stahlhut begann darum den Bau einer ganz neuen Station auf einem vielleicht eine halbe Stunde vom Wohnsitz des Häuptlings entfernt gelegenen Platze. Im Jahre 1897 fand auf dieser Station die erste Taufe statt. Bald darauf trat Missionar Ickler als dritter mit in die Arbeit.

Im Juli 1898 wurde Schreiber dieses zum Missionar für Oukuanjama bestimmt, wo er im Februar des folgenden Jahres anlangte. Seine erste Unterkunft fand er in Omupanda. In einem ihm zur Verfügung gestellten Stübchen richtete er sich so wohnlich und behaglich, als dies nur eben im Ovambolande möglich war, ein. Die erste Aufgabe war das Studium der Sprache. In Omupanda sollte und mußte in dem Jahre eine Kirche erbaut werden, und da fehlte es denn auch täglich nicht an anstrengender äußerer Arbeit. Im Mai wurde mit dem

Formen der Steine und dann auch bald, nachdem der Grundstein gelegt war, mit der Aufführung der Mauern begonnen. Wulfhorst war durch häufig auftretende Malaria oft gänzlich an der Arbeit gehindert. Durch langjährigen Aufenthalt in dem Fieberlande war seine Kraft schon ziemlich gebrochen, und ein gegen Ende des Jahres auftretendes Schwarzwasserfieber ließ das Schlimmste befürchten. Schneller jedoch, als man hoffen konnte, erholte er sich wieder, und im Beisein aller Missionsleute konnte im November die Kirche eingeweiht werden. Voll Lob und Dank waren aller Herzen, durchdrungen von dem einen Gefühle: „Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat!“ —

Bald darauf rüstete sich Missionar Wulfhorst, um eine längere Erholungsreise anzutreten, zur Heimkehr. Ickler und ich blieben in Omupanda zurück. Ersterer hatte schon vor seiner Ausreise den Auftrag erhalten, sobald als möglich die dritte Station anzulegen. Nach längerem Suchen war ein hierzu scheinbar geeigneter Platz in dem südlich von Omupanda gelegenen Ort Namakunde gefunden. Im Mai 1900 wurde mit der Arbeit begonnen, und zwar zuerst wieder mit der Errichtung eines kleinen provisorischen Wohnhauses. Schnell wuchsen die Mauern aus dem Boden hervor, hatten bald die nötige Höhe erreicht, und es konnte mit der Herstellung des Dachgerüstes begonnen werden.

Missionar Stahlhut war unterdessen seiner vom Kaplande aus der Erholung heimkehrenden Frau entgegengereist. Er hatte längere Monate auf seiner Station allein zugebracht und manches Fieber, darunter auch Schwarzwasserfieber, durchkämpfen müssen. Auch auf der Reise nach dem Süden blieb er nicht fieberfrei. In Outjo war er schließlich gezwungen, das dortige Lazarett aufzusuchen. Ein erneuter Anfall von Schwarzwasserfieber raubte ihm die letzten Kräfte. Trotz aller liebevollen, Tag und Nacht währenden Pflege des Arztes, der kein Mittel unversucht ließ, ist es dem Kranken bald klar, daß es für ihn keine Genesung mehr gibt. Nur ein Wunsch bewegt noch das Herz: die heimkehrende schwergeprüfte Gattin, welche kürzlich auch noch ihr

letztes Kind begraben mußte, noch einmal in die Arme zu schließen. Doch auch darauf lernt er verzichten, um dann sterbend seine Seele dem Herrn zu befehlen, in dessen Dienst er stand. Auf dem Friedhof in Outjo hat man ihn zur letzten Ruhe gebettet. —

Ondjiva hatte seinen Missionar verloren, und die kleine Schar der Missionare in Oukuanjama war auf zwei zusammengeschmolzen. Doch in der Mission darf man auch in solchen Zeiten nicht verzagen. Ickler hatte, wie schon vorhin erwähnt, in Namakunde mit der Errichtung der dritten Station begonnen. Unerwartet kehrte er an einem Freitag abend nach Omupanda zurück. Ein schwerer Malariaanfall nötigte ihn, die Arbeit zu unterbrechen. Weil er sich am folgenden Sonntag wieder wohl fühlte, nahm er, um einem erneuten Anfall vorzubeugen, Chinin, worauf schon nach drei Stunden ein heftiger Schüttelfrost folgte. Er war der Vorbote des nahenden Schwarzwasserfiebers, dieses so sehr gefürchteten, unheimlichen Gastes, der sich auch bald einstellte. Tage banger Sorge und schlaflose Nächte folgten. Es kam Freitag, der 22. Juli. Am Morgen dieses Tages ließ der Zustand des Kranken auf Besserung hoffen, doch nicht lange sollte diese Hoffnung dauern. In den Nachmittagsstunden stellten sich in allen Gliedern des Kranken Zuckungen ein, welche das Schlimmste befürchten ließen. Gegen 5 Uhr traten schwere Krämpfe auf, und schon nach zwei Stunden stand ich an der Leiche des letzten Mitkämpfers in der Arbeit. Ich war allein. — Welche Gefühle in solchen Stunden das Herz bewegen, läßt sich nicht in Worte fassen; die kennt nur der, der sie selber durchlebt und durchkämpft hat. —

Der bisher in Walfischbay stationierte Missionar Hahnefeld erhielt von Barmen Nachricht, unverzüglich nach dem Ovambolande aufzubrechen. Er kam am 13. Oktober an. Im März des folgenden Jahres folgte dann noch Missionar Nyhoff. Nach sechs Monaten verließ letzterer schon wieder das Land, und auch Hahnefeld mußte bereits nach zwei Jahren, seiner kranken Frau wegen, aus der Arbeit scheiden.

Die Frage war nun: Was soll mit Namakunde werden?

Kirche in Omupanda.

Das bereits angefangene kleine Wohnhaus konnte noch vor eintretender Regenzeit unter Dach gebracht und dadurch vor völliger Zerstörung durch den Regen bewahrt werden. 1902 war die Rückkehr von Missionar Wulfhorst zu erwarten, und ich dann in Omupanda überflüssig. Noch im Mai 1901 wurde darum mit dem Bau der dritten Station begonnen, und am 5. Dezember konnten wir drei fertige Räume des neuen Wohnhauses beziehen.

Februar 1902 kamen die beiden jungen Missionare Sckär und Gimbel und blieben vorläufig in Namakunde. Nachdem auch Missionar Wulfhorst im Juli zurückkehrte, ging Sckär mit diesem nach dessen Station Omupanda. Im September vereinigte eine Konferenz alle Missionsarbeiter in Ondjiva. Gimbel, der schon öfters leichtere Fieberanfälle gehabt hatte, war auch in dieser Zeit nicht recht wohl und suchte durch eine Dosis Chinin die nötige Frische wiederzuerlangen. Leider blieb nicht nur der gewünschte Erfolg aus, sondern es stellte sich bald darauf, zum Schrecken aller Anwesenden, Schwarzwasserfieber ein. Bisher war noch kein Fall beobachtet worden, wo einer schon nach halbjährigem Aufenthalte im Lande von dieser unheimlichen Krankheit befallen wurde. Wir hatten darum alle die Hoffnung, daß der vom Fieber noch nicht so sehr geschwächte Körper diese Krankheit überwinden würde. Doch es kam anders, als wir gedacht hatten. Schon nach wenigen Tagen wurde dieser hoffnungsvolle Arbeiter von seinem Herrn abberufen. —

Dezember 1903 fand in Namakunde die erste Taufe von vier Personen statt. Das anfangs errichtete provisorische Wohnhaus war erweitert worden und wurde als Schule benutzt. Zugleich diente es auch zur Abhaltung der sonntäglichen Gottesdienste. Zu Anfang des Jahres hatte Hahnefeld, wie schon früher bemerkt, das Land verlassen. An seine Stelle in Ondjiva trat Missionar Sckär. Drei Stationen waren errichtet und jede mit einem Missionar besetzt. Trotz mancher Krankheitsnöte und vieler Hindernisse von seiten feindlicher Heiden ging die Arbeit voran.

1904 starb plötzlich der Häuptling. Wir Missionsleute waren gespannt, wie sich dessen Nachfolger und die Großen des Landes nun zu uns stellen würden. Wider Erwarten blieb alles wunderbar ruhig. Nande, Uejulus Bruder und Nachfolger, hatte gleich nach allen drei Missionsstationen eine Anzahl seiner Leute gesandt, um jeden Ruhestörer von dort fernzuhalten. Wenn sich auch immer wieder Stimmen vernehmen ließen: „Die im Lande lebenden Missionare sind an dem Tode des Häuptlings schuld," sie fanden wenig Beachtung. Vom ersten Tage seiner Regierung an nahm Nande den Missionaren gegenüber eine freundliche Stellung ein. In früheren Jahren konnte der Tod eines Häuptlings für die im Lande wohnenden Weißen oft die verhängnisvollsten Folgen haben. Während der Regierungszeit Osipandekas hatten sich katholische Missionare in der Nähe der Häuptlingswerft niedergelassen. Einige im Lande weilende Händler konnten bei Osipandekas Tode, der anfangs verheimlicht wurde, nur mit knapper Not das nackte Leben retten. Die Wut der Eingeborenen richtete sich nun gegen die Missionsstation und deren Insassen. Bald war der Eingang erzwungen; nach kurzer Gegenwehr wurden die beiden Missionare niedergestreckt und die ganze Station zerstört.

Waren auch die bisherigen äußeren Erfolge in der Arbeit noch nicht so bedeutend, eins war, wie sich dies besonders auch bei Uejulus Tode zeigte, erreicht worden: man hatte das Vertrauen des Häuptlings und auch vieler seiner Großen gewonnen — ein ungemein wichtiger Faktor für die weitere Entwicklung des Missionswerkes. Im Mai 1905 trat der junge Missionar Welsch mit in die Arbeit. Nachdem er längere Zeit in Omupanda geweilt, begann er im Juni 1907 in Omatemba mit der Anlage der vierten Station. Nach zwei Jahren konnten hier die Erstlinge getauft werden.

Ende 1907 trat Schreiber dieses eine Urlaubsreise nach Deutschland an. 1909 folgte auch Sckär. Ein plötzlich auftretendes Schwarzwasserfieber hatte ihm seine schon vom Fieber sehr geschwächte Lebensgefährtin plötzlich entrissen, und nun kehrte er allein mit seinen drei mutterlosen Kindern heim.

Auch die benachbarte Finnische Mission hat während ihrer langjährigen Wirksamkeit manches Grab graben müssen. Zwei ihrer Gräber befinden sich im einsamen Walde zwischen Ondonga und Oukuambi. Ungefähr in der Mitte des nach letzterem Stamm führenden Weges steht ein großes Holzkreuz, und zur Linken desselben, etwas abseits, finden wir die letzte Ruhestätte von Missionar Weikkulin und Frau Missionar Roiha. Ersterer wurde auf der Reise nach seinem Arbeitsgebiete Oukuambi ein Opfer des Fiebers. In diesem Stamme erlag auch Frau Missionar Roiha der heimtückischen Krankheit. Einige Zeit nach dem Begräbnis wollte heidnischer Aberglaube ihren Leichnam nicht mehr in der Stammeserde dulden. Er wurde wieder ausgegraben und dann im Walde auf der Stelle, wo auch Weikkulins Grab war, zum zweiten Male in die Erde gebettet. —

Die Missionspraxis.

Der Weg zu den Herzen der Heiden.

Was will die Mission? Im Gehorsam gegen den, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist, will sie allen Völkern das Evangelium bringen. In den Worten Matth. 28, 19—20 ist ihr ein für allemal klar der Weg gezeigt, den sie zu gehen hat: durch Verkündigung des Wortes und belehrenden Unterricht die heidnischen Völker zum Christentum zu führen. Dies ist das Ziel, welches der einzelne Missionar, auf welchem Gebiete er nun auch stehen mag, nie aus dem Auge verlieren darf. Von größter Wichtigkeit ist nun die Frage, welche Wege er einzuschlagen und wie er sein Verhalten einzurichten hat, um obiges Ziel wirklich zu erreichen. Persönlicher Glaube an die alles überwindende Macht des Christentums und auch die Erfahrung hiervon im eigenen Leben müssen unbedingt bei jedem Missionsarbeiter vorhanden sein, doch genügt dieses noch nicht, um eine erfolgreiche Arbeit zu garantieren. Es kann jemand diese Tugenden besitzen, mit Menschen- und Engelzungen zu reden verstehen, und seine Worte finden

doch keinen Widerhall in den Herzen der Zuhörer. Warum? Weil der betreffende Missionar seinen Leuten eben noch ein Fremder ist, mag er auch vielleicht schon manches Jahr unter ihnen weilen. Er möchte sie aus dem Sumpf des Heidentums herausholen, vergaß es aber, vorher zu ihnen hinabzusteigen. Er versäumte es vielleicht, sich die Kunst anzueignen, von welcher Paulus, der größte aller Missionare, 1. Kor. 9, 19—22 schreibt. Erfolg in der Arbeit wird nur der Missionar erzielen, der im täglichen Umgange mit den Leuten deren Vertrauen zu gewinnen sucht, bis er dann schließlich dahin kommt, als einer der Ihrigen angesehen und geachtet zu werden. Mit andern Worten: der Missionar muß danach streben, sobald als möglich den Weg zu den Herzen seiner Leute zu finden. Ohne allgemein gültige Regeln in betreff dieses Punktes aufzustellen, beschränke ich mich darauf, es an einzelnen Beispielen kurz zu zeigen, wie ich dieses Ziel zu erreichen suchte.

Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, wie selten sich hier in der Heimat zwischen Gliedern eines Volkes wahres Vertrauen findet. Und weil dieses fehlt, daher auch die fast unüberbrückbare Kluft zwischen den verschiedenen Klassen, wodurch ein segensreiches Zusammenwirken zum Heile aller unmöglich wird. Und nun die Eingeborenen unserer Kolonien! Ein Volk, nicht nur von anderer Hautfarbe als wir, sondern auch mit fremder Sprache, mit fremden, uns oft so unverständlichen Sitten und Gebräuchen! Welche schier unüberbrückbare Kluft scheint uns von ihnen zu trennen! Eine segensreiche Wirksamkeit unter diesen Leuten ist sowohl für eine Kolonialregierung als auch für die Mission nur dann möglich, wenn man diese Kluft zu überbrücken sucht, ohne sich dabei von falscher Gefühlsduselei — welches Schlagwort ja heute mit besonderer Vorliebe gebraucht wird — leiten zu lassen.

Der erste Schritt dazu ist die Erlernung der Sprache. Jeder, der sich damit beschäftigt hat, weiß, wie ermüdend dieser Weg ist, und wie er oft den Wanderer straucheln und sich verirren läßt. Doch allmählich werden die unsicheren Schritte fester. Der anfangs rauhe, mit dunklen Schluchten und scheinbar un-

übersteiglichen Höhen versehene Weg ebnet sich mehr und mehr, und das Verfolgen desselben wird schließlich eine Lust.

Lebhaft ist mir noch der Tag meiner Ankunft in Oukuanjama in Erinnerung. Eine große Schar, welche davon gehört hatte, kam um mich zu begrüßen, indem sie unter vielen Worten ihrer Freude über mein Kommen Ausdruck gab. Mancher von ihnen war sehr enttäuscht, als ich in die mir entgegengestreckte Rechte einschlug, aber kein Wort der Erwiderung hatte. Man hielt den weißen Mann für sehr klug, und nun verstand er nicht einmal ihre Sprache! — Welche Freude, wenn endlich dieses Hindernis überwunden ist, und man sich schon in etwa mit den Leuten unterhalten kann! Den Anfang macht man in der Regel mit der Erlernung der landesüblichen Grußformen und ist nicht wenig erfreut, bei deren Gebrauch — zum Zeichen, daß man verstanden wurde — den üblichen Gegengruß zu erhalten.

Ist nun ein Missionar endlich in der glücklichen Lage, mit den Leuten reden zu können, auf welche Art und Weise wird es ihm dann gelingen, an die Herzen seiner Leute heranzukommen, also ihr Vertrauen zu gewinnen? Predigt und belehrender Unterricht allein bringen ihn, wie schon erwähnt, nicht an dieses gewünschte Ziel. Auf Erfolg darf er erst dann hoffen, wenn er seine Leute genau studiert hat, also mit ihren Sitten und Gebräuchen vertraut ist. Die beste Gelegenheit zu diesem Studium findet er im täglichen Umgang. Er darf nicht warten, bis die Leute zu ihm kommen, sondern er muß zu ihnen gehen und sie in ihren Wohnstätten aufsuchen, wo er in den meisten Fällen ein gern gesehener Gast ist. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß ich den Leuten mit meinem Kommen stets eine große Freude bereitete. Hausherr und Hausfrau erschienen bald — nicht wenig stolz auf die Ehre, die ich ihnen durch meinen Besuch erwies — um mich zu begrüßen. Im Anfange unserer Bekanntschaft drehte sich die Unterhaltung immer um die allergewöhnlichsten Dinge des täglichen Lebens. Eines Tages kam ich — in der Hand eine eben angezündete Zigarre — in ein Gehöft, worin gerade ein größerer Kreis versammelt war. Das freudige Gesicht des

Hausherrn, der sich erhob und mir gleich einen Sitz anbot, sagte mir, daß ich willkommen war. Schon gleich während der Begrüßung merkte ich, wie einer — das Aroma meiner Zigarre witternd — seine Nase emporhob, um dann nach einer Weile seinen Nachbar anzustoßen: „Du, der raucht aber guten Tabak." Ich setzte mich in den Kreis der Leute und bald ließ sich im Laufe der Unterhaltung ein anderer vernehmen: „Von dem Tabak fange ich an zu schwellen" (Bezeichnung für besonders starkes Verlangen nach Tabak). Ich fragte nun meinen Nachbar zur Rechten, der auch schon eine Weile mit sichtbarem Behagen den Duft meiner Zigarre einzuatmen schien: „Möchtest du nicht einmal kosten, wie meine Zigarre schmeckt?" Freudig erschrocken sah er mich fragend an, als ob er entgegnen wolle, das ist doch wohl nicht dein Ernst. Ich reichte ihm die Zigarre, und nachdem er einige Züge getan hatte, gab er sie mir zurück. Ich ließ sie nun zur großen Freude aller die Runde machen. Einer suchte den anderen in Lobeserhebungen über den guten Tabak zu überbieten. Endlich langte die Zigarre wieder bei mir an, und man erwartete nichts anderes, als daß ich nun diese zu Ende rauchen würde, ein Genuß, auf den ich zur großen Freude des Hausherrn, der den letzten Rest erhielt, gern verzichtete. —

Mehr als einmal meldete ich mich bei meinen Besuchen vorher an. In diesem Falle ließ es sich die betreffende Hausfrau nie nehmen, den zu erwartenden Gast auch zu bewirten. Kaum war ich erschienen, dann holte der Hausherr in der Regel seine Bierkalabasse herbei. In einem hölzernen Becher wurde mir das Getränk kredenzt. Aber wie sah dieser Becher in den meisten Fällen aus! Wie man ihn auch drehen und wenden mochte, überall erblickte man an seinem Rande die Abdrücke der Lippen, an welche er schon früher gesetzt war. Der freundliche Hausherr bemerkt das Zögern seines Gastes und fragt: „Trinkst du vielleicht nicht gerne Bier?" Endlich wird der Becher mit einem kühnen Entschluß angesetzt und zur Freude des Spenders geleert. Die Hausfrau erscheint, um für den Gast „zu decken". Auf einem aus Palmblättern geflochtenen Teller

ruht ein riesiger Klumpen Osifima — ein steifer, fester Brei —, und in einer irdenen Schüssel ist Fleisch mit Sauce. Will man bei solcher Gelegenheit wenigstens mit einigem Appetit die vorgesetzten Speisen kosten, dann vermeide man es auf jeden Fall, die Kochtöpfe der Leute in näheren Augenschein zu nehmen. Wie schon früher erwähnt ist, werden diese nie gewaschen. Gleich nach dem Geschäft des Kochens fallen die meist am Feuer sitzenden Kinder darüber her, um sie mit ihren Fingern auszuwischen und zu säubern. Von alledem war ich gut unterrichtet, und es kostete mich im Anfang ungeheure Überwindung, von den mir freundlichst vorgesetzten Speisen etwas zu genießen. Doch eins half allen Widerwillen bald überwinden: der Gedanke an das Ziel, wohin ich die Leute bringen wollte. — Es wäre für die freundlichen Gastgeber eine große Beleidigung gewesen, wenn ich nicht wenigstens etwas von den mir vorgesetzten Dingen genossen hätte. Durch solche Besuche wurde mit vielen ein wirklich freundschaftliches Verhältnis angebahnt. Ich besuchte die Leute in ihren Wohnungen, und bald darauf beehrten sie mich mit ihrem Gegenbesuch. Gerade durch diesen Verkehr und die dabei gepflogenen Unterhaltungen war mir die beste Gelegenheit gegeben, einen Blick in die Gedankenwelt der Leute zu tun. Sehr oft bot sich dann im Laufe der Unterhaltung, welche sich, wie schon bemerkt, anfangs meist um die allergewöhnlichsten Dinge drehte, ein passender Moment, um auch einmal die Gedanken der Leute auf ernstere Dinge zu richten. Zuweilen konnte dieser, wie folgendes Beispiel zeigt, ganz besonderer Art sein:

Eines Tages wollte ich einem guten Bekannten, an dessen Gehöft ich gerade vorbeikam, einen Besuch abstatten, traf ihn aber nicht an. Seine Frau bat mich, trotzdem einen Augenblick zu verweilen. Bald waren wir in schönster Unterhaltung, wobei die Frau mich heute mit besonders freundlichen Blicken ansah. Ich merkte bald, daß sie etwas Besonderes auf dem Herzen hatte, aber nicht recht mit der Sprache herauszurücken wagte. Endlich sagte sie: „Du, ich möchte dich einmal um etwas fragen?" „Und das wäre?" erwiderte ich. „Ja," kam es da

heraus, „ich habe noch eine heiratsfähige Tochter, ein tüchtiges Mädchen, und da möchte ich dich fragen, ob du nicht mein Schwiegersohn werden willst. Du hast einen so guten Eindruck auf mich gemacht, und darum möchte ich dir meine Tochter geben." — Als ich mich von dem ersten Schrecken erholt hatte, mußte ich zum großen Leidwesen der Frau ihr freundliches Anerbieten dankend ablehnen. Mir war damit die beste Gelegenheit gegeben, ihr nun einmal im Gegensatz zur heidnischen Vielweiberei das Bild einer christlichen Ehe zu zeigen. Die Person meinte es mit ihrem Anerbieten ganz ehrlich, ohne dabei die geringsten Hintergedanken zu haben. Viele Leute haben es überhaupt nie verstehen können, daß die Missionare, welche nach ihrer Meinung doch sehr reiche und angesehene Leute sind, nur eine Frau haben. —

Viele Eingeborenen unserer Kolonien sind nicht so rohe und ungebildete Menschen, wie man in der Regel anzunehmen geneigt ist. Auch sie besitzen das, was wir mit Takt zu bezeichnen pflegen, und durch Unkenntnis oder Nichtbeachtung desselben kann man leicht dahin kommen, bei ihnen als taktlos zu gelten. Ich erinnere nur an die bei den Bewohnern des Ovambolandes übliche Form der Begrüßung, nach welcher nicht der Eintretende dem Hausherrn den ersten Gruß zu entbieten hat, sondern diesen von jenem erwartet. Uns, die wir das Gegenteil gewöhnt sind, will es oft nicht so recht in den Sinn, den unser Haus betretenden Eingeborenen den ersten Gruß zu entbieten und mögen es vielleicht als eine Art Hochmut seinerseits empfinden, wenn er dieses von uns erwartet. — Für jeden besteht die große Gefahr, die heimischen Sitten und Gewohnheiten nun auf die Menschen da draußen zu übertragen. Damit würden wir den Eingeborenen unserer Kolonien und auch allen übrigen heidnischen Völkern den schlechtesten Dienst erweisen. Es ist nicht unsere Aufgabe, das Leben dieser Leute nach europäischem Muster umzugestalten, sondern es soll von den Lebenskräften des Evangeliums durchdrungen und veredelt werden. Was bei einem Volke von dessen Sitten und Gebräuchen nicht

direkt gegen die Lehre des Christentums streitet, muß unangetastet bleiben.

Von größter Wichtigkeit ist endlich die Kenntnis der religiösen Anschauungen des Volkes. Will man an die Stelle des Alten Neues setzen, dann muß man genau mit der Anlage des ersteren vertraut sein, um so den geeigneten Punkt zu finden, wo man ohne Gefahr mit seinem langsamen, vorsichtigen Abbruch beginnen kann. Genaues Studium der Sitten und Gebräuche sowie der Religion sind für eine wirksame Verkündigung des Evangeliums unbedingt erforderlich, wobei man auch immer wieder solche Dinge findet, die bei jener Verkündigung wertvolle Dienste leisten können.

Ich erinnere an den Brauch, wo man sich beim Beziehen einer neuen, eben errichteten Wohnstätte auf dem bisherigen alten Wohnplatze einer gründlichen Reinigung unterzieht, um hier noch allen anhaftenden Schmutz zurückzulassen. Bei der Predigt kann man darauf hinweisen, daß es bei der Annahme des Christentums, welches mit einer neuen Wohnstätte zu vergleichen ist, auch vorher einer gründlichen Reinigung bedarf, d. h. eines Ablegens alles dessen, was sich mit demselben nicht verträgt. Das Vorhandensein der im Lande befindlichen Freistätten bietet die schönste Anknüpfung, um die Hörer auf die von Gott allen Menschen ohne Unterschied der Nation geschenkte Freistatt hinzuweisen. Ausführlicher werden wir auf dieses Thema im nächsten Kapitel zu sprechen kommen.

Es darf eben kein Mittel und kein Weg unversucht bleiben, um an die Herzen der Leute heranzukommen, wenn es auch dabei stets große Selbstverleugnung zu üben gilt. Viele Dinge des alltäglichen Lebens, die für uns vielleicht nicht das allergeringste Interesse haben, finden bei ihnen größte Beachtung. Man muß auch da in Liebe und Geduld sich für solche Dinge zu interessieren suchen, überhaupt wo und wann es auch nur sein mag, jedem Menschen mit Freundlichkeit begegnen. Daß dies nicht immer leicht ist, weiß ich aus persönlicher Erfahrung. Eines Morgens, als ich gerade sehr beschäftigt war,

klopfte es an meine Türe. Als ich öffnete, stand draußen ein Mann, den ich nie vorher gesehen hatte und der mich zu sprechen wünschte. Die Versuchung lag nahe, ihn gleich vor der Türe abzufertigen; doch ich ließ ihn eintreten und fragte nach seinem Begehren. Ohne darauf einzugehen, erkundigte er sich erst sehr genau nach meinem persönlichen und meiner Hausbewohner Ergehen, wodurch ich gezwungen war, auch einige Fragen dieser Art an ihn zu richten. Aufs neue aufgefordert, mir seine Wünsche zu äußern, kam er auf verschiedene Tagesereignisse zu sprechen, mich bittend, ihm doch meine persönliche Ansicht darüber zu äußern. Als dies kurz geschehen, sagte ich ihm: „Ich bin sehr eilig; gib mir jetzt den Grund deines Kommens an.“ Nach vielem Hin- und Herreden zog er endlich aus seinem Gurt eine alte Pfeife heraus und sagte: „Von meiner Pfeife ist vor einigen Tagen der Deckel abgebrochen; ich möchte dich fragen, ob du mir keinen neuen darauf machen kannst.“ — Das war nun seiner Meinung nach die wichtige Angelegenheit, um deretwegen er mich beinahe eine halbe Stunde aufgehalten hatte. Die Versuchung lag wirklich nahe, den Mann nun einfach kurzerhand, wie wir zu sagen pflegen, an die Luft zu setzen, doch wäre das weder für ihn, am wenigsten aber für mich zum Nutzen gewesen. Es gilt auch solche Dinge mit Freundlichkeit zu erledigen, und die Frucht davon wird sein, daß die Leute sich schließlich sagen: Zu dem Manne dürfen wir mit allen Anliegen kommen; bei ihm finden wir stets Gehör.

Und wie verschieden sind nicht oft die Wünsche der Leute, wenn es sich auch nicht immer um deckellose Pfeifen handelt. Da kommt einer, dessen Gewehr nicht mehr funktioniert, und der Missionar, der nach dem Glauben seiner Leute alles kann, soll diesem Schaden abhelfen. Ein anderer möchte seinen langen Speer kürzen und bringt ihn zu diesem Zwecke her. Bei einem dritten ist die Axt so stumpf geworden, daß auch nicht die geringste Arbeit mehr mit ihr zu leisten ist. Der gute Schleifstein auf der Missionsstation ist längst bekannt; man nimmt also nach dort seinen Weg, um das stumpfe Instrument

schleifen zu lassen. Wieder andere haben Nadel und Faden zum Flicken eines zerrissenen Kleidungsstückes nötig und suchen diese Dinge bei der Missionarsfrau zu erbitten. Mancher, der wochenlang salzlose Speisen genossen hat, ist, nachdem er seine Not geklagt hat, königlich froh, auf seine Bitte hin ein Stück Salz zu erhalten. Nicht zu vergessen sind die ungezählten Fälle, wo man bei Krankheiten den Missionar um Rat fragt und seine Behandlung begehrt, mag es sich oft auch nur um einen schlechten Zahn den er mit seiner Zange entfernen soll, handeln. Es sind dies ja zum Teil äußere, unscheinbare Dinge, um deretwillen die Leute zum Missionar kommen, aber sie können, je nach der Art und Weise ihrer Erledigung, weittragendste Bedeutung erlangen. Sie können dazu dienen, ein Band der Freundschaft zu knüpfen, wo dann bei stetem Verkehr das gegenseitige Vertrauen immer fester wird. Die Eingeborenen werden dann schließlich zu dem Schlusse kommen: Dieser Mann, obwohl er eine andere Hautfarbe hat als wir, obwohl er einem fremden, uns unbekannten Lande entstammt, er liebt uns, hat Interesse für uns und hilft, wo er kann. Das ganze Verhalten des Missionars muß in erster Linie eine Predigt sein, die ihres Eindrucks wohl selten verfehlen wird. Die Liebe ist das Esperanto, die Weltsprache, die alle, auch die tiefgesunkensten Heiden, verstehen. Jeder, der diese Sprache zu reden versteht, darf ohne Ausnahme des Erfolges seiner Arbeit sicher sein, wenn ein solcher auch manchmal recht lange auf sich warten läßt.

Wir kommen zum Schluß dieses Kapitels, in welchem kurz gezeigt werden sollte, wie der Weg zu den Herzen der Leute zu suchen und zu finden ist. Wo dieses gelang, und die Heiden dem unter ihnen lebenden Missionar erklären: „Jetzt bist du ein „Omukuetu", d. h. einer der Unsrigen geworden, der uns versteht, liebt und achtet, da ist auch auf Erfolg in der Predigt des Evangeliums zu rechnen. Der Missionar ist seinen Leuten eben kein Fremder mehr, und darum wird man auch jedes Mißtrauen gegen die von ihm verkündigte neue Botschaft mehr und mehr schwinden lassen.

Eine Frage von größter Wichtigkeit ist nun die: In wel-

cher Form muß die Verkündigung des Evangeliums erfolgen, um bei den Heiden Verständnis zu finden? Die Zahl derer, welche den heidnischen Völkern ein solches überhaupt absprechen, ist nicht gering. Daneben kann man auch immer wieder die Behauptung hören, als ob die Mission es bei der Predigt darauf anlege, ihre Leute in der christlichen Dogmatik zu unterrichten. Auch diese Behauptung beruht, wie überhaupt die meisten der Mission gemachten Vorwürfe, auf völliger Unkenntnis. Soweit dies möglich ist, werde ich im folgenden eine Heidenpredigt in ihren Hauptzügen zu illustrieren versuchen.

Die Heidenpredigt.

Unter einem großen schattigen Baume war, dank der Bemühungen eines alten Freundes, mit dem ich schon längere Zeit in Verbindung stand, eine große Schar versammelt. Viele von ihnen hatten vielleicht noch nie einen weißen Menschen in nächster Nähe gesehen. Man war erschienen um zu hören, was der aus fernen Landen Gekommene berichten würde. An Ort und Stelle angelangt, nahm ich in der Mitte der versammelten Schar auf dem Boden Platz. Bald wurde mir von einigen in meiner Nähe sitzenden alten Männern der übliche Gruß entboten, wobei man sich nach meinem und meiner Hausgenossen Ergehen erkundigte. Mein Gegengruß wurde mit besonderer Freude entgegengenommen, und es war nun meine Aufgabe, die Leute über den Grund meines Kommens aufzuklären. Man lauschte mit großem Interesse der Schilderung des fremden Landes, aus dem ich gekommen, und des weiten Weges, den ich zurückgelegt hatte. Doch welche Antwort folgte, als ich meine Zuhörer fragte: „Was mag mich wohl bewogen haben, meine Heimat, Mutter und Geschwister und alle Bekannten zu verlassen und zu euch zu kommen?“ Einige meiner nächsten Nachbarn wechseln verständnisvolle Blicke miteinander, als ob sie sagen wollten: Das ist nicht schwer zu erraten, doch wollte auf meine mehrfache Aufforderung hin keiner seine Meinung äußern. Endlich ließ sich hinter mir jemand

vernehmen: „Nun, der Hunger hat dich hergebracht. Du hattest eben bei deiner Mutter nichts zu essen, und darum bist du zu uns gekommen, um hier deinen Lebensunterhalt zu finden!" — Auf eine solche Antwort hatte ich natürlich nicht gerechnet, aber sie entsprach so recht der ganzen Anschauung der Leute. Wenn einer seinen Wohnsitz verläßt und in ein anderes Stammesgebiet wandert, dann ist es in den meisten Fällen der Hunger, der ihn dazu veranlaßt, folglich konnte auch bei mir kein anderer Beweggrund vorliegen. Ich erhob mich und sagte zu allen Anwesenden: „Ihr habt gehört, was eben einer der Eurigen gesagt hat, und ihr seid sicherlich derselben Meinung. Ich verstehe, daß meine ziemlich schlanke Erscheinung Jahre des Hungers und des Mangels vermuten lassen, doch bin ich nicht aus diesem Grunde hier. Wie vielleicht manchem von euch bekannt ist, kommt der größte Teil meines Lebensunterhaltes auch heute noch aus meiner weit entfernten Heimat. Nun will ich euch aber auch den Grund meines Kommens, über welchen ihr, wie es scheint, im Unklaren sein, nicht länger verhehlen."

„Sag' einmal, guter Freund," mich dabei an den Nächststehenden wendend, „wer hat das schöne Messer, welches an deinem Gurt hängt, verfertigt?" —

„Das hat ein Bekannter von mir gemacht." —

„Wie es scheint, ist der ein sehr geschickter Mann." —

„Wenn du willst, wird er dir ein noch viel schöneres anfertigen." —

Unterdessen wende ich mich zu einem andern, der gerade einen schön geschnitzten Stock in seiner Hand hält. „Wie bist du denn an diesen Stock gekommen?" —

„Den hat einer meiner Landsleute (Omukuetu) geschnitzt."

„Nun, der scheint seine Sache aber auch zu verstehen." —

„Ja, der ist weit und breit als ein großer Künstler bekannt." —

Ein dritter hat einen ausnahmsweise hübschen Speer und

ist nicht wenig stolz, auch nach dessen Herkunft gefragt zu werden. Bei noch einem anderen bewundere ich den Bogen und die sauber geschnitzten Pfeile, stets die große Kunstfertigkeit der Leute hervorhebend, wodurch sich meine Zuhörer nicht wenig geehrt fühlen. Auch die oft kunstvoll angelegten Gehöfte und die darin befindlichen, mit vieler Sorgfalt bereiteten Hütten finden bei mir lobende Anerkennung. Was nur gerühmt und bewundert werden kann, wird hervorgehoben, um dann zu dem Schluß zu kommen: „Ihr seid kluge, geschickte Leute, vor deren Leistung man alle Achtung haben muß." Ein beifälliges Nicken von vielen Seiten bezeugt, daß meine Zuhörer derselben Meinung sind.

„Aber," frage ich weiter, „habt ihr vielleicht schon einmal ein Ding gesehen, welches aus sich selbst entstanden ist, also keinen Verfertiger besitzt? Bei all den Sachen, von denen wir vorhin redeten, haben wir festgestellt, daß sie durch eure Geschicklichkeit entstanden sind. Vielleicht kennt ihr auch Dinge, die ganz von selbst, ohne daß ein Mensch sie macht, entstehen." Ein leises Kopfschütteln bei manchem zeigt, daß man an die Existenz solcher Dinge nicht zu glauben wagt; einige machen sogar Miene, als ob sie sagen wollten: Wie kannst du nur eine so dumme Frage tun, so etwas gibt es doch nicht.

Jetzt, nachdem dieses mit aller Zustimmung festgestellt ist, gilt es, die Aufmerksamkeit auf andere Dinge zu richten. „Nun beseht euch einmal den schönen großen Baum, unter welchem wir hier sitzen; könnt ihr mir auch wohl angeben, woher dieser seinen Ursprung hat?"

Schnell erfolgt die Antwort: „Der ist eben gewachsen," und zwar in einem Tone, als ob man gleich hinzufügen möchte: Das solltest du doch auch wissen.

„Sicher, der ist gewachsen, aber woraus?" —

„Nun, doch eben aus dem Samen eines Baumes von derselben Art." —

„Da habt ihr ganz recht. All' die Bäume und Sträucher, die ihr seht, sind gewachsen, aus Samenkörnern entstanden.

Seht das Getreide in euren Gärten; ihr habt die einzelnen Körner gesäet, und nach kurzer Zeit gingen sie auf. Solch ein Samenkorn ist doch ein merkwürdiges Ding! Wenn ihr es in eurer Hand haltet, merkt ihr nichts von dem darin verborgenen Leben; sobald es aber in die Erde kommt, bricht dasselbe hervor. Aber woher stammen denn die ersten Samenkörner? Und nun die vielen Tiere: eure Kühe, Ziegen, Schafe, Hühner, Hunde, und die vielen großen und kleinen Tiere des Waldes! Woher haben denn die ihren Ursprung?" —

„Woher die kommen? Die haben sich eben so vermehrt." —

„Das ist wahr, die jetzt lebenden stammen von früheren Generationen; aber wo sind denn die ersten Exemplare hergekommen?" —

„Ja, das können wir nicht wissen." —

Auf meinem Rockärmel sitzt gerade eine Fliege, und ich frage die Leute: „Wer von euch kann wohl so eine Fliege machen?" Oder ich zeige auf die vielen am Boden umherlaufenden Ameisen: „Ist vielleicht einer unter euch, der ein solches Wesen schaffen könnte?" Viele sehen mich an, als ob sie fragen wollten: Du willst uns jetzt wohl zum besten haben?

Ich fahre fort: „Jetzt wollen wir uns einmal die Dinge ansehen, die wir bisher besprochen haben. Auf die eine Seite stellen wir die von euch angefertigten schönen Sachen und auf die andere die zuletzt genannten, also die Bäume und Sträucher, euer Getreide in den Gärten und all die vielen Tiere. Wodurch unterscheiden sich nun diese beiden Gruppen?" —

Nach kurzem Besinnen antwortet einer: „Jetu ka i nomuenjo", die unsrigen besitzen kein Leben. —

„Da hast du das Rechte getroffen, mein Freund. Das ist der große Unterschied. Nun habt ihr vorhin selber zugegeben, daß kein Ding von selber entstanden ist, also auch diese mit Leben begabten Dinge müssen erschaffen sein. Nun richtet einmal euren Blick aufwärts! Über uns der Himmel, einem gewaltigen, die Erde bedeckenden Dache gleich, und an ihm die strahlende Sonne,

welche sich nie verschläft, jeden Morgen rechtzeitig aufsteht und auch zur bestimmten Zeit untergeht, keinen Tag das Kommen vergißt und auch nie auf ihrem Wege irrt. — In der Nacht erblickt ihr an dem Himmel den Mond und die vielen unzählbaren Sterne. Wie groß muß doch der sein, der solche Dinge erschaffen kann! Wenn ihr Menschen schon so viele Kunstfertigkeit beweist, wie unendlich weit muß doch der Schöpfer dieser Dinge die Menschen an Weisheit und Verstand übertreffen! — Und nun die vielen auf der Erde lebenden Menschen; auch sie sind aus der Hand dieses Herrn alles Lebens hervorgegangen. Er hat sie geschaffen, sie sind seine Geschöpfe, und er ist ihr Herr." Hier folgt nun eine kurze Erzählung der Schöpfungsgeschichte. Es gilt den Zuhörern zu zeigen, daß auch sie, wie alle anderen Lebewesen, ihr Dasein von dem Herrn Himmels und der Erde empfingen und ihm deswegen zum Dank verpflichtet sind. Dagegen haben sie nichts einzuwenden, aber völlig neu ist ihnen der Gedanke, daß alle Menschen ohne Unterschied aus der Hand eines Schöpfers hervorgegangen sind: „Er (Gott) hat gemacht, daß von einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen." Ein Gott und Vater aller und die Einheit aller Nationen der Erde — diese Tatsachen werden von den Zuhörern nicht so ohne weiteres geglaubt. Oft wurde mir gegenüber der Einwand gemacht: „Sieh, du bist ein weißer Mensch und wir sind Schwarze; nun muß doch einer vorhanden sein, der die weißen und ein anderer, der die schwarzen Menschen erschaffen hat. Es geht doch nicht an, daß ein Gott weiße und schwarze Menschen schafft." Bei dieser Gelegenheit stand ein alter Bekannter von mir auf und sagte: „Das könnt ihr nicht glauben, daß weiße und schwarze Menschen von einem Gott stammen? Wie oft kommt es bei uns vor, daß eine schwarze Kuh vielleicht zuerst ein braunes und dann ein weißes und nachher ein gelbes Kalb bekommt, und da sollte Gott nicht Menschen von verschiedener Farbe schaffen können?" —

Sehr verwundert sahen mich meine Zuhörer an, als ich sie auf die Sonne wies und sagte: „Seht, diese Sonne scheint

Frauen und Mädchen in Oukuanjama.
In der Mitte eine Perſon mit Oñato, welche bald zur Efundula geht. Hüte (Oñatela), Lendenſchmuck (Ondjeva) und Halsketten.

auch dort, woher ich gekommen bin." Es war ihre feste Überzeugung, daß in dem Lande der weißen Menschen eine andere Sonne scheinen müsse, und darum auch ihre Schlußfolgerung: Der Gott dieser Leute ist ein anderer als der unsrige.

Da gilt es den Leuten in unermüdlicher Geduld die uns so geläufigen und selbstverständlichen Dinge klar zu machen. Haben sie erst eine, wenn auch nur ganz schwache Ahnung von der überwältigenden Größe der Schöpfung empfangen, welche alles Licht und Leben von der einen Sonne erhält, dann werden sie auch allmählich den Gedanken fassen können, daß dieses alles aus der Hand eines Gottes hervorgegangen ist. Nun darf man es wagen, wieder einen Schritt weiterzugehen und fährt vielleicht fort:

„Dieser Herr der ganzen Welt ist auch euer Schöpfer und ihr seine Geschöpfe." — Wundervoll läßt sich hier Luthers Erklärung des Ersten Artikels einflechten, um die Zuhörer an die vielen Wohltaten, welche sie täglich empfangen, zu erinnern. — „Wenn ihr nun von jemand irgend ein Geschenk erhaltet, was ist dann eure Pflicht?"

„Otu nokupandula", wir müssen danken.

„Und was wird wohl Gott, der euch täglich so viel — ohne daß ihr darum bittet — gibt, von euch erwarten?"

„Tu mu pandule jo", daß wir ihm auch danken.

„Ganz recht, darauf wartet er; aber wie ist das möglich, da ihr ihn doch nicht seht und nicht kennt?"

„Ja, das wissen wir auch nicht; vielleicht wirst du es uns sagen."

„Sicher, das möchte ich, denn gerade darum bin ich hergekommen. Nun merkt auf, was ich euch sagen will: Was tut der Häuptling, wenn er euch irgendeine Botschaft schicken will?"

„Dann sendet er Boten, die uns seine Befehle überbringen müssen."

„Seht, gerade so macht es euer Gott und Schöpfer. Er hat euch etwas zu sagen, und darum schickt er seine Boten; das sind die Missionare, die hier in eurem Lande wohnen, zu denen auch ich gehöre. Und was will er euch durch uns sagen lassen?" Um dem Verständnis meiner Zuhörer möglichst entgegen zu kommen, gebrauche ich folgendes Gleichnis: „Denkt euch einmal einen Vater, der in seinem Hause zehn Söhne hat. Letztere finden dort alles, was sie nötig haben, und nichts fehlt ihnen. Trotzdem wollen eines Tages fünf der Söhne nicht mehr im väterlichen Hause bleiben; die Sehnsucht nach der weiten Welt hat sie ergriffen, und Tag und Nacht plagen sie den Vater: ‚Laß uns doch für einige Zeit in die Welt hinausziehen.' Alle Bitten und Warnungen des Vaters helfen nichts, bis er endlich dem Drängen der fünf Söhne nachgibt und sie gehen läßt. Bei ihrem Weggange versprechen sie baldige Rückkehr. Eine lange Zeit ist verstrichen; aber wer nicht zurückkehrt, sind die fünf Söhne. Jeden Tag schaut der Vater aus, sich fragend: ‚Was mag jene doch wohl hindern, daß sie den Rückweg zum Vaterhause noch nicht gefunden haben?' Des langen Wartens müde wendet er sich endlich an die Zurückgebliebenen: ‚Eure Brüder kehren nicht heim; ich bin des Wartens müde; geht doch einmal hin und seht, wo sie bleiben, und wenn ihr sie gefunden habt, fragt, ob sie noch nicht nach Hause kommen wollen, der Vater warte schon so lange auf sie.'" Und nun die Anwendung:

„Wie jene zehn Söhne, so weilten auch einst die Menschen — einer großen Familie gleich — bei ihrem Gott. Für alle Bedürfnisse war reichlich gesorgt. Aber euren Vorfahren gefiel dieses Leben in der Gemeinschaft mit Gott nicht, und trotz aller Warnungen und Mahnungen haben sie ihn verlassen und ohne ihn in dieser Welt glücklich zu werden versucht. Nun hat euer Schöpfer und Gott immer darauf gewartet, daß ihr zurückkehren möchtet, aber bisher war sein Warten vergeblich. Jetzt schickt er seine Boten, um euch fragen zu lassen, ob ihr noch nicht bald nach Hause kommen wollt." — Ich merke es an den Gesichtern vieler Zuhörer, daß solche

Worte für sie eine frohe Botschaft sind, und einer unter ihnen kann die Frage nicht unterdrücken: „Eumbo eli letu oli li peni hano“, wo ist denn dieses unser Haus? Sie können es nicht glauben, daß der große Schöpfer aller Dinge sich um die schwarzen Völker des Ovambolandes kümmert, und daß es für sie noch ein anderes Heim gibt als diese Welt der Vergänglichkeit. Ein solcher Gedanke ist dem Heiden, wenn er ihn zu fassen und zu denken versucht, zu groß und überwältigend. Meine Zuhörer schienen dieselbe Empfindung zu haben wie jene alte Frau, mit der ich einst über Gottes Liebe zu seinen Geschöpfen, soweit dies möglich war, sprach. „Ja,“ sagte sie, „das mag für euch Omalenga (bedeutet große, angesehene Leute) gelten, aber für uns kann das unmöglich Wahrheit sein.“

Ich merke, meine Zuhörer möchten mehr über diesen Vater, der auf sie wartet und sein Haus, welches für alle offen steht, hören. Gespannt lauschen sie der Erzählung von dem Lande, wo Gott sichtbar unter den Seinen wohnt und welches, von seiner Herrlichkeit erleuchtet, keiner Sonne und keines Mondes bedarf. Sichtlich steigert sich ihr Erstaunen als sie hören, daß dort kein menschliches Weh und Leid herrscht, kein Hunger noch Durst seine Bewohner plagt, der Tod keine Macht mehr hat und daß der, welcher dieses Land glücklich erreicht, es nie wieder zu verlassen braucht. Solche Worte finden auch bei tiefstehenden Heiden freudige Aufnahme und auf die Frage: „Möchtet ihr nicht dorthin?“ erfolgte die einstimmige Antwort: „Oko tua hala“, dorthin möchten wir!

„So,“ fahre ich fort, „das freut mich, daß ihr wieder nach Hause wollt; dann bin ich hier, um euch den Weg dorthin zu zeigen.“ Ich erinnere sie daran, wie sich beim Beziehen eines neuen Gehöftes — der Landessitte gemäß — alle auf der alten Wohnstätte vorher gründlich reinigen, um nicht den alten Schmutz mit in die neue Wohnung zu nehmen und fahre fort: „Wenn ihr wirklich nach jenem Lande wollt, dann müßt ihr euch auch erst einer gründlichen Reinigung unterziehen. Ihr seid so lange in der Ferne gewesen, eure Kleider sind beschmutzt

und zerrissen, und so könnt ihr unmöglich zu eurem Gott kommen."

Es folgt ein Hinweis auf die zehn Gebote, durch die der Schöpfer den Menschen seinen Willen kundtut: „Seht, so sollt ihr sein! Gott euer Schöpfer, dem ihr alles verdankt, kann von euch verlangen, daß ihr ihn liebt und ehrt und dieses durch euer ganzes Verhalten kundtut. Ihr wißt, wie bei euch Diebstahl, Ehebruch, Mord, Lug und Trug an der Tagesordnung sind. Ferne von Gott seid ihr durch die Macht eines bösen Feindes zu diesem Leben, wie ihr es heute führt, gekommen." Hier folgt eine ausführliche Beschreibung des Sündenfalles, auf den auch schon an manchen früheren Stellen hingewiesen werden konnte. So neu den Zuhörern die Botschaft von einem Gott, der sie sucht und liebt, war, so neu ist ihnen auch das Vorhandensein des Fürsten der Finsternis, in dessen Gewalt sie sich befinden und dem sie, ohne es zu ahnen, dienen. Auch auf das Ende eines solchen Dienstes werden sie aufmerksam gemacht, um dann nach ihrem eigenen Ermessen die Entscheidung treffen zu können.

Nun sind die Zuhörer vor die Wahl gestellt: zwei Wege, jeder zu einem besonderen Ziele führend, liegen vor ihnen. Ohne Frage werden alle, wenn auch vorläufig nur mit dem Munde, den zuerst gewiesenen wählen. Jetzt muß den Zuhörern gezeigt werden, welche Konsequenzen diese Wahl nach sich zieht: Ablegen des alten, heidnischen Wandels, den Beginn eines neuen Lebens und damit den Kampf mit dem Fürsten der Finsternis, dem man bisher diente. Woher die Kraft dazu? Der Zeitpunkt ist da, wo man den Zuhörern das Bild des Gottessohnes zu zeigen hat, der gekommen ist, die Macht des Teufels zu zerstören, und der vor jede nach Gott suchende Seele tritt und ihr zuruft: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater, denn durch mich," und: „Ich bin die Tür; so jemand durch mich eingeht, der wird selig werden." Ist in dem Herzen eines Heiden auch nur erst eine ganz schwache Sehnsucht nach seinem Gott und dem ewigen Leben erwacht, dann wird er mit Freuden den Sohn des himmlischen Vaters,

der die zerstreuten Gotteskinder sammeln und heimführen will, begrüßen. Die Hauptgeschichten aus dem Leben Jesu, so schlicht und einfach als nur möglich erzählt, werden bei vielen ihres Eindrucks nicht verfehlen. Als der Fürst des Lebens, der dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen an das Licht gebracht hat, übt er auf die Heiden, die Knechte der Todesfurcht ihr Leben lang sind, einen unwiderstehlichen Einfluß aus. —

Als ich einst zu meinen heidnischen Zuhörern über die Auferstehung sprach, da schüttelte mehr als einer ungläubig den Kopf. Nach ihrem Glauben ist eben alles mit dem Tode vorbei, und nur ein geisterhaftes Wesen — wie wir dies bereits bei dem Kapitel „Religion" erwähnten —, über dessen eigentliche Art man aber auch nicht genau unterrichtet ist, bleibt zurück. Und demgegenüber nun meine Behauptung, daß jeder Mensch neben seinem sterblichen Leibe auch eine unsterbliche Seele habe; daß ein Tag kommen werde, an dem alle Toten zu neuem Leben erwachen würden und vor Gott zu erscheinen hätten, damit ein jeder empfange, nach dem er bei Leibesleben gehandelt habe. Als ich zum ersten Male vor meinen heidnischen Zuhörern darüber geredet hatte, ahnte ich kaum, vor welche Probleme sie gestellt wurden. Nach einigen Tagen kehrte ich zurück und da sagte einer: „Vieles von dem, was du früher geredet hast, können wir verstehen und glauben, aber die Dinge, von denen du zuletzt erzähltest, sind uns noch nicht verständlich, die mußt du uns heute noch einmal erklären." Gerne kam ich der an mich ergangenen Aufforderung nach.

Meine für jenen Tag zurechtgelegte Predigt — wenn ich einmal diesen Ausdruck hier gebrauchen darf — mußte nun unterbleiben. Es galt, die beim letzten Male besprochenen Dinge noch einmal und, wenn möglich, in einer meinen Zuhörern verständlicheren Form zu behandeln. Viele Zeit zur Vorbereitung war, da sich die Leute bereits zu sammeln begannen, nicht mehr vorhanden. Nur eine stille Viertelstunde in einer der Hütten des nahegelegenen Gehöftes blieb noch zur Verfügung. Bald stand ich wieder unter meinen Leuten, die heute

besondere Aufmerksamkeit zeigten und begann folgendermaßen: „Wie ich höre, habt ihr manche Dinge, von denen ich das letztemal geredet habe, nicht recht begriffen. Es ist mir eine besondere Freude, daß ihr über meine Worte nachdenkt und es frei und offen sagt, wenn ihr etwas nicht verstanden habt. Es ist euch unbegreiflich, daß der Mensch neben seinem sterblichen Leibe eine unsterbliche Seele hat. Daß jeder Mensch stirbt, wißt ihr und seht es täglich; daß es nun einen Tag der Auferstehung geben soll, klingt euch unglaublich. Euer Zweifeln und das Nichtverstehenkönnen solcher Dinge begreife ich ganz gut, denn wo sind früher solche Worte in eurem Lande verkündigt worden!" Ich nehme wieder Bezug auf die alltäglichen, ihnen so gut bekannten Dinge: „Es gibt hier im Lande Leute, welche irdene Gefäße der verschiedensten Art verfertigen. Da wird zuerst in oder an dem Flußbett der nötige Ton gegraben. Diesen knetet man, und nachdem die Masse zum Gebrauch fertig ist, wandert sie in die betreffende Hütte, in welcher das Formen vor sich geht. Die von euch angefertigten Gefäße dienen den verschiedensten Zwecken: das eine dient zum Aufheben der Milch, in ein anderes füllt ihr Bier, ein drittes wird zum Wasserholen gebraucht, und viele anderen finden beim Kochen eurer Speisen Verwendung. Also jedes dieser Gefäße hat einen bestimmten Zweck, dient zur Aufnahme gewisser Dinge." Ich greife auf die Schöpfungsgeschichte zurück. „Denkt an die Erschaffung der ersten Menschen! Was tat Gott? Er nahm auch Ton und formte aus demselben den menschlichen Körper. Und zu welchem Zwecke? Auch dieser von ihm erschaffene Körper sollte — gerade wie eure irdenen Gefäße — einem bestimmten Zwecke dienen: einem Gefäße gleich sollte er die von Gott gegebene unsterbliche Seele aufnehmen und dadurch Leben erhalten. Also der menschliche Körper und die unsterbliche Seele sind zwei ganz verschiedene Dinge; das eine dient zur Aufnahme des andern. Alle, die wir hier sind, haben Leben, können sehen, sprechen, hören, mit den Händen arbeiten und mit den Füßen gehen. Aber sobald einer stirbt, ist dieses alles vorbei. Warum? Die Seele, das Leben ist entflohen,

ist nicht mehr in ihm. Ich bin oft mit meinem Ochsenwagen hergekommen. Solange er mit Tieren bespannt ist und diese ziehen, geht es vorwärts; aber sobald ausgespannt ist, steht er still und bewegt sich nicht mehr. Gerade so ist es mit einem toten Menschen, er gleicht einem ausgespannten Wagen. Die Kraft, welche ihn bisher sehen, hören, sprechen, mit den Händen arbeiten und mit den Füßen gehen ließ, ist nicht mehr in ihm, und darum ist er tot, besitzt kein Leben mehr. Wenn ein Mensch lebt, so sagt ihr, er hat Omuenjo. Wo bleibt nun dieses Omuenjo bei dem Tode eines Menschen?"

Die Beantwortung der letzten Frage machte meinen Zuhörern keine geringe Schwierigkeit. Ich hatte ihnen bereits von der Auferstehung erzählt, und für sie reihte sich nun Problem an Problem. Der Mensch stirbt und wird begraben. Wo bleibt seine Seele, das Omuenjo? Er soll wieder auferstehen. Wie ist dann das Verhältnis des neuen Körpers und des alten Omuenjo zueinander? Auch hier habe ich versucht, meinen Zuhörern an dem ihnen Sichtbaren das vorläufig Unsichtbare, soweit dies eben mit Menschenworten möglich ist, zu erklären. „Denkt," sagte ich, „einmal an eure Saaten, welche ihr in die Felder streut. Das einzelne Korn fällt in die Erde, verfault, und nun bricht das neue Leben daraus hervor. Auch der menschliche Körper gleicht einem Samenkorn, welches in die Erde gelegt wird. Trotzdem er verwest, wird doch einst durch Gottes Macht neues Leben aus demselben erstehen." Folgendes Beispiel schien dem Auffassungsvermögen meiner Zuhörer besonders angepaßt zu sein: „Ihr alle kennt eine Axt. Wie ihr wißt, besteht sie aus zwei Teilen, dem hölzernen Stiel und der eisernen Axt. Wenn jemand lange Zeit mit diesem Werkzeug gearbeitet hat, dann wird der Stiel schließlich alt und unbrauchbar. Der Besitzer wirft den alten, vielleicht auch rissig gewordenen Stiel weg, aber die eiserne Axt hebt er gut auf und sucht dafür einen neuen Stiel, welcher dann wieder in der alten Axt befestigt wird. Unser Körper gleicht dem hölzernen Stiel, das

Omuenjo der eisernen Axt. Alle Menschen sind in Gottes Hand; er ist ihr Herr und verfährt mit ihnen nach seinem Willen. Stirbt jemand, so wird sein Körper begraben; er ist nun unbrauchbar, gleicht einem untauglich gewordenen Stiele. Das Omuenjo hingegen, welches wir vorhin mit der eisernen Axt verglichen haben, nimmt Gott in seine Obhut. Wie nun ein Mensch für die Axt, deren erster Stiel alt und unbrauchbar geworden war, einen neuen sucht, um jene wieder daran zu befestigen, so wird Gott einst für das Omuenjo, dessen erster Körper dem Tode verfallen war, einen neuen Körper schaffen, eine neue Wohnstätte des alten Omuenjo."

An den Gesichtern meiner Zuhörer konnte ich es merken, daß das gewählte Gleichnis ihrem Auffassungsvermögen entgegenkam, und einer von ihnen meinte: „Jetzt fangen wir an, Verstand in diesen Dingen zu bekommen." — Nachdem sich nach einiger Zeit schon die meisten zerstreut hatten, kam noch einer der Alten, setzte sich zu mir und meinte: „Wenn du so redest, dann werden wir begreifen, was du sagen willst." Um zu konstatieren, wie weit er mich verstanden hatte, fragte ich: „Was habe ich denn gesagt?" — „Du hast gesagt, mein Körper gleicht einem Axtstiel. Wenn ich sterbe, wirft ihn Gott wie einen unbrauchbar gewordenen Stiel weg; aber mein Omuenjo hat er in seiner Hand, und dafür sucht er einst einen neuen Stil, d. h. einen neuen Körper, worin er mein Omuenjo — einer Axt gleich — befestigt."

Ich brauche es wohl kaum zu erwähnen, welche Freude es bereitet, wenn man annehmen darf, ungefähr von den Zuhörern verstanden zu sein. Man streut die einzelnen Samenkörner in einen Boden, dessen Art und Beschaffenheit oft noch so unbekannt ist; um so größer ist dann die Freude, wenn hier und da ein Korn langsam zu keimen beginnt. — Mögen auch manche von der Wahrheit der neuen Botschaft überzeugt und getroffen sein, man trifft auch immer wieder solche, welche entgegnen: „Deine Worte sind gut und schön, aber wir bleiben doch lieber auf dem Wege, den Vater und Mutter und alle unsere Vorfahren gegangen sind. Eines Tages kam ich gerade auf diese

oft gehörte Entgegnung zu sprechen: „Viele von euch wollen, wie sie sagen, auf dem von ihren Vorfahren schon begangenen Wege bleiben. Ich kann sie nicht daran hindern, möchte aber auf folgendes aufmerksam machen: Ihr wißt, wenn die Überschwemmung kommt, dann bringt sie euch immer viele Fische, welche aus den großen im Norden gelegenen Flüssen kommen. Schon während das Wasser in den Flußbetten steht, fangt ihr eine Menge davon. Sobald das Wasser wieder abnimmt, nehmen die Fische ihre Zuflucht in die in den Flußbetten gelegenen Brunnenlöcher, in welchen sie von euch mit Leichtigkeit gefangen und dann verzehrt werden.“ Nun die Anwendung: „Als durch starke Regen jene Flüsse über die Ufer traten, und ihre Gewässer in die umliegenden Länder fluteten, machten sich viele Fische auf, um bei dieser Gelegenheit auch einmal andere Teile der Welt, als das bisher von ihnen bewohnte Flußbett, kennen zu lernen. Als einige alte Fische dieses merkten, kamen sie herbei und sagten: ‚Was wollt ihr machen?‘ Antwort: ‚Wir möchten uns jetzt einmal die andere Welt ansehen und nicht immer hier in diesem engen Flußbett sitzen,‘ worauf dann jene alten entgegneten: ‚Viele eurer Kameraden haben einst gedacht wie ihr, sind gegangen und nie wieder zurückgekehrt, und werden auch wohl nie wiederkommen. So wird es euch auch ergehen. Jetzt ist viel Wasser und ihr könnt in die Welt hinausschwimmen, aber wie kommt ihr zurück, wenn die Flußbetten wieder trocken geworden sind?‘ — Der Rat der Alten und Verständigen wurde, — wie dieses ja immer der Fall ist — verachtet, und jene sagten: ‚Seid nur ruhig, wir nehmen auch den Weg, den schon viele vor uns genommen haben.‘ Und was geschah? Keiner kehrte zurück. Alle sind in den Flußbetten von den Menschen gefangen und verzehrt worden. — Seht, ihr sagt gerade wie jene Fische: Wir gehen auch dahin, wohin die anderen vor uns gegangen sind, und was wird das Ende eures Weges sein? Wird es euch vielleicht nicht auch wie jenen Fischen ergehen? Eure Vorfahren haben den von ihnen für gut befundenen Weg verfolgt, weil eben keiner vorhanden war, der sie warnte.

Jetzt sind Leute da, welche euch warnen, einen anderen besseren Weg zeigen und darum zum Verlassen des alten auffordern." —

Die Leute verstehen, was man ihnen sagen will, aber sie möchten trotzdem lieber bei der von den Vätern her überkommenen Weise bleiben. Wenn Gottes Wort einen Menschen zur Entscheidung drängt, dann sucht er, um derselben auszuweichen, immer neue Auswege, wie mir einer sagte: „Deine Worte sind sicher gut, aber weißt du, wir wollen das Neue nicht und bleiben lieber beim Alten." „So," sagte ich, „ist das deine Meinung?" „Ganz gewiß," erwiderte er. Ihm das Gegenteil zu beweisen, war mir in diesem Falle nicht schwer. „Hör' einmal, alter Freund, du sagst, ihr liebt das Neue nicht und besitzt doch so viele Dinge, die erst kürzlich zu euch gekommen und sehr begehrt sind. Wo habt ihr früher Hemden, Jacken, Westen, Hosen, Hüte und Schuhe getragen? Keiner von euch dachte an solche Dinge, und heute verkauft ihr dafür das Vieh, an dem doch euer ganzes Herz hängt. Viele laufen den weiten Weg bis zum Hereroland um dort zu arbeiten, und für den erhaltenen Lohn kaufen sie dann obige Dinge, und da willst du sagen, ihr liebt das Neue nicht? Ich weiß ganz gut, warum du meine Worte nicht willst: sie verlangen von dir den Bruch mit deinem alten Leben und den Beginn eines neuen, und das willst du nicht." —

Wie eine Eiche nicht auf einen Schlag fällt, so kann man auch nicht erwarten, daß ein Heide gleich beim ersten Hören des Evangeliums sein ganzes Heidentum über Bord wirft und die neue Botschaft annimmt. Wir haben wohl kaum eine Vorstellung davon, welche Überwindung es ihn kostet, seine ganze bisherige Weltanschauung — um einmal diesen Ausdruck hier zu gebrauchen — gegen die ihm im Evangelium entgegentretende, die sein ganzes Leben vielleicht bis in die kleinsten Dinge der Alltäglichkeit umgestaltet, einzutauschen. In unermüdlicher Liebe und Geduld muß der Missionar darauf bedacht sein, alle der Annahme des Evangeliums entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen, jedes von seinen Leuten

geäußerte Bedenken zu prüfen und aufzuklären und auf jede an ihn gerichtete Frage einzugehen. —

Die erzieherische Tätigkeit der Mission.

Als ich im Jahre 1903 in Namakunde eintraf, um hier mit dem Bau einer Station zu beginnen, kam gleich am ersten Tag der dortige Bezirksvorsteher und sagte: „Wir freuen uns sehr über dein Kommen. Jetzt wenn du hier wohnst, werden wir Frieden erhalten, denn die vielen Raubzüge, welche früher unsere Gegend heimgesucht haben, werden aufhören." Ein besseres Willkomm kann sich ein Missionar beim Beginn einer neuen Arbeit wohl kaum wünschen! Mag der numerische Erfolg der Missionsarbeit im Ovambolande auch bis heute noch ein sehr geringer sein, eins — eine Sache von großer Wichtigkeit — ist erreicht: Der Missionar wird von vielen als ein Mann des Friedens angesehen und begrüßt. — Und welcher Friede ist es, den die Leute durch das Kommen eines Missionars in ihre Mitte als verbürgt ansehen? Ich erinnere an die früher (Seite 114 ff.) erwähnten, vom Häuptling und seinen Großen veranstalteten Raubzüge, welche immer wieder die verschiedenen Gegenden des Landes heimsuchen. Der Häuptling, der sich als großer Freund der Missionare betrachtet und wohl weiß, wie sie über solche Räubereien denken, wird es natürlich ängstlich vermeiden, seine Scharen nach solchen Gegenden zu schicken, wo diese seine Freunde wohnen. Daher kommt es, daß man — besonders in Oukuanjama — die verschiedenen Missionsstationen als Freistätten, in denen man ruhig leben kann und auch in etwa vor der Raublust des Stärkeren sicher ist, ansieht. Aus diesem Grunde wurde mir das freudige Willkomm bei meinem Einzuge in Namakunde entgegengebracht.

Eine Missionsstation im Ovambolande besitzt große Anziehungskraft, und fast täglich herrscht auf ihr ein reger Verkehr. Mit mancherlei Anliegen kommt man herbei, um sich Rat und Hilfe zu holen oder auch Dinge der verschiedensten Art zum Kauf anzubieten. Dem Missionar ist also reichlich

Gelegenheit gegeben, seine Leute zu studieren, ihr Vertrauen zu suchen und zu erwerben und sie über den Zweck seines Kommens aufzuklären. — Einige Schwierigkeit bereitet im Anfang die Einführung des Sonntags. Daß ein Tag einen besonderen Vorzug vor den anderen haben soll, ist den Leuten zuerst ganz unbegreiflich, aber es dauert nicht lange, und sie lernen auch den Segen einer solchen Einrichtung kennen. Bald hat man sich auch an den besonderen Ton der Glocke (Ongedio), welche an diesem Tage alle zur Missionsstation einladet, gewöhnt und folgt gern ihrem Ruf. Und was treibt die Leute herbei? Was läßt sie die Freundschaft des ihnen doch völlig fremden weißen Mannes suchen, und warum leistet man seiner Einladung zu den sonntäglichen Gottesdiensten gerne Folge? Vielleicht aus Verlangen nach Gott und seinem Worte? Das ist wohl bei uns im Ovambolande in den meisten Fällen völlig ausgeschlossen, und auch wir Missionare sind weit davon entfernt, uns solchen Illusionen hinzugeben, daß wir einen derartigen Beweggrund für das Kommen der Leute annehmen. In den meisten Fällen wird es der Gedanke an äußere Vorteile sein, der die Heiden zum Missionar treibt, doch vergessen wir es auch in diesem Falle nicht: Keine Regel ohne Ausnahme. Es ist auch oft das Gegenteil der Fall. Was die Leute auch hertreiben mag, der Missionar muß stets froh und dankbar sein, wenn sie überhaupt kommen. — Haben die Zuhörer in dem Leben des unter ihnen weilenden Missionars eine lebendige Illustration zu dem von ihm verkündigten Wort, dann wird auch dieses nicht leer zurückkommen. Es wird ausrichten, wozu es gesandt ist, wenn auch die Geduld des Missionars oft harte Proben bestehen muß.

Hat Gottes Wort seine Macht an den Herzen der Heiden offenbart, so daß diese sich davon getroffen fühlen — wie mir einer sagte: „Lehrer, deine Worte fangen jetzt an zu stechen" —, dann zeigen sie auch bald das Verlangen, durch Unterricht weiter damit bekannt zu werden. Einen großen Dienst leistet in dieser Hinsicht die Schule, welche täglich gehalten und zu deren fleißigem Besuche jeder freund-

lichst eingeladen wird. Und was wird in einer solchen Schule des Ovambolandes gelehrt? Mit Gesang und Gebet beginnt jeder Schultag. In der ersten Stunde wird Unterricht im Lesen erteilt. Die Hilfsmittel hierzu sind anfangs einfache Papptafeln, auf welchen, mit großen Lettern gedruckt, die einzelnen Buchstaben des Alphabets stehen. Sobald der Schüler diese beherrscht, und auch die Zusammenstellung der verschiedenen Buchstaben zu Silben ihm keine zu große Mühe mehr bereitet, erhält er die erste Fibel. Jüngeren Leuten macht die Erlernung des Lesens selten allzu große Schwierigkeiten; es gibt viele, welche sich diese Kunst spielend aneignen. — Und welch ein buntes Bild bietet solch eine Schule! Da sind nicht nur Kinder, welche vielleicht eben das sechste oder siebente Lebensjahr erreicht haben, sondern auch Erwachsene von 30—40 Jahren, Mütter mit ihren Säuglingen auf dem Rücken, und auch ältere Leute von 60 Jahren und darüber fehlen nicht. Da ist es denn gar keine Kleinigkeit dafür zu sorgen, daß jeder der verschiedenen Schüler auch zu seinem Rechte kommt. Die ganze Schar, welche anfangs meist in einem großen Raum gemeinsamen Unterricht empfängt, wird nach ihren Kenntnissen und Fähigkeiten in verschiedene Gruppen geteilt und jede einzelne einem älteren, schon vorangeschrittenen Schüler übergeben, wobei die Oberaufsicht in den Händen des Missionars, der stets zugegen ist, liegt. Die Schule bietet die beste Gelegenheit, gleich von Anfang an das Hauptaugenmerk auf die Heranbildung eingeborener Gehilfen zu richten. Die des Lesens schon Kundigen erhalten in der ersten Schulstunde Unterricht im Schreiben. Hierzu werden in den meisten Fällen Schiefertafeln, oft auch Hefte verwandt. Die Erlernung dieser Kunst bereitet vielen große Schwierigkeit. Für die Trennung der verschiedenen Worte beim Schreiben fehlt anfangs fast jedes Verständnis.

Die zweite Schulstunde dient dem Unterricht in der biblischen Geschichte. Wo sich nur Gelegenheit bot, sind die Schüler schon früher auf den lebendigen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde hingewiesen worden. An der Hand der Schöpfungsgeschichte wird ihnen die Erschaffung der Welt und der

Menschen als die erste Liebestat Gottes vor Augen gestellt. Die Erzählung von dem Paradiese, in welchem die ersten Menschen in der Gemeinschaft mit ihrem Gott und darum in ungetrübtem Glück lebten, übt eine große Anziehungskraft aus. Und nun auf der anderen Seite das dunkle Bild von dem Sündenfall, wo sich diese Menschen, von einer finstern Macht verführt, verleiten lassen, ihrem Gott den Gehorsam zu kündigen. Die Folge ist, daß sie vertrieben werden und des Paradieses Pforten sich hinter ihnen schließen. Die Geschichten von Kain und Abel — dem ersten Brudermord — und der großen Sintflut, welche als Gottes gerechtes Gericht über die Menschheit hereinbricht, zeigt den Schülern die sich immer weiter ausdehnende Herrschaft jener finstern satanischen Macht. Der Glaube an diese Macht wird den meisten nicht schwer, sehen sie doch täglich ihre furchtbare Herrschaft im eigenen Lande. — Obwohl die Menschheit sich in ihrem Wahn von Gott losgesagt hat, läßt er sie doch nicht fahren. Aus den folgenden biblischen Geschichten werden nun die ausgewählt, welche den Schülern so recht das Handeln Gottes mit seiner Menschheit — zum Zweck ihrer einstigen Erlösung — vor Augen stellen, bis man dann nach einiger Zeit den Höhepunkt erreicht hat, von dem es heißt: „Da aber die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn." An der Hand einer Anzahl ausgewählter Geschichten wird nun den Schülern das Bild Jesu, des Welterlösers, vor Augen gestellt: Sein Leben, Leiden, Sterben, seine Auferstehung und Himmelfahrt und sein Sitzen zur Rechten Gottes. Immer wieder wird darauf hingewiesen, daß er der Heiland aller Menschen ist, der allen helfen und alle zur Erkenntnis der Wahrheit bringen will und jedem einzelnen durch die Kraft seines Geistes zum Glauben verhilft. An diesem Leben lernen die Schüler was Liebe ist, eine Liebe, die zum Heile einer verlorenen Menschenwelt alles duldet. — Um alle Völker der Erde mit seinem Evangelium, der frohen Botschaft bekannt zu machen, sandte er einst und sendet noch heute seine Boten in alle Welt. Das Werk der Heidenmission, auf seinen Willen und Befehl hin gegründet, ist also seine Sache, hinter welcher er per-

sönlich steht. — Jede Geschichte wird mehrmals erzählt, wobei dann deren Hauptmomente ausführlich erläutert werden. Für Geschichten haben die Leute — von denen viele selbst wahre Meister im Erzählen sind — immer ein großes Interesse. Bei einiger Aufmerksamkeit bringen es auch die meisten Schüler dahin, daß sie in der nächsten Stunde das Gehörte wieder erzählen können. Mit dem biblischen Geschichtsunterricht geht Hand in Hand die Einführung in die drei ersten Hauptstücke des Kleinen Katechismus.

In der dritten und letzten Stunde wird Gesangunterricht erteilt. Es wurde schon früher erwähnt, daß die Bewohner des Ovambolandes große Freude am Gesang finden. Bei aller Musik legen sie, wie auch viele andern Völker Afrikas, den größten Wert auf Rhythmus. Es ist darum erklärlich, daß ihnen das Erlernen einer Melodie, besonders älteren Leuten, keine geringen Schwierigkeiten bereitet. Jüngere hingegen, besonders Kinder, erlernen oft mit größter Leichtigkeit die bisher völlig unbekannten Melodien. Neben häufigem Vorsingen der einzelnen Lieder hat mir beim Gesangunterricht meine Geige sehr gute Dienste geleistet. Die meisten Lieder sind Übertragungen von Chorälen. Bei der Übersetzung wurde natürlich mehr Wert auf Wiedergabe des in dem Choral liegenden Gedankens, als auf eine möglichst genaue Übersetzung des Textes gelegt; auch eine Anzahl christlicher Volksmelodien haben Aufnahme gefunden. Hat man einmal einen möglichst reinen einstimmigen Gesang erzielt, dann kann auch bald ein Versuch mit zwei- oder dreistimmigen Liedern gemacht werden. Die der Einführung eines solchen Gesanges sich entgegenstellenden Schwierigkeiten sind nicht so groß, wie man denken könnte. Als ich 1899 ins Land kam, war ich an einem Sonntag auf der im Nachbarstamm Ondonga gelegenen Missionsstation Olukonda bei einem Gottesdienste zugegen und hörte hier zu meinem großen Erstaunen einen wundervollen, vierstimmigen Gemeindegesang.

Zu den bisher erwähnten Fächern — Lesen, Schreiben, Religion und Gesang —, welche auf allen Stationen mit voller Ener-

gie betrieben werden, treten mit der Zeit für fortgeschrittene Schüler noch Rechnen und etwas Geographie. Da viele junge Leute am Morgen mit dem Weiden des Viehes beschäftigt und darum an dem Besuch der Schule verhindert sind, ist für diese auf den meisten Stationen eine Abendschule eingerichtet worden.

An den Sonntagen werden in der Regel zwei Gottesdienste gehalten, der eine am Morgen und der andere am Nachmittag. Tägliche Abendandachten vereinigen auch in der Woche immer eine Anzahl der in der Nähe der Station wohnenden Leute. Gelegenheit, den Samen des göttlichen Wortes auszustreuen, ist also reichlich vorhanden. Dem Säemann gleich — der in Geduld wartet, bis der ausgestreute Samen zu keimen beginnt — harrt auch der Missionar des Augenblicks, wo auf der einen oder anderen Stelle des von ihm bestellten Ackers das neue Leben sich zu regen anfängt. Nach langem Warten kommt der Tag, wo sich ihm dann vielleicht einige seiner Leute nahen mit dem Wunsche: „Wir wollen Christen werden."

Mit diesen wird der Taufunterricht, welcher ein Jahr dauert und in der Regel dreimal wöchentlich stattfindet, begonnen. Sind unter den verschiedenen Taufbewerbern allzu große Altersunterschiede vorhanden, dann ist ihre Trennung in zwei Klassen, in welchen die jungen und die alten gesondert unterrichtet werden, dringend zu empfehlen. Den Unterrichtsstoff bilden auch hier die biblischen Geschichten Alten und Neuen Testaments sowie die vier ersten Hauptstücke des Kleinen Katechismus. In den Taufunterricht werden nur solche aufgenommen, welche schon längere Zeit fleißige Besucher der sonntäglichen Gottesdienste und der Schule waren, und welche es auch durch ihren ganzen Wandel beweisen, daß sie mit dem alten Heidentum zu brechen gesonnen sind. Jüngere Leute finden nur dann Aufnahme, wenn sie sich bereits eine ziemliche Fertigkeit im Lesen erworben haben. Da der Kreis der Taufbewerber, besonders im Anfang einer Missionsarbeit, meistens ein kleiner ist, hat der Missionar während dieses Unterrichtes die

Ehepaar aus Ondonga.

beste Gelegenheit, den einzelnen Personen näherzutreten und intensiver, als dies bisher möglich war, auf sie einzuwirken. Wenn er auch kein Herzenskündiger ist, er wird doch bald diejenigen herausfinden, denen es mit ihrem Christwerden wirklicher Ernst ist. — Seinen Abschluß findet der Taufunterricht mit der Taufe, welche den einzelnen Bewerbern erteilt wird, wenn sie auch während des ganzen Unterrichtes durch Wort und Wandel ihre Gesinnung, fortan ein dem Worte Gottes entsprechendes neues Leben zu führen, bewiesen haben. Der Taufunterricht muß stets derart sein, daß bei den einzelnen Personen nicht der geringste Zweifel mehr darüber besteht, daß das Christentum einen völligen Bruch mit dem alten Heidentum fordert, also neue Menschen schaffen will, nach dem Worte des Apostels: „Ist jemand in Christo, dann ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden." Diese Forderung des Christentums bleibt wohl allen ohne Ausnahme unmißverständlich. — Man erlebt es daher immer wieder, daß die Leute von der Taufe an, durch deren Annahme sie den Bruch mit dem alten Heidentum auch öffentlich vor ihren Landsleuten bezeugen, nicht mehr mit ihren alten Namen genannt sein wollen; sie möchten das neue Leben als Träger eines neuen Namens führen. Wenn nun auch der Name in diesem Falle nichts mit der Sache zu tun hat, so kann man dieses Verlangen der Leute wohl würdigen, und wir Missionare sind ihm darum stets bereitwilligst entgegengekommen. In den meisten Fällen werden, was auf der Hand liegt, biblische Namen gewählt, doch haben sich auch schon eine Menge der bei uns gebrauchten Namen eingebürgert.

Eine Frage von größter Wichtigkeit ist nun die: Wie soll sich der Missionar Polygamisten gegenüber bei der Aufnahme in den Taufunterricht sowie bei der Erteilung der Taufe verhalten? Es sind noch heute der Stimmen nicht wenige, welche in diesem Falle nur die Beibehaltung einer Frau gestatten und die Entlassung aller Plusfrauen strengstens fordern, also die Taufe eines Polygamisten für nicht zulässig erklären. Es ist

hier nicht der Ort, ausführlich auf diese so schwierige Frage der Missionspraxis einzugehen. Wie die Dinge nun auch liegen mögen, und aus welchen verschiedenen Beweggründen die Vielehe auch zustande kommen mag, es handelt sich um ein Verhältnis, welches unter den im Lande geltenden Eheschließungsformen geschaffen wird, wodurch die verschiedenen Frauen eines Polygamisten rechtmäßige Frauen und auch alle Kinder legitime Kinder sind. Die Missionare des Ovambolandes, sowohl die der Rheinischen als auch die der Finnischen Mission lehnen darum eine gewaltsame Scheidung dieses Verhältnisses, welches sowohl rechtliche als auch sittliche Bedenken hat, ab und verweigern einem Polygamisten weder die Aufnahme in den Taufunterricht noch die Taufe selbst. Im Unterricht wird immer wieder darauf hingewiesen, daß die Vielehe nicht dem Willen Gottes entspricht aber, weil in der Zeit der Unwissenheit geschlossen, vorläufige Duldung erfährt. Die Ehe eines getauften Polygamisten wird natürlich nicht kirchlich eingesegnet, ebenso kann ihm auch kein kirchliches Amt übertragen werden.

Durch die Taufe wird der einzelne ein Glied der Gemeinde. Ist jemand als Erwachsener getauft, dann ist er — darüber brauchen wir hier keine Worte zu verlieren — auch zur Teilnahme an der Feier des heiligen Abendmahls berechtigt. Trotzdem wird, und zwar von beiden Missionen, den Neugetauften vor der ersten Abendmahlsfeier noch ein besonderer, gerade auf dieses Sakrament sich beziehender Unterricht erteilt, welcher höchstens zwei bis drei Monate dauert, und wobei das Leben Jesu und auch manche seiner Reden eine eingehendere Behandlung als bisher erfahren.

In allen anderen Fällen, wo es sich also um Personen, welche schon in frühester Jugend — vielleicht als Christenkinder oder auch beim Übertritt ihrer Eltern zum Christentum — getauft wurden, handelt, wird selbstverständlich in späteren Jahren, wenn diese das nötige Alter erlangt haben, ein regelrechter Konfirmandenunterricht erteilt. Dieser dauert meistens ein Jahr und findet mit der Konfirmation und der ersten Feier des heiligen Abendmahles seinen Abschluß.

Bei der flüchtigen Schilderung des Schulbetriebes wurde schon darauf hingewiesen, daß der einzelne Missionar gleich von Anfang an sein Hauptaugenmerk darauf richten muß, eingeborene Gehilfen, welche ihm einen Teil der Schularbeit abnehmen, heranzubilden. Da wohl die meisten Stationen stets nur mit einem Missionar besetzt sind, so wird eine Schule, besonders wenn sich erst ihre Zergliederung in mehrere Klassen als unbedingt nötig erwies, nur dann leistungsfähig sein, wenn solche Hilfskräfte vorhanden sind, mag an ihnen anfangs auch noch manches auszusetzen sein. Dasselbe Bedürfnis wird sich ebenfalls bemerkbar machen, wenn eine Anzahl Getaufter vorhanden, also eine Gemeinde im Entstehen ist. Die jungen Christen bedürfen der sorgfältigsten Pflege und Aufsicht, und die Kraft des einzelnen Missionars reicht hierfür nicht aus. In allen Gemeinden des Ovambolandes sind solche Leute — nennen wir sie Gemeindehelfer oder auch Älteste — angestellt, welche einen Teil der Gemeindearbeit auf ihre Schultern nehmen und dem Stationsmissionar stets helfend zur Seite gehen. Auch an solchen fehlt es nicht, die die Arbeit eines Evangelisten leisten, also die Botschaft des Evangeliums zu ihren vielleicht entfernt wohnenden Landsleuten tragen und auch auf der Station, falls der Missionar einmal durch Krankheit persönlich verhindert oder abwesend ist, die sonntägliche Predigt halten.

Die in Oukuanjama für den Unterricht vorhandenen Hilfsmittel sind folgende: Die vier Evangelien, biblische Geschichte Alten und Neuen Testamentes, der Kleine Katechismus, ein Liederbuch mit 84 Nummern und eine kleine Fibel. Die finnischen Missionare, welche schon über 40 Jahre im Lande tätig sind, besitzen bereits eine Übersetzung des ganzen Neuen Testamentes. — Wohl wenige hier in der Heimat dürften eine Ahnung davon haben, mit welchen Schwierigkeiten oft die einzelnen Missionare bei der Schaffung einer Literatur, also bei Übersetzungsarbeiten, zu kämpfen haben. Meiner Ansicht nach sind in der Sprache des Volkes die Bezeichnungen für die verschiedenen biblischen Begriffe der Mehrzahl nach vorhanden, wenn es

auch bei der Übertragung mancher Stellen oft nicht nur Wochen und Monate, sondern Jahre dauert, bis endlich das dafür geeignete Wort gefunden ist. Oft wird man auch, um den Sinn möglichst getreu wiederzugeben, seine Zuflucht zu Umschreibungen nehmen müssen. Jede Übersetzung muß so textgetreu als möglich sein, aber auch die wortgetreueste Übersetzung hat keinen Wert, wenn sie denen, für die sie geschaffen wurde, nicht klar und verständlich ist. Zuweilen ist man auch, um den Sinn einer Stelle zu treffen, gezwungen, von dem Wortlaut völlig abzuweichen und etwas ganz Neues statt dessen zu setzen. Ich denke an Luthers Erklärung zum zweiten Artikel, wo es heißt, daß Gott uns nicht mit Gold und Silber, sondern mit dem teuren Blute seines Sohnes erkauft habe. Für den Begriff erlösen, loskaufen haben wir das Wort Okukulila, davon das Nomen Ekulilo, die Erlösung, Loskaufung. Dieses Wort wird von der Loskaufung eines Sklaven gebraucht, läßt sich also zur Übersetzung jener Stelle wundervoll verwerten. Die Schwierigkeit bereitet nur die Art des dort angegebenen Lösegeldes, Gold und Silber, weil die Bewohner des Ovambolandes weder das eine noch das andere kennen. Man hat versucht, jene beiden Worte in die Sprache hineinzuzwängen und schrieb: Osingoldi und Osisilveri. Es war dies ein Notbehelf, zu dem man ja oft bei Übersetzungsarbeiten gezwungen ist. Der Übelstand ist nur der, daß dann beim Gebrauch solcher „Fremdworte" deren Bedeutung erst lang und breit erklärt werden muß. Ich habe nun bei jener Stelle folgende Übersetzung gewählt: Kalunga ine tu kulila nengobe ile noilanda, Gott hat uns nicht mit Ochsen oder Perlen losgekauft. — Im Ovambolande werden die Sklaven mit Ochsen, wo man, wenn deren vorhandene Anzahl nicht genügt, für die fehlenden Tiere auch Perlen zahlen kann, losgekauft. Mit Gold und Silber wird in jener Stelle doch nur der hohe Wert des Lösegeldes angedeutet, und für die Ovambo gibt es eben an äußeren Gütern nichts Höheres, als Ochsen und Perlen. An vielen Stellen wird sich ja der Gebrauch von Fremdworten vorläufig leider nicht vermeiden lassen. Ich habe oft die Be-

obachtung gemacht, daß manche Eingeborene — gerade wie viele Deutsche — eine besondere Vorliebe dafür hatten. Aber jeder Missionar sollte deren Gebrauch soviel als möglich vermeiden.

Bei einer anderen Stelle des Kleinen Katechismus — Ich, der Herr dein Gott, bin ein eifriger Gott — hat längere Zeit das passende Wort für „eifriger" gefehlt. Man hatte vorläufig Omunenono adise, der Allgewaltige übersetzt. Auf einem anderen Missionsgebiet war ein Wort, welches der „Eifersüchtige" bedeutet und die Eifersucht eines Mannes, wenn dieser z. B. seine Frau mit einem andern Manne reden sieht, bezeichnet, gewählt worden. Es liegt auf der Hand, daß in beiden Fällen der Sinn der Stelle nicht getroffen war. Nach langem Suchen und vergeblichem Fragen kamen eines Tages Leute, welche mir von einem Häuptling erzählten, der zwei seiner Neffen, die zu starke Herrschergelüste zeigten, vertrieben hatte. Im Laufe der Unterhaltung wurde von jenem behauptet, daß er Ofundo besäße. Unwillkürlich fuhr ich von meinem Stuhle auf: „Was habt ihr da eben gesagt?" und erhielt die Antwort: „Ohamba ei oi nokundo", dieser Häuptling hat Ofundo. — „Und was bedeutet denn Ofundo?" — „Nun, das bedeutet eben, daß er Alleinherrscher sein will und keinen anderen Nebenregenten dulden kann; nur er will die Herrschaft ausüben, und die Leute sollen ihn allein als Herrscher ehren." — Da hatte ich endlich das langgesuchte Wort! Gott der Herr will eben der Alleinherrscher über seine Menschen sein: „Ich will meine Ehre keinem andern geben noch meinen Ruhm den Götzen." Die vor mir auf dem Boden sitzenden Leute bemerkten ganz erstaunt meine plötzliche freudige Erregtheit, ohne sich jedoch eine Erklärung hierfür geben zu können und ohne zu ahnen, welch kostbares Geschenk sie mir auf meine Studierstube gebracht hatten. Nun bereitete auch die Übersetzung jener Stelle des Kleinen Katechismus keine Schwierigkeiten mehr.

Von der ersten Christengemeinde wird erzählt: „Keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein." Bei der Übersetzung der Apostelgeschichte fehlte mir lange Zeit für das letzte Wort jener Stelle

der passende Ausdruck, und ich hatte mir nolens volens durch Umschreibung helfen müssen. Da wurde mir eines Tages auch dieses langgesuchte Wort ins Haus gebracht. Zwei junge Leute, gute Bekannte, hatten beim Landesherrn einige Tage arbeiten müssen und erhielten von ihm in diesem Falle als Lohn einen kleinen Ochsen. Als ich sie fragte, wer von ihnen denn nun der Herr des Tieres sei, antwortete der eine: „Ongobe ei otue i peua omuhanga", diesen Ochsen haben wir als gemeinsames Eigentum bekommen = er gehört weder mir allein noch meinem Freunde, sondern uns beiden zusammen. So hatten mir auch diese beiden, ohne es zu ahnen, aus der Not geholfen und mir mit Omuhanga das Wort gegeben, welches ich jetzt zur genauen Übersetzung jener Stelle gebrauchen konnte.

Für „Gott" ist das vorgefundene Wort Kalunga, welches bei den Ovambo das über den Menschen stehende höhere Wesen bezeichnet, gewählt worden. In den meisten Fällen wird es, um Mißverständnissen vorzubeugen, in Verbindung mit Attributen gebraucht, z. B.: Kalunga Omusiti uetu, Gott unser Schöpfer; oder: Kalunga omuene uetu, Gott unser Herr; oder: Kalunga omuene ueulu nedu, Gott der Herr Himmels und der Erde. — Erlöser wird durch Omukulili (von kulila loskaufen) übersetzt. — Für Heiland ist Omuxupifi gewählt worden, welches Wort eine Person, die jemand oder etwas zu erhalten sucht, damit es nicht umkommt, bezeichnet. — Geist wird analog dem Griechischen durch Omepo = Wind, wiedergegeben. Omepo ijapuki, heiliger Geist. Das Adjektivum vom Verbum japuka = von andern Dingen ausgesondert, getrennt werden. — Auch die Übersetzung der Begriffe Sünde, Gnade, Erbarmen, Liebe bereitet keine Schwierigkeit. Für Gerechtigkeit ist das Wort Oujuki, welches Geradheit bedeutet, gewählt. Der Gerechte: Omujuki, einer der gerade ist in Worten und Taten. Der Begriff „Reich" wurde bisher mit Ouhamba, Name der Häuptlingsresidenz, übersetzt. In Ondonga schreibt man Ombasileja, also dem Griechischen nachgebildet. Vielleicht würde sich das Wort Epangelo = Herrschaft empfehlen. Denn es ist doch fast dasselbe, ob man:

dein Reich komme, oder: deine Herrschaft komme, sagt. — Doch die angeführten Beispiele mögen genügen, um auf die bei der Übersetzung sich bietenden Schwierigkeiten hinzuweisen.

Streifen wir nun auch ganz kurz die Frage, welche Beweggründe es sind, die zum Verlassen des Heidentums und zur Annahme des Christentums treiben! In den meisten Fällen werden es, wie dies schon erwähnt wurde, äußere Vorteile sein, die der Heide beim Missionar zu erhalten hofft. Und ist er damit vielleicht so sehr im Unrecht? Das Christentum will, auch was äußere Dinge anbelangt, ein Segen für die Menschheit sein! Was der Heide bisher bei seinen heidnischen Volksgenossen nicht fand und auch selber nicht besitzt, trifft er bei dem fremden weißen Manne: wirkliche, selbstlose Liebe, die sich der Not und des Elendes der Mitmenschen, selbst wenn diese einer ganz andern Nation angehören, erbarmt. Das ist für einen Heiden etwas ganz Neues, nie Gesehenes. — Der Kranke kommt, vielleicht mit bösen, ekelhaften Wunden behaftet, zum Missionar, und dieser reinigt und verbindet sie anstandslos und ohne, wie es bei den Zauberern des Landes der Fall ist, erst ein ziemlich hohes Honorar zu fordern. — Der Arme, der von seinem reichen Widersacher ungerechterweise geknechtet und vergewaltigt wird, nimmt seine Zuflucht auch oft zu jenem, damit er für ihn beim Häuptling des Landes Fürsprache einlege. — Bis zum Skelett abgemagerte Hungernde nehmen, nachdem sie vorher vergeblich an die Türen ihrer Freunde und Nachbarn angeklopft haben, den Weg zur Missionsstation und werden hier nicht abgewiesen. — Es ist eine Predigt der Tat, die der Missionar durch solche Liebeswerke ausübt, die ihres Eindrucks nicht verfehlt und die Herzen für die Predigt des Evangeliums vorbereitet. Denn so viel Logik besitzen auch die Heiden, daß sie sich schließlich sagen: Der Gott dieses weißen Mannes muß ein guter Gott, ein Gott der Liebe sein, sonst könnten seine Diener unmöglich so handeln; denn auch sie verstehen den Sinn des Wortes: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Man ist jetzt auch nicht mehr abgeneigt, der Predigt

von diesem Gott der Liebe zu lauschen. Überwältigend, ja unbegreiflich war für meine Zuhörer — wie ich dies schon früher erwähnte — der Gedanke an einen persönlichen Gott, der die Nöte eines jeden einzelnen Menschen kennt und sich seiner liebevoll annimmt. Aber nun auch dessen Forderung: „Ich bin heilig, und ihr sollt heilig sein." Er verlangt von den Menschen die Erfüllung seines Willens, das Halten seiner Gebote. Selbst die Heiden werden dem zustimmen, was Paulus sagt: „Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute finde ich nicht." Da streckt ihnen Jesus die Hand entgegen, er, der allein Gottes Willen erfüllt und durch seinen Tod alle Menschen erlöst hat und jeden, der an ihn glaubt, nun gerecht und Gott wohlgefällig macht. Seine Person ist es, die den größten Einfluß und die stärkste Macht auf die Heidenherzen ausübt! Sie fühlen es, dieser, der gekommen, um die Werke des Teufels zu zerstören, er kann auch uns von aller Geister- und Dämonenfurcht befreien. —

Ein Ding, welches viele, mit denen ich auf meiner Studierstube allein reden konnte, wenn auch nicht direkt für die Predigt des Evangeliums empfänglich machte, so doch sehr in ihrem heidnischen Tun und Treiben erschreckte, war der Hinweis auf Tod, Gericht und Ewigkeit. — Haisi, Nekotos Mann (Seite 177 ff.), einer der berüchtigtsten Menschen des Landes, besuchte mich sehr oft. Ich nahm dann stets die Gelegenheit wahr, um ihm allein unter vier Augen sein verwerfliches Treiben vorzuhalten. Ungezählte Menschenleben hatte er auf dem Gewissen. „Sieh," sagte ich ihm oft, „es kommt ein Tag, wo du alle diese Menschen, welche du ermordet hast, wiedersehen wirst. Dann wird dein und ihr Schöpfer auch zugegen sein und von dir Sühnung für all' das vergossene Blut fordern. Was wirst du dann sagen?" Unruhig rückte Haisi auf seinem Sitze hin und her, und als ich fortfahren wollte, griff er nach meiner Hose: „Du, woher hast du diese Hose, kannst du mir nicht auch so eine geben." Oder er stand auf und nahm meinen an der Wand hängenden Hut: „Solch einen Hut möchte ich haben, hast du nicht noch mehr davon?" Es kostete Mühe, ihn bei

jenem Thema an seinen Sitz zu bannen; sichtlich beunruhigt erhob er sich immer wieder, um das Gespräch auf andere Dinge zu lenken. — Auch bei Nekoto hatte ein Menschenleben keinen besonderen Wert, obgleich sie nicht in der Weise vorzugehen pflegte wie ihr Mann Haisi. Mit ihr habe ich ebenfalls manche Unterhaltung obiger Art führen können. Einst verurteilte sie einen Mann, dessen Hund eins ihrer Schafe zerrissen hatte, zur Zahlung eines Ochsen (Seite 115 ff.). Bald darauf besuchte ich sie, und wir kamen auch auf jenen Vorfall zu sprechen, wobei ich meine Verwunderung über die von ihr geforderte hohe Entschädigung äußerte. „Nun," sagte sie, „das ist ganz in der Ordnung; der Hund des Mannes hatte mein Schaf zerrissen, und da mußte er bezahlen." „Gut," erwiderte ich, „denkst du an die vielen Menschen, die du schon ermordet hast? Sieh, alle Menschen in deinem Lande gleichen auch einer großen Herde, deren Besitzer Gott selber ist. Dich hat er zum Häuptling und Herrscher über einen Teil derselben gemacht, nicht damit du sie vernichtest, sondern gut für sie sorgst. Was wirst du einst antworten, und welche Entschädigung wirst du zahlen, wenn er dich nach jenen, die du ermordet hast, fragt?.." Meine Worte waren Nekoto sehr unangenehm, und um die Fortsetzung des Gespräches zu verhindern, wandte sie sich, Befehle austeilend, an die in der Nähe stehenden Dienerinnen. — An dieser Stelle sei auch noch auf die Unterhaltung (Seite 188 ff.) mit meinem Freund Kandjambanga hingewiesen.

Wie verschiedenartig auch die Arbeit des Geistes Gottes an den Herzen der Heiden — durch das Wort vermittelt — sein mag, sie zielt nur darauf hin, den einzelnen zu Jesu und durch ihn zu Gott zu führen. Nur in Ihm findet auch das Herz eines Heiden Ruhe und Frieden, denn Augustins Wort: „Du, o Gott, hast uns zu dir geschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in dir," gilt auch für die schwarzen Bewohner des Ovambolandes.

Durch das bisher Gesagte sollte dargetan werden, daß die Aufgabe der Mission darin besteht, durch Verkündigung des Evangeliums — welcherlei Art diese auch sein mag — die Heiden zur Annahme des Christentums zu bewegen. Gottes Wort, welches den heidnischen Völkern gebracht wird, hat die Macht, den Bann des Heidentums zu brechen und neue Menschen zu schaffen. In erster Linie will es natürlich des Menschen Herz, also dessen Inneres, umgestalten. Aber sein Einfluß geht weiter: einem Sauerteig gleich durchdringt es das ganze Leben eines Menschen nach innen und außen. Es will eine solche, allen sichtbare Umwandlung herbeiführen, daß es nun heißt: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden." — Freilich ist damit nicht gesagt, daß die jungen Heidenchristen gleich vollkommene Menschen sind, sie fangen ja eben an, die ersten Schritte im Christentum zu tun. Durch die Annahme der Taufe haben sie den Bruch mit dem Heidentum vollzogen; jetzt gilt es, sich im ferneren Leben durch den ganzen Wandel auch als Christen zu beweisen. An die Stelle des früheren heidnischen Wandels tritt nun ein Leben, wo sich der einzelne für sein Tun und Lassen dem stets gegenwärtigen Gott verantwortlich weiß, ein Gedanke, der dem Heiden völlig fremd ist. — Das Familienleben, die Kindererziehung und auch der Verkehr mit den Mitmenschen werden fortan einen ganz anderen, dem Geist des Christentums entsprechenden Charakter tragen. Sehr oft wird — freilich nur von christentumsfeindlicher Seite — die Behauptung ausgesprochen, daß die heidnischen Eingeborenen brauchbarere Menschen seien als die christlichen, vielleicht aus dem Grunde, weil man bei letzteren noch so manche Dinge sieht, die sich mit dem Christentum nicht vereinigen lassen. Mit den Schwächen der eingeborenen Christen sind die Missionare wohl am besten vertraut und dürften wohl am schwersten daran tragen. Sie sind weit davon entfernt, diese als vollkommene Menschen zu betrachten! Man möge aber auch nicht vergessen, woher diese Leute kommen! Und wenn viele, sowohl in der Heimat als auch in unseren Kolonien lebenden Europäer an die christlichen Eingeborenen die gewiß gerechte For-

derung stellen, auch den Lehren des Christentums gemäß zu leben, verlangen sie da von diesen in den meisten Fällen nicht mehr, als sie selber persönlich leisten? — Das ist freilich keine Frage, daß die ganze Missionsarbeit ungeheuer erleichtert würde, wenn alle in den Kolonien lebenden Europäer die Mahnung des Apostels, „unter den Heiden einen guten Wandel zu führen", beherzigen wollten. — Es dürfte doch wohl keinem Zweifel unterliegen, daß Leute, welche jahrelang unter dem erzieherischen Einfluß der Mission gestanden haben und auch wissen, was Gott durch die zehn Gebote von seinen Geschöpfen verlangt, brauchbarere Menschen sind als solche, die noch im Heidentum stecken und darum in den meisten Fällen nicht das geringste Gefühl von Verantwortlichkeit besitzen. —

Ein Vorwurf, den man mit besonderer Vorliebe der Mission zu machen pflegt, ist der, daß sie ihre Leute nur zum Singen und Beten, aber nicht zur Arbeit erziehe. Ganz abgesehen davon, daß es nicht Aufgabe der Mission ist, brauchbare Arbeiter heranzubilden, verrät auch dieser Vorwurf die ungeheure Unkenntnis mit der Missionspraxis. Es gibt ja Eingeborene, bei denen die Erziehung zur regelmäßigen Arbeit mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Bei den Bewohnern des Ovambolandes kann man — eben weil sie, wie dies schon zur Genüge gezeigt wurde, von Jugend auf an regelmäßige und oft sehr anstrengende Arbeit gewöhnt werden — von einer Erziehung zur Arbeit überhaupt nicht reden. Es kann sich bei ihnen nur um das Erlernen solcher Dinge, die ihnen bisher fern lagen, handeln. Durch die Mission ist hierfür reichste Gelegenheit geboten. Die Gebäude sämtlicher Missionsstationen im Ovambolande — Kirchen, Schulen und Wohnhäuser — sind mit Hilfe der Eingeborenen errichtet worden. — Ich denke an den Beginn der Arbeit in Namakunde. Nachdem der Bauplatz bestimmt war, wurde dieser von allen darauf stehenden Bäumen und Sträuchern gesäubert und zugleich, nachdem die nötigen Formen beschafft waren, mit der Anfertigung der Bausteine begonnen. Die Leute lernten das Bearbeiten des Lehmes und das Formen der Steine. Bald war der Bauplatz

genügend hergerichtet; dank der afrikanischen Sonnenhitze waren die Steine — es wurden nur Luftziegel verwandt — schnell gebrauchsfertig, und nachdem die Gräben für die Fundamentmauern ausgehoben, wurde mit deren Aufführung begonnen. Für viele meiner Arbeiter alles neue, bisher nie gesehene Dinge! Aber sie waren gelehrige Schüler, und wenn auch anfangs beim Mauern an vielen Stellen Fuge auf Fuge kam, und die gelegten Reihen nicht immer die Richtung der gespannten Schnur innehielten, es ging vorwärts, und bald ragten die Fundamentmauern über den Boden empor. — Das nötige Bauholz war schon vor einiger Zeit von den Leuten gefällt, und wurde jetzt durch Wagen an Ort und Stelle geschafft. Die für die verschiedenen Zimmerdecken sich eignenden Balken wurden ausgewählt, und mehrere Leute an deren Bearbeitung — Entfernung des Bastes und Glätten derselben mittels eines Zugmessers — gestellt. Die Weiterführung der Mauern ging unterdessen rüstig vorwärts. Endlich hatten diese die nötige Höhe erreicht, und es konnte mit der Herrichtung der verschiedenen Zimmerdecken begonnen werden, um danach das Dachgerüst aufzusetzen. Das Hinaufschaffen der schweren Balken war keine Kleinigkeit, aber ohne jeden Unfall wurde diese Arbeit vollbracht. Die Herstellung des großen Dachgerüstes — handelte es sich doch um ein Haus von 30 m Länge und 11 m Breite — war mit den größten Anstrengungen verbunden. Bei den vielen Hunderten von Nägeln, welche hierbei nötig waren, mußte bei jedem einzelnen, der Festigkeit des Holzes wegen, vorgebohrt werden. Bei diesem Teil des Baues haben viele meiner Arbeiter den Gebrauch von Säge, Hammer, Beil und Bohrwinde gelernt, und mancher hat sich dabei eine ziemliche Sicherheit im Gebrauch dieser Werkzeuge angeeignet. Nachdem die Wände des Hauses einige Zeit, um zu trocknen, gestanden hatten, wurde mit dem Verputzen begonnen, einer Arbeit, welche auch die Eingeborenen leisteten. — Die uns zur Verfügung stehende Bauzeit war sehr kurz, höchstens sechs Monate. Anfang Juni wurde der Grundstein gelegt, und Dezember mußten, weil dann schon schwere Regen zu erwarten sind, die mit Luftziegeln

Ovakuanjamafrauen.

Eingeborene beim Sägen.

gebauten Mauern unter Dach sein. Kurz nach Sonnenaufgang wurde jeden Tag die Arbeit begonnen und, abgesehen von einer kurzen Mittagspause, ohne Unterbrechung bis zum Abend fortgesetzt. Wie heiß es oft — besonders in den späteren Monaten des Jahres — war, ersieht man daraus, daß man die verschiedenen eisernen Werkzeuge, welche vielleicht während der Mittagspause aus Versehen in der Sonne liegen blieben, nachher überhaupt nicht anfassen konnte und sie vor dem Gebrauch erst mit kaltem Wasser begießen oder auch eine Zeitlang in den Schatten legen mußte. Ohne jeden Unfall wurde die Arbeit vollendet, und am 5. Dezember konnten wir die drei ersten Räume des neuen Wohnhauses beziehen. Den meisten Arbeitern mußte das Zeugnis ausgestellt werden, daß sie während der ganzen schweren Arbeitszeit ihre Pflicht getan hatten. Freilich ging die Arbeit nicht immer so flink von statten, wie man es sich oft gewünscht hätte, aber wir dürfen nicht vergessen, daß es sich bei den meisten noch um ganz ungeschultes Arbeitspersonal handelte. Und wie ich eben die Bauarbeit auf der Station Namakunde kurz geschildert habe, so ist sie mit mehr oder weniger Schwierigkeiten auf allen Missionsstationen des Ovambolandes vor sich gegangen. — In meinem Hause haben die drei größten Stuben vollständige Holzdecken. Die hierzu nötigen Bretter sind von Eingeborenen aus den im Lande wachsenden Omiuva-Bäumen (Seite 8) geschnitten worden. Es dauerte einige Zeit, bis sie mit der ihnen bisher völlig unbekannten großen Säge einen geraden Schnitt fertig bekamen, aber bald erhielt man Bretter, wie sie auch von einer Maschine nicht schöner hätten geschnitten werden können. Auch auf den anderen Stationen sind Leute vorhanden, welche diese Kunst verstehen. Ebenso zeigen manche für Tischlerhandwerk besonderes Talent. Der Plan der Errichtung einer Handwerkerschule ist von den Missionaren in letzter Zeit öfters erwogen worden, konnte aber bisher noch nicht zur Ausführung gelangen.

Auf jeder Missionsstation des Ovambolandes befindet sich eine Anzahl junger Leute, Knaben und Mädchen. Unter ihnen sind manche, welche daheim von Gottes Wort hörten und die elterliche Wohnung zu dem Zweck verließen, um auf der Mis-

sionsstation Unterricht zu erhalten. Die meisten kommen natürlich, um als Diener oder Dienerinnen tätig zu sein. Die jungen Mädchen, welche in der besonderen Obhut der Missionarsfrau stehen, haben ihren Wohnplatz direkt auf der Station; die Knaben dagegen wohnen außerhalb, doch in nächster Nähe. Für alle muß der Missionar den täglichen Unterhalt schaffen. Letzteres macht keine besondere Mühe; schwieriger schon ist die Frage der Erziehung dieser Leute. Denn das ist doch im tiefsten Grunde der Wunsch, der sie hertrieb, durch das Leben auf der Missionsstation zu besseren Menschen herangebildet zu werden. Daß man von einem solchen Ort einen guten Einfluß vermutet, beweist auch der Umstand, daß manchmal selbst heidnische Eltern ihre Kinder dem Missionar zur Erziehung brachten. Ein Teil der Mädchen muß morgens das für die schwarzen Stationsbewohner nötige Quantum Mehl stampfen; andere werden von der Missionarsfrau im Hause beschäftigt, sei es nun in der Küche, wo sie sowohl europäische Sauberkeit kennen lernen als auch Unterricht im Kochen erhalten, oder in den anderen Räumen des Hauses, deren Reinigung sie — im Anfang natürlich stets unter Anleitung — zu besorgen haben. In den Nachmittagsstunden erhalten sie sehr oft Anleitung im Nähen; auch die Kunst des Waschens und Plättens erlernen sie schnell. — Ebenso muß für regelmäßige Beschäftigung der Knaben, welche unter der direkten Aufsicht des Stationsmissionars stehen, Sorge getragen werden. Einige finden Verwertung als Hirten, andere sind im Garten tätig oder haben die an den verschiedenen Bauten nötigen Reparaturen, welche besonders am Schluß der Regenzeit oft viele Arbeit machen, zu besorgen. Fast auf allen Stationen befinden sich die für einen Tischler nötigen Handwerkszeuge, weil es sich sehr oft um die Herstellung von Türen, Fenstern oder auch eines sonst nötigen Gegenstandes handelt. Die jungen Leute müssen bei diesen Arbeiten behilflich sein und lernen dabei den Gebrauch von Säge, Hobel und Hammer. Einige bringen es auch in diesen Arbeiten zu einer ziemlichen Selbständigkeit. Alle, Knaben und Mädchen, sind zur regelmäßigen Teilnahme am Schulunterricht verpflichtet.

Durch diese Arbeit, welche mit vieler Mühe und manchem Verdruß verbunden ist, wird auf jene Personen — die nicht nur Monate, sondern in den meisten Fällen lange Jahre auf der betreffenden Station bleiben — ein großer Einfluß ausgeübt, der auch für ihr späteres Leben eine besondere Bedeutung gewinnen kann. Denken wir nur an manche junge Mädchen, die aus dem Sumpf des Heidentums kamen und auf eine Missionsstation verpflanzt wurden! Für die Missionarsfrau ist ihre Erziehung eine ungeheure Aufgabe, und es gehört viel Liebe und Geduld dazu. Allmählich gewöhnen sie sich auch an die Ordnungen eines christlichen Hauses, und der große Unterschied zwischen diesem und einem heidnischen Gehöft wird ihnen immer deutlicher. Kein Wunder, daß sich manche in den früheren Behausungen nicht mehr wohl fühlen. Bei den meisten dieser jungen Leute haben wir es auch erlebt und erleben es noch heute, daß sie dem Heidentum den Rücken wenden und Christen werden, ohne daß dabei — um dies ausdrücklich zu betonen — von missionarischer Seite der geringste Druck ausgeübt wird.

Mit der Zeit wachsen die jungen Leute heran, und es naht der Tag, wo sie ihren eigenen Hausstand gründen. Wenn es eben angeht, wird das christliche Mädchen natürlich einen Mann, der auch Christ oder vielleicht doch schon Taufbewerber ist, heiraten, wie auch umgekehrt. Bei der Heirat der Mädchen bereiten oft die heidnischen Anverwandten nicht geringe Schwierigkeiten. Ich erinnere an das Fest der Ekundula, dessen Teilnahme den Töchtern des Ovambolandes ja erst die Berechtigung zur Heirat gibt. Es ist vorgekommen, daß zur Zeit der Ekundula auf der Missionsstation lebende Mädchen von ihren heidnischen Eltern oder Verwandten mit Gewalt entführt und zur Teilnahme an jenem Feste gezwungen wurden; doch ist auch die Zahl derer, welche die Trauung und die darauf folgende Hochzeitsfeier als die Ekundula der Christen ansehen, keine geringe. Es gibt in den Gemeinden des Ovambolandes eine Menge Ehepaare, wo Mann und Frau vor ihrer Verheiratung längere Jahre auf einer der verschiedenen Missionsstationen waren.

In der über 600 Christen zählenden Gemeinde Olukonda (Ondonga) ist noch heute Missionar Rautanen, der nun schon über 40 Jahre im Lande ist, tätig. Bei den meisten Ehepaaren seiner Gemeinde sind Mann und Frau in ihrer Jugend durchs Missionshaus gegangen, wo sie ihre Erziehung, welche dem späteren Leben das Gepräge gab, erhielten. Es ist ersichtlich, welch ungeheuerer Einfluß von solchen christlichen Ehen auf das ganze Volksleben ausgehen kann und auch wirklich ausgeht. —

Eins der schwierigsten Probleme in der Mission des Ovambolandes ist die Kleiderfrage. Die Nationaltracht ist so primitiv, daß sich ihre Beibehaltung für die christlichen Gemeinden wohl kaum empfehlen läßt, ganz abgesehen davon, daß auch die Zahl derer, die sich eine volle Nationaltracht nicht leisten können, ungeheuer groß ist. Wie primitiv die Kleidung oft sein kann, ersieht man aus dem Bilde, welches handelnde Eingeborene zeigt. Es ist nicht die Mission, welche auf Bekleidung drängt; wenn die Leute erst einige Zeit zur Schule und in den Unterricht kommen, dann empfinden sie selbst ihre fast völlige Nacktheit als einen unwürdigen Zustand. Auch ohne die Arbeit der Mission würde die Nationaltracht mit der Zeit bei einer großen Anzahl mehr und mehr schwinden. Viele, welche mit der Mission auch nicht die geringste Berührung haben, kaufen von den zu ihnen kommenden Händlern europäische Kleider, welche mit Vorliebe getragen werden. — Für die Mission ist die schwierige Frage die, wer soll die nötigen Kleider beschaffen? Bisher haben viele Frauenvereine in der Heimat einen Teil dieser Sorge durch Lieferung einfacher baumwollener Kleidungsstücke übernommen. Diese werden nach den verschiedenen Missionsstationen gesandt und an die in Frage kommenden Personen, welche aber stets irgend einen Gegendienst dafür leisten müssen, verteilt. Bei kleineren Gemeinden wird sich ja der Bedarf leicht decken lassen, aber wie, wenn nun eine Gemeinde nach mehreren Hunderten zählt? Diese Notlage hat die Finnische Mission vor einigen Jahren bewogen, im Ovambolande eine Spinnerei und Weberei zu errichten. Die hierfür nötigen Dinge wurden nebst einer

Spinnerei in Ondonga.

Weblehrerin nach draußen gesandt und die neue Arbeit mit großen Hoffnungen begonnen. Baumwolle war schon früher in bescheidenem Maße auf den verschiedenen Stationen angepflanzt worden; die Erlernung des Spinnens und Webens machte den Eingeborenen keine große Schwierigkeit und bald waren die ersten im Lande hergestellten Stoffe fertig. Die Freude über das Erreichte war nicht gering, weil viele glaubten, nun die Lösung der schwierigen Kleiderfrage erreicht zu haben; doch diese Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen. Die Betriebskosten waren keine geringen, und die verfertigten Stoffe stellten sich bedeutend teurer als die importierten. Die Folge war, daß man von der Fabrikation im Lande bald wieder Abstand nahm. — Unter denen, welche alljährlich nach Hererolland gehen, um dort zu arbeiten und dadurch einigen Verdienst zu erwerben, befinden sich auch viele Christen. Für den erhaltenen Lohn kaufen sie dann die nötigen Kleidungsstücke.

An dieser Stelle kann natürlich nur ganz kurz auf die erzieherische Tätigkeit der Mission hingewiesen werden. Aber das dürfte auch aus den kurzen Schilderungen ersichtlich sein, daß die Mission eine Kulturmacht ersten Ranges ist und die Eingeborenen unserer Kolonien nicht für diese Welt unbrauchbar, sondern zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft macht. —

Der Missionserfolg.

Der numerische Erfolg der bisherigen Missionsarbeit ist kurz folgender:

a) Finnische Mission. Dezember 1909 hatte diese auf ihren in vier Stämmen (Ondonga, Oukuambi, Ongandjera, Oukualuidi) gelegenen 9 Stationen 1887 getaufte Christen. Die Schülerzahl belief sich auf 2237. Für die Arbeit in den Schulen standen eine Anzahl tüchtiger eingeborener Kräfte zur Verfügung; die Zahl der europäischen Missionare betrug 11. Hierzu kommen noch eine Ärztin nebst ihrer Gehilfin und verschiedene Lehrerinnen.

b) Rheinische Mission. Ihre Arbeit beschränkte sich

bisher nur auf den größten Stamm des Ovambolandes, Oukuanjama. Bis Ende 1909 waren vier Stationen (Ondjiva, Omupanda, Namakunde, Omatemba) gegründet. Die Zahl der Christen belief sich auf 497; Schüler waren annähernd 500 vorhanden. Leider ist die Zahl der Missionare noch sehr gering; augenblicklich sind nur drei im Lande, und drei weilen vorübergehend in der Heimat.

Mag der numerische Erfolg die Erwartungen mancher vielleicht täuschen, die Mission ist für das bis heute Erreichte von Herzen dankbar. Das Christentum ist auch an vielen Stellen des Ovambolandes schon eine Macht geworden, welche das ganze politische, soziale und vor allem religiöse Leben des Volkes durchdringt. Die Missionare, welche vor nun 40 Jahren das Land betraten, hatten mit den größten Schwierigkeiten jeder Art zu kämpfen und waren lange Zeit nur als fremde Eindringlinge geduldet. Nur langsam konnten sie das Vertrauen einzelner Leute gewinnen, die meisten hielten sich fern. So kam es, daß auf der ältesten finnischen Station Olukonda, welche schon 1871 gegründet war, erst nach 13 Jahren die ersten vier Personen getauft werden konnten. Nur langsam schwand das Mißtrauen der Eingeborenen, und es dauerte sehr lange, bis sich ihr Verkehr mit den verschiedenen Missionaren freundlicher gestaltete, wenn man auch an nichts weniger dachte, als zum Christentum überzutreten. Und heute? Die Häuptlinge des Ovambolandes haben es erfahren, daß sie sich auf diese Leute verlassen können und suchen ihre Freundschaft. Bei vielen ist der Missionar ein angesehener Mann, auf dessen Rat man oft bei der Entscheidung wichtiger Angelegenheiten hört. Wenn nicht die Missionare des Ovambolandes gewesen wären, wer weiß, ob nicht während des Aufstandes im Süden die Ovambo auf die vielen Lockungen der Herero hin doch noch schließlich gemeinsame Sache mit diesen gemacht hätten. Die Missionare haben die Häuptlinge immer wieder auf die furchtbaren Folgen eines solchen Bündnisses hingewiesen und zum Frieden ermahnt, und man hat auf sie gehört. — Je mehr das Christentum sich ausdehnt und eine Macht im Lande wird, um so mehr

werden auch die heidnischen Greuel schwinden. Der furchtbare Aberglaube an Ouuanga (Seite 210 ff.), dem so viele Menschen zum Opfer fallen, wird überwunden und dieser unheimliche Bann vom Volke genommen. Wie viele kostbare Menschenleben werden schon heute dem Lande durch die bestehenden Christengemeinden, welche von der Herrschaft der Ouuanga befreit sind, erhalten! — Auch bei Stammesfehden hat der Missionar schon oft den friedlichen Vermittler gespielt und dadurch kriegerische Verwickelungen verhütet. — Wie mancher zum Tode Verurteilte ist durch seine Fürsprache beim Häuptling noch gerettet worden. Die Mission hat sich während der Zeit ihres Bestehens als ein Segen für das Land erwiesen. Und nun der große Einfluß, den die bereits bestehenden Gemeinden mit ihren Schulen auf die heidnische Umgebung ausüben! — Ovamboland ist auch heute noch das Land, in welchem täglich die furchtbarsten heidnischen Greuel verübt werden, und wo Menschenraub und Menschenhandel unter den Eingeborenen an der Tagesordnung sind. Aber das Morgenrot einer neuen Zeit ist auch über diesem Lande und seinem Volke aufgegangen. Nur eins ist imstande, das finstere Heidentum zu überwinden, und zwar das Evangelium mit seinen Lebenskräften. Daß es diese Macht besitzt, hat es auch bereits im Ovambolande bewiesen. —

Bevor ich schließe, will ich noch kurz das Bild zweier Männer, die auch von dieser Macht überwunden wurden, zeichnen. Der eine ist der schon früher erwähnte Kaukungua. Er war einer der ersten Großleute des Häuptlings und dessen Tante Nekoto. Einst wurde er — gerade an einem Sonntag — von seinem Herrn mit einer Botschaft zum Missionar geschickt. Es war gerade die Zeit des Gottesdienstes, und Kaukungua mußte darum warten, bis er den ihm erteilten Auftrag erledigen konnte. Er hörte den Missionar reden, und die Neugier trieb ihn zu lauschen, ohne daß er ahnte, welch eine Bedeutung diese Stunde für sein ganzes späteres Leben haben sollte. Merkwürdige, nie gehörte Worte waren es, die an sein Ohr klangen und ihm von dem Augenblick an keine Ruhe mehr ließen.

Als der Gottesdienst vorbei war, richtete er seinen Auftrag aus und kehrte zur Häuptlingswerft zurück. In den nächsten Tagen traf er einen seiner Landsleute, der schon Christ geworden war und fragte ihn: „Was für Menschen sind diese Lehrer, und woher haben sie ihre Worte?" Der Angeredete gab, so gut er konnte, Aufschluß. Von nun an besuchte Kaukungua — ohne freilich vom Häuptling gesandt zu sein — häufiger die verschiedenen Missionare. Ihre Worte schienen ihn aufs höchste zu interessieren. So kam er eines Tages auch zu mir. Wir wurden bald näher miteinander bekannt, und Kaukungua besuchte, obwohl er drei Stunden von meiner Station entfernt wohnte, von nun an regelmäßig die sonntäglichen Gottesdienste. Sowohl beim Häuptling als auch bei Nekoto hatte man bald von seinem Verkehr mit den Missionaren gehört, und Hohn und Spott der anderen Großen, daß er wohl auch Christ werden wolle, war die Folge; doch er ließ sich durch nichts beirren. Einmal kam er an einem Wochentage und lernte den Schulbetrieb kennen. Auch hier zeigte er für alles das größte Interesse, am meisten war er jedoch über die Kunst des Lesens erstaunt. „Nein," meinte er, „so ein Buch ist doch ein merkwürdiges Ding, das erzählt einem ja, was andere Leute gesagt haben." Im nächsten Augenblick saß er auch schon auf dem Boden und suchte sich — er war schon 50 Jahre alt — den ersten Buchstaben einzuprägen. Nach Schulschluß bat er um eine Lesetafel und zog stolz damit nach Hause. Von jetzt ab war diese sein steter Begleiter. Traf er zufällig jemand, der vielleicht schon in etwa lesen konnte, dann ließ er nicht nach, bis sich dieser mit ihm unter einen Baum setzte und die noch fremden Buchstaben erklärte. — Kam er am Sonntag, dann blieb er in der Regel bis gegen Abend. Zu Hause angelangt, rief er seine Hausbewohner und Nachbarn herbei, um auch sie mit dem Neuen, was er sah und hörte und ihn so ungemein bewegte, bekannt zu machen.

Einst blieb er über Nacht auf unserer Station und kam am nächsten Tage auch zur Morgenandacht. Bald darauf ging er nach Hause. Nachdem man am nächsten Morgen aufgestan-

den war, wollte sich seine Familie gleich zerstreuen; doch er rief sie zurück und sagte: „Gestern habe ich auf der Missionsstation gesehen, wie die Christen jeden Morgen zu ihrem Gott beten und sich in seinen Schutz geben. Wir sind zwar noch keine Christen, aber ich möchte diese Sitte auch in meinem Hause einführen," und dann hielt Kaukungua mit seiner Familie die erste Morgenandacht. — Bei einer späteren Gelegenheit merkte ich, wie seine Lesetafel so abgenutzt war, daß manche Buchstaben überhaupt nicht mehr zu erkennen waren. „Nun," sagte ich ihm, „du scheinst ja mit einem solchen Eifer zu lesen, daß bald nichts mehr auf der Tafel zu sehen ist." Lächelnd erwiderte er: „Weißt du, daran sind die vielen Kinder schuld." Als ich mich dann genauer nach den Schuldigen erkundigte, erzählte er: „In meinem Hause und bei den Nachbarn sind viele Kinder, und die rufe ich, wenn eben möglich, jeden Tag zusammen, um ihnen das Lesen beizubringen." — Wunderbar, dieser Heide beherrschte eben die ersten Anfangsgründe jener Kunst und hatte schon wieder einen Kreis von Schülern um sich versammelt! Sehr erfreut war er, als ich ihm dann für „seine Schule" eine Anzahl neuer Lesetafeln schenkte. — Kaukunguas Haus war der Ort, wo sich auch abends immer eine größere Anzahl von Leuten einfand, und zwar auf seine persönliche Einladung hin. Und zu welchem Zweck? Es wurde schon früher erwähnt, daß auf allen Missionsstationen regelmäßige Abendandachten, an denen sich auch immer viele aus der Umgegend beteiligen, gehalten werden. Kaukungua suchte diese Sitte auch in seinem Hause einzuführen und lud hierzu stets die nächsten Nachbarn ein. Man versammelte sich in dem großen Empfangsraum, und beim Schein des Feuers erzählte dann mein Freund seinen Landsleuten von den wunderbaren Worten, welche er auf der Missionsstation gehört hatte. Wie er mir sagte, sollen oft 20—30 Personen zugegen gewesen sein. Es war ein wunderbares Ding um den Eifer dieses Mannes! Er besaß eine angesehene Stellung, war wohlhabend und nichts, was ein Heide begehren kann, fehlte ihm. Aber nachdem er zum ersten Male von Got-

tes Wort gehört hatte, wurde das Verlangen nach höheren Dingen wach und ließ ihm fortan keine Ruhe. — Es war an einem Sonntag Abend, als Kaukungua mir wieder von den Versammlungen in seinem Hause erzählte und freudestrahlend berichtete, wie sich immer mehr Leute dazu einfänden. Auf meine Frage hin, ob sich auch wohl Zuhörer einfinden würden, wenn ich einmal persönlich nach dort käme, um seinen Leuten etwas zu erzählen, antwortete er: „Dann werden sicherlich noch viel mehr kommen." Es wurde gleich ein Tag hierfür bestimmt; Kaukungua hatte bei seinem Gehen noch den Auftrag erhalten, den umwohnenden Leuten mein Kommen mitzuteilen. Als ich zur festgesetzten Zeit in die Nähe der Wohnung meines Freundes kam, drang mir der schrille Ton einer Pfeife entgegen. Bald war ich an Ort und Stelle und zwar unter einem großen schattigen Baume, aus welchem aufs neue der Ton der Pfeife erklang. Kaukungua saß nämlich mit diesem Instrument in der Spitze desselben und suchte auf diese Art die Nächstwohnenden herbeizurufen. In kurzer Zeit hatte sich eine Schar von über 100 Personen versammelt, und ich hielt dann unter jenem Baume diesen Leuten einen Gottesdienst. Von da an habe ich jenen Platz allwöchentlich besucht, also eine Art Filial dort eingerichtet. — Durch fleißigen Besuch der Gottesdienste auf meiner Station wurde Kaukungua immer mehr und mehr in seiner Erkenntnis gefördert; trotz seines vorgerückten Alters hatte er es auch dahin gebracht, daß er ziemlich geläufig lesen konnte. Als ich Januar 1907 wiederum mit einer Anzahl von Leuten den Taufunterricht beginnen wollte, kam mein Freund mit der Bitte: „Lehrer, ich möchte auch aufgenommen werden; ich will nicht mehr im Heidentum bleiben, ich werde Christ." Ich wies auf die Gefahren hin, die ein solcher Schritt für ihn haben könnte, aber er antwortete: „Mag der Häuptling und auch seine Tante Nekoto sagen, was sie wollen, ich werde Christ." Von da an mußte er wöchentlich viermal den Weg von seinem Hause nach meiner Station machen, Sonntags zum Gottesdienst und in der Woche dreimal zum Taufunterricht. Das waren doch immer min-

bestens 24 Stunden, die er in jeder Woche zurücklegte, um sein Ziel zu erreichen. Besonders schwierig war sein Weg in der Regenzeit, wo in den vier zwischen seiner Wohnung und meiner Station gelegenen Flüssen, die er nicht umgehen konnte, das Wasser der Flut eine bedeutende Tiefe hatte. In der Regel trug er bei diesen Gängen ein einfaches Hemd, und an diesem pflegte er mir dann immer die Höhe des Wasserstandes zu zeigen. Eines Tages bemerkte ich, wie an seinem Hemd nur der Kragen und dessen nächste Umgebung trocken war. Auf meine Frage hin, ob er denn ins Wasser gefallen sei, sagte er: „Nein, aber bis hierher" — indem er dabei mit seiner rechten Hand auf eine Stelle dicht unter dem Halse zeigte — „reichte heut das Wasser." Wie mußte dieser Mann von der Wahrheit des göttlichen Wortes durchdrungen sein! — Er ist Christ geworden. Bei seiner Taufe wählte er sich den Namen Noa und bis heute hat ihn dieser Schritt noch nicht gereut. Einen Gewinn an äußeren Gütern brachte ihm das Christentum nicht, im Gegenteil, er hat große Verluste erdulden müssen. Die einstige angesehene Stellung bei den Großen des Landes hat er gänzlich eingebüßt. Sein großes Gehöft lag in einem schönen Garten; aus beiden ist er vertrieben worden, und heute muß er sich mit einer ganz bescheidenen Wohnung begnügen. Kurz nach meiner Abreise kam das Gerücht, welches sich zum Glück nicht bestätigte, daß er ermordet sei. Als ich ihn früher einmal darauf aufmerksam machte, daß sein Übertritt ihm das Leben kosten könnte, sagte er: „Das weiß ich; aber auch dieser Gedanke schreckt mich nicht zurück." —

Nun noch mit einigen Strichen das Bild des zweiten, meines alten Freundes Siueda, wie er früher hieß. Als die ersten Missionare das Land betraten, da war er unter jenen, welche diese empfingen und zur Häuptlingswerft geleiteten. Er hat dann gleich von Anfang an ihre Freundschaft gesucht und stand besonders mit Missionar Wulfhorst in Omupanda in regem Verkehr. Obwohl er sehr weit von der Missionsstation entfernt wohnte, kam er doch regelmäßig zu den sonntäglichen

Gottesdiensten. In Omupanda machte ich seine erste Bekanntschaft. Nachdem die Station Namakunde angelegt war, besuchte er mich sehr häufig und meinte eines Tages: „Bisher ging ich immer nach Omupanda; dein Haus ist doch bedeutend näher, und ich werde hier zum Gottesdienst kommen." Wohl nie fehlte Siueda am Sonntage, und wenn es seine Zeit erlaubte, war er auch manchmal an den Wochentagen in der Schule zugegen. — Als Siebziger war er im Heidentum nicht nur alt und grau, sondern auch hart geworden. Obwohl Gottes Wort einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen schien, dachte er vorläufig noch nicht an einen Übertritt zum Christentum; die damit verbundenen Konsequenzen waren ihm zu unangenehm. Trotz seines sehr hohen Alters hatte sich Siueda ein merkwürdig gutes Gedächtnis bewahrt. Ich mochte ihn nach dem Gottesdienst fragen was ich wollte, er blieb nie die Antwort schuldig. Daß er das Gehörte auch oft zur rechten Zeit anzuwenden verstand, beweist folgender Vorfall: Eines Tages hatte ich, als gerade Siueda herzukam, eine Säge in der Hand. Im Scherz griff ich nach seinem Ohr und setzte meine Säge darauf. Mit ernstem Blick sah er mich an: „Das darfst du nicht tun," worauf meine Entgegnung: „Warum denn nicht." — „Nein, das darfst du nicht; weißt du denn nicht, was Jesus dem Petrus sagte, als er dem Malchus das Ohr abgeschlagen hatte?" — Wenn er auch auf der einen Seite vom Heidentum gehalten wurde, mit aller Gewalt zog es ihn doch immer wieder zum Christentum hin, und mehrmals hatte er schon den Wunsch geäußert, in den Taufunterricht aufgenommen zu werden. Doch mir fehlte bisher noch die Freudigkeit, seinem Wunsch zu willfahren. Weihnachten 1906 war eine Taufeier, bei welcher mehrere Personen in die Gemeinde aufgenommen wurden. Solche Feiern haben für die kleinen Christengemeinden und auch für die anwesenden Heiden immer etwas ungemein Erhebendes, und auch auf Siueda verfehlte jene Feier ihres Eindrucks nicht. Sie drängte ihn zur endlichen Entscheidung. Am folgenden Sonntag wurde der Beginn eines neuen Taufunterrichts bekannt gemacht, und es meldeten sich wohl an

40 Personen, welche um Aufnahme baten, unter ihnen auch Siueda. Aus jenen 40 wurden 17 ausgewählt und ihre Namen am nächsten Sonntag öffentlich verlesen. Man horchte gespannt, wer aufgerufen wurde; auch Siueda war voller Erwartung, aber sein Name wurde nicht genannt. Es war ein ungewisses Etwas, was mich ihm auch dieses Mal die Aufnahme in den Taufunterricht verweigern ließ.

Früher war kein Sonntag vergangen, an dem er nicht nach dem Gottesdienst, um mich eben zu begrüßen, auf meine Stube kam. Heute erschien er nicht. —

In der Frühe des nächsten Morgens — es war eben 6 Uhr — klopfte es an die Tür, und als ich öffnete, stand zu meinem Erstaunen schon mein Freund Siueda davor. „Was treibt dich denn so früh her?" fragte ich ihn. Er betrat mein Zimmer, setzte sich auf den Boden und verharrte eine Weile in tiefstem Schweigen. „Aber was ist denn eigentlich los, ist dir vielleicht irgend ein großes Unglück zugestoßen?" — „So magst du wohl fragen," gab er zur Antwort; „so oft habe ich dich um Aufnahme in den Taufunterricht gebeten, und jetzt hast du mich wieder zurückgestoßen." — „Nur aus dem einen Grunde, weil ich keine Freudigkeit dazu habe." — „Ob du Freudigkeit hast oder nicht, das ist ganz gleich; siehst du eigentlich" — und damit wies er auf seinen Kopf — „meine grauen Haare nicht? Wenn ich nun, obwohl ich so lange bei den Missionaren war, verloren gehe, wer wird die Schuld haben?" — „Die dürfte wohl auf deiner Seite sein. Gelegenheit um Christ zu werden war dir oft genug geboten, aber es sind noch so manche Dinge in deinem Heidentum, welche du nicht lassen kannst, und welche deine Aufnahme in den Taufunterricht unmöglich machen." — „Das mag sein, aber stoße mich dieses Mal nicht zurück. Nimm mich auf, Gott wird mir vielleicht helfen, dem ganzen Heidentum den Abschied zu geben." Er ließ nicht nach; auf all' meine Entgegnungen hatte er nur den einen Wunsch: „Stoß mich diesmal nicht zurück!" — „Gut," sagte ich endlich, „wir wollen denn einen Versuch machen und dich zur Probe aufnehmen." Wer war froher als Siueda!

Seine Aufnahme habe ich nie zu bereuen brauchen, und er hat es bewiesen, daß es ihm mit dem Christwerden ein wirklicher Ernst war. Mit großem Interesse folgte er immer dem Unterricht, bei dem er während der ganzen Zeit nur ein einziges Mal fehlte.

Es kam die Zeit, wo der Unterricht seinen Abschluß fand und die Taufe stattfinden sollte. Keiner von den Bewerbern brauchte zurückgestellt werden, und auch meinem alten Freunde Siueda konnte ich die Taufe mit ruhigem Gewissen erteilen. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß die Leute das neue Leben als Christen mit einem neuen Namen beginnen wollen. Mit jedem einzelnen findet vor der Taufe in der Studierstube des Missionars noch eine persönliche Rücksprache unter vier Augen statt. Ich sehe noch meinen alten Freund, wie er kurz vor der Taufe an einem Morgen freudestrahlend in mein Zimmer trat. „Du mußt wohl eine besonders freudige Nachricht erhalten haben," redete ich ihn an. „Ja, Lehrer," antwortete er, „jetzt bin ich glücklich. Wie es hier in meinem Herzen ist, vermag ich nicht zu sagen, aber jetzt ist alles gut." Wir haben dann über manche Dinge miteinander geredet und im Laufe der Unterhaltung wurde es mir immer mehr klar, wenn einem, dann darfst du diesem die Taufe erteilen. Endlich kamen wir auch auf den Namen zu sprechen, und ich schlug ihm vor, doch den seinigen zu behalten. „Nein," meinte er, „ich müßte auch einen neuen haben." — „Und welchen hast du dir gewählt?" — „Du sollst mich auf den Namen Simeon taufen." — „Und was brachte dich gerade auf die Wahl dieses Namens?" — „Du hast uns doch im Taufunterricht von dem alten Simeon erzählt, wie dieser lange auf den Heiland gewartet hat, und als er ihn endlich fand und das Jesuskind in den Armen hielt, da war sein Herz voller Freude, und er hatte sogar vor dem Tode keine Furcht mehr und konnte darum in Frieden sterben. Und so steht es heute mit mir. Nachdem ich meinen Heiland gefunden habe und ihn so sicher besitze, wie jener das Kind in seinen Armen, ist auch mein Herz voller Freude. Ich bin auch ein alter Mann und habe mich früher als Heide

am meisten vor dem Tode gefürchtet; aber nun ist diese Furcht überwunden, und ich werde in Frieden sterben können. Ich möchte darum auch Simeon heißen." — Mancher mag denken: Nun, das war eben ein frommer Schwätzer. Nein — diese Worte sind das Zeugnis eines Mannes, bei dem durch Gottes Gnade wirklich das Alte vergangen und ein Neues geschaffen war. Strahlenden Auges stand Siueda, als er dieses sagte, vor mir, und man merkte ihm so recht die innere Freude an, eine Freude, von der wir hier in der Heimat wohl kaum eine Ahnung haben. Ein Heide, der wie schon bemerkt, in seinem Heidentum nicht nur alt und grau, sondern auch hart geworden war, kann durch Gottes Gnade ein neues Leben beginnen, wo auch alle Todesfurcht — das schrecklichste für einen Heiden — überwunden ist! Gibt es wohl ein größeres Wunder!? — Gern habe ich meinem alten Freunde seinen Wunsch erfüllt und ihn auf den Namen Simeon getauft. Er mußte es wohl geahnt haben, daß seine Tage hienieden gezählt waren. Darum auch sein Bitten beim Beginn des Taufunterrichtes: „Lehrer, stoße mich dieses Mal nicht zurück!" — Bald nachdem mein alter Freund getauft war, verließen wir das Land. Es waren kaum zwei Wochen vergangen, da erhielten wir Kunde von seiner Erkrankung, und schon nach wenigen Tagen traf auch die Todesnachricht von ihm ein. — „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht zu erleuchten die Heiden." —

Dieses Licht allein kann die finstere Nacht des Heidentums überwinden und neues Leben schaffen. Die Mission möchte es allen, die noch in Finsternis und Todesschatten sitzen, bringen, aber sie bedarf dazu der treuen Mithilfe der heimatlichen Christenheit. Bisher waren es immer nur kleine Kreise, welche sich für die Mission interessierten und sie auch mit ihren Gaben unterstützten. Erschreckend groß ist die Zahl derer, die überhaupt nichts von der Mission wissen oder, dank der Tätigkeit

einer missionsfeindlichen Presse, sich ihr gegenüber vornehm ablehnend verhalten.

Das Interesse für unsere Kolonien und ihre Bewohner hat sich ja in letzter Zeit ungemein gesteigert. Was werden wir diesen Leuten bringen, und was haben sie von uns zu erwarten? — Ich denke an jene Person, die kurz vor unserer Abreise kam, um sich von uns zu verabschieden. Ihr Wunsch, noch einmal unser ganzes Haus, Hof und Garten zu sehen, wurde gerne erfüllt. Nachdem dies geschehen, sagte sie: „Wißt ihr, was ich denke?" — „Und das wäre?" — „Meiner Ansicht nach hat Gott euch weiße Menschen zuerst geschaffen und all' die schönen Sachen, welche ihr besitzt, geschenkt. Dann, als er nichts mehr besaß, hat er uns Schwarze geschaffen, und wir sind leer ausgegangen, haben nichts bekommen. Nun seid ihr die reichen Weißen und wir die armen Schwarzen." Hatte sie unrecht? — Und nun du von Gott so reich gesegnetes deutsches Volk! Vor deiner Tür stehen die heidnischen Bewohner deiner Kolonien und mit ihnen alle andern Heidenvölker mit der stummen Frage: Denkst du auch an uns? — Was wirst du ihnen geben? — Die Erzeugnisse deiner Industrie und Kunst? Auch dafür werden sie dir danken. Aber vergiß nicht, ihnen das höchste Gut, was du besitzest und dich einst groß und stark machte und dir noch heute fortwährend neue Lebenskräfte verleiht, zu bringen — das Evangelium! —

Ernst Röttger's Buchdruckerei (Inh. Edm. Pillardy), Cassel.

Karte vom Ovamboland.

Wer sich eingehend über die Missionsgeschichte orientieren will, der greife zu dem soeben in

9. neubearbeiteter und vermehrter Auflage

erschienenen

Prof. Dr. D. G. Warneck

Abriss einer Geschichte der protestantischen Missionen

von der Reformation bis auf die Gegenwart.

Mit einem Anhang über die katholischen Missionen.

Preis des stattlichen Bandes gebunden nur M. 7.—.

Diesem Werke unseres Nestor auf dem Missionsgebiete braucht man keine Empfehlung hinzuzufügen. Dadurch, dass dasselbe bis auf die Gegenwart ergänzt ist, und die Mission in unseren Kolonien eine besonders eingehende Würdigung findet, gehört dieses Buch nicht nur in die Hände der Missionare, sondern jedes missionsfreundlich gesinnten Laien.

Möchte es dazu helfen, den grossen Missionsgedanken in noch weitere Kreise zu tragen.

Verlag von Martin Warneck, Berlin W. 9.

Innerhalb Jahresfrist erschien in 3 Auflagen

Die Lebenskräfte des Evangeliums

Missionserfahrungen innerhalb des animistischen Heidentums.

Von

D. Joh. Warneck, lic. theol.
Missionsinspektor.

Preis kart. M. 4.50, gut gebunden M. 5.50.

Während einer 14 jährigen Tätigkeit auf Sumatra hat der Verfasser mit grossem Fleiss das Wesen des Animismus studiert und bis in seinen Ursprung zurück verfolgt. Hier legt er seine Erfahrungen auf diesem Gebiete in markanter Weise nieder. Jeder Leser wird das Werk mit reichem Gewinn aus der Hand legen; denn er hat sich einem kundigen Führer anvertraut, der viele neue Anregungen und Gedanken für die Missionsarbeit gibt.

Verlag von Martin Warneck, Berlin W. 9.

Eine Enzyklopädie der geschichtlichen und theoretischen Missionskunde ist die

Allgemeine Missionszeitschrift

unter ständiger Mitarbeit von Fachmännern herausgegeben von

Prof. Dr. D. G. Warneck.

Preis pro Jahrgang (12 Hefte) M. 8.—.

Es gibt wohl kein Missionsgebiet und keine Hauptfrage des Missionsbetriebes, des heimatlichen wie des auswärtigen, worüber man in ihr nicht Auskunft erhielte. Ueber die Zuverlässigkeit, Gründlichkeit, Gediegenheit der Arbeiten ist das Urteil weit über die deutschen Missionskreise hinaus einstimmig ein anerkennendes. Schon in den letzten Jahrgängen ist neben der geschichtlichen und theoretischen Missionskunde auch die religionsgeschichtliche Frage stärker als früher in den Bereich ihrer Arbeiten gezogen worden; jetzt soll diese immer mehr aktuell werdende Frage noch mehr Berücksichtigung finden, und zwar von solchen Männern behandelt werden, die die fremden Religionen aus eigenster Erfahrung kennen und die als Augenzeugen das kompetenteste Urteil über sie haben. Sonst wird sie wie bisher über alle wichtigen Vorkommnisse unseres ganzen grossen Missionsgebietes wie über alle prinzipiell und methodisch wichtigen Fragen des praktischen Missionsbetriebes orientieren und immer mehr zu werden sich bestreben, was ihr Titel sagt.

Bestellungen nimmt jede gute Buchhandlung, die Post und auch der Verlag gern entgegen.

Verlag von Martin Warneck, Berlin W. 9.

Islam und Christentum

im Kampf um die Eroberung der animistischen Heidenwelt.

Beobachtungen
aus der Mohammedanermission in Niederländisch-Indien

von

Pastor Gottfried Simon
Rheinischer Missionar.

Preis kart. M. 6.—, gut gebunden M. 7.—.

Das Buch ist ein prächtiges Gegenstück zu Joh. Warnecks Werk über die Lebenskräfte des Evangeliums im animistischen Heidentum und handelt in meisterhafter Weise über die mohammedanische Verkündigung auf die animistische Psyche und dann weiter über die des Evangeliums auf die mohammedanisch-animistische Psyche. Es wird gezeigt, dass der Islam nichts weniger ist als eine Vorstufe zum Christentum, sondern die antichristlichste Religion, die es gibt. Er greift das Christentum in seinem Zentrum an und versucht der Menschheit eine Religion der Erlösung zu bieten, ohne Jesus. Simon weist dann nach, wie die Person Jesu, als des wahren, von Gott kommenden Mittlers und Erlösers allein das Unmögliche zu vollbringen vermag, dass ein Mohammedaner ins Himmelreich eingeht und wie in Jesus die Kräfte der Erneuerung für die Menschen jeder Nation und Religion liegen.

Verlag von Martin Warneck, Berlin W. 9.